



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

Holotropes Hören / Holotropic hearing

Pränatale Erinnerungsspuren in einem immersiven Klangraum
Prenatal memory traces in an immersive sound room

verfasst von / submitted by

Adelgundis-Reingard Schusser

angestrebter akademischer Grad

/ in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt

A 298

Studienrichtung lt. Studienblatt

Psychologie

Betreut von / Supervisor:

a.o. Univ.-Prof. Dr. Thomas Slunecko

Inhaltsverzeichnis

1. Eine kurze Einführung des Gegenstandes	4
1.1. Eine Liege, die tönt, schwingt und leuchtet ...	4
1.2. ... steht im Mittelpunkt eines Forschungsfeldes ...	5
1.3. ... das vielschichtige Geschichten hervorbrachte, von denen manche einen dunkleren, ungereimteren, ungestimmteren Klang (als andere) haben.	6
1.4. Dieses Forschungsfeld wurde einer vielstimmig inspirierten und dann doch seine eigene Logik entwickelnden Dokumentation, Interpretation und ‚Metaanalyse‘ unterzogen.	6
* Zur Schnittstelle zwischen Form und Inhalt – Beipackzettel zur Lesbarkeit	8
 2. Eine ausschweifende Einführung des (N)Objekts und seines Forschungsraumes – 6 Versuche von Begriffsbestimmungen und Einschreibungen in vorhandene Felder und Diskurse	 9
2.1. In Anlehnung an Thomas Slunecko – Immer auch die eigene Spur beobachten als habituellem Königsweg einer Toposophie	9
2.2. Versuch(e) mit und nach Peter Sloterdijk	10
A. Zwischenwelt-Denken. Sphärologie. Begriffssetzung mit Orientierung an fötalen Verhältnissen	11
* Praktische Umsetzung sphärischen Verständnisses – psycho-re-aktive Treibhäuser	14
* Monadisch-dividuale Ergänzung	15
B. Mystisches Staunen	19
C. Selbstcontainer oder thinktank als psycho(re)aktiver Brutkasten für ein singuläres, sich selbst ent-werfendes Wesen – Liminoider Raum	21
* Zum Begriff der Liminalität	24
2.3. In Anlehnung an Gaston Bachelard – Versuch einer Träumereideutung unter besonderer Berücksichtigung der Albträumereien	33
2.4. Immersive Kunst (als therapeutische Option) – Psychonautik und Tiefenmusikologie	37
* Toposophischer Grundbeat – Immersionszusammenhänge über Immersionswechsel erfassen	43
2.5. (Versuche) mit Gernot Böhme. Das Ding und seine Ekstasen.	44
A. Kunstwerk. Ästhetische Arbeit. Phantastike technē. Ekstase.	45
B. Der Mensch als ergreifbarer Leib. Der Leib in ergreifendem Raum.	49
B.I. Zur Materialität der AlphaLiege. Übergegensätzlichkeit, Synästhesien, Kontrast, Ingression – Beobachtungen von und zu Wechselwirkungen.	51

* Synästhetische Charaktere, eigenleibliches Spüren	56
* Psychotechnik in Selbst- + Mit-Versuch. (Auto-)Therapeutisches Werkzeug.	60
2.6 Out of the blue	60
3. INNENWELTEN	64
3.1. INNENWELT HEINER – MUSIKTIERWERDUNG	67
* Pränatale Dröhnung (Ersterwähnung)	78
* Das Entdecken des Fötus durch die Mutter	82
A. Fragmente einer Störung: Bericht eines Gestörten // Bericht eines Störenden	83
B. Fragmente einer Störung: Bericht einer Gestörten // Bericht einer Störenden	87
3.2. DRÖHNUNG – Einführung eines grundlegenden Begriffes.	92
3.3. INNENWELT MARIE	96
3.3.1 Vorüberlegungen zu Maries Schilderung: Das Drama des ersten Überlebens oder der Verlust eines Zwillings im Uterus	96
* Notizen über „verschwindende“ Raumteiler	97
3.3.2 INNENWELT MARIE Ich war nicht für diese Einsamkeit vorgesehen	102
* Exkurs: Betrachtung von Nancys Indizien über den Körper als Meditation über Seele und Körper	137
* Exkurs – „Dasein ist wesentlich ent-fernend.“ Der Versuch Marie (wort-)nah an Heidegger zu lesen	141
Topos Paarbeziehung, Marie, Amplifikation: Gespräch B	146
Zurück zu Gespräch A	174
4. Post-Idylle im Prä-Natalen – ÜBERÄNGE	197
4. 1. Simone	197
A. Raum und Sprache von Körper [Exkurs zu Simone Teil 1]	221
B. Wovon Simone nicht spricht. Wofür sie aber Worte hat. [Exkurs zu Simone Teil 2]	226
* Besuchbarkeit – modus operandi menschlichen Da-Seins	235
* Raum(über)nahme: Simone als Fremdkörper oder Nobjekt	237
* Amplifikation: Emily Dickinson I felt a funeral in my brain	239
C. Infernologisches	243
*Notizen zu den Zusammenhängen und Hintergründen, aus dem Nachfeld von Simones immersiven Erfahrungen	244

5. ÜBERLEBEN – immersiver Klangraum als Überlebensbegleiter	263
* Körper der Toten	273
6. Resümee	280
7. Literaturverzeichnis	282
8. Abbildungen	290

„It's so hard for us to really be...“
David Bowie, *Wild Eyed Boy From*
Freecloud, 1969

1. Eine kurze Einführung des Gegenstandes

1.1. Eine Liege, die tönt, schwingt und leuchtet ...

Dies ist eine Studie über die Wirkweisen einer Liege aus einem speziellen, geharzten und blau gefärbten Fiberglas, in deren Hohlraum sich sowohl Elemente zur Abgabe von Licht wie auch von Tönen befinden. Die Leuchtelemente sorgen dafür, dass die Liege wie in blaues Licht gehüllt erscheint, die Lautsprechertechnologie sorgt neben einer Beschallung mit einem *ambient*¹-ähnlichen, etwa halbstündigen Musikstück auch dafür, dass der gesamte Liegen-Corpus in rhythmische Vibrationen versetzt wird. Die Form der Liege ähnelt einer Wippe, da es lediglich mittig eine relativ geringe ‚Erdungsfläche‘ gibt. Konzipiert wurde die „AlphaLiege“ vom Künstler sha.². Im Anhang finden sich mehrere Fotos bzw. Abbildungen und Vermerke zu den genauen Maßen. Platz bietet dieses Möbelstück oder Kunstwerk für ein bis drei Menschen, je nachdem wie groß gewachsen und wohlgenährt diese sind und wie groß ihr Bedürfnis nach Intimität ist. Möbelstück oder Kunstwerk also, vielleicht auch ein Hilfsmittel oder Werkzeug (um in einen Zustand zu gelangen, in dem und aus dem heraus sich ein Sprechen einstellt, das für therapeutische oder meditative Prozesse genutzt werden kann) – bereits die Begriffsfindung stellt eine Herausforderung dar. Eine reine Beschreibung der Eigenschaften zusammen mit dem Hinweis auf die Kontextsensitivität des Gegenstands soll eine Zuweisung zu einer Kategorie an dieser, der vordersten Stelle ersetzen.

Im Anschluss – 2. – wird trotzdem eine Annäherung an eine Zuordnung zu Begriffen oder Begriffsgruppen stattfinden, dies aus Gründen einer phänomenologischen Annäherung an Gegenstand und Settings, aber auch als sphärosophischer

¹ Als *ambient* wird elektronische Musik bezeichnet, der ein durchgängiger Rhythmus und der Lied-Charakter fehlen, stattdessen werden Klangteppiche hergestellt, die aus der Verwebung verschiedener Töne und Geräusche resultieren. *Ambient* wird beispielsweise in unterschiedlichen meditativen Schulen eingesetzt oder etwa als Hintergrundbeschallung verschiedenster Räume. Es gibt aber auch Konzerte, in denen diese Klangräume live hergestellt werden, für einen Überblick siehe: <http://www.ambientmusicguide.com/pages/history.php> (nachgesehen am 3. Juni 2015).

² Sowohl das manifeste Stück wurde vom Künstler entworfen, als auch sein klangliches Innenleben. Zu einer ausführlichen Einschreibung des Gegenstands in diverse Diskursfelder, vgl. im folgenden Kapitel (2.). sha. – er schreibt sich klein und mit Punkt – ist das Pseudonym des steirischen Künstlers Andreas Rodler.

Kompromiss in einer und für eine Welt der Gattungszuschreibungen, der Kategorienverwaltung und Schlagwortsuche.

1.2. ...steht im Mittelpunkt eines Forschungsfeldes ...

Ab dem Frühjahr 2007 wurde diese Liege für etwa ein Jahr an verschiedene Orte (namentlich vor allem für mehrere Monate in einen ganz weißen Raum³, in eine Kirche sowie ein Dachzimmer einer Burg) gestellt und interessierten Menschen zugänglich gemacht. Für diese Anwender wird an späterer Stelle ein eigener Begriff oder Name lanciert werden (vgl. auf S. 37). Die Anwendung, auch für sie werden an späterer Stelle neue Bezeichnungen anvisiert, fand entweder alleine oder mit einer zweiten Person⁴ im Raum statt (seltener auch mit mehreren Menschen zusammen), im Anschluss daran (sowie vereinzelt bereits währenddessen) wurden Gespräche geführt, zumeist mit mir (oder seltener und wahlweise unter stellvertretender Aktiviertheit meines Diktiergeräts).

Eingangs stelle ich die Behauptung auf, diese Klangliege sei kontextsensitiv. Das Feld, das den Gegenstand umgibt bzw. das um ihn (und durch ihn und mit ihm) entsteht, wird daher in jedem Einzelsetting mit beschrieben. Konkreter bedeutet dies, dass einerseits der Raum selbst starken Einfluss auf die ermöglichten Erfahrungsdimensionen hat, und dass ich andererseits den (zumeist) dyadischen Raum mit allen je spezifischen Übertragungsbeziehungen so offen legen möchte wie mir möglich (dazu in 2.).

In der vorliegenden Studie möchte ich mich über eine Auswahl dieser dokumentierten Liege-Anwendungen dem Phänomen dieser Erfahrung, ihren Dimensionen, Potenzialen sowie ihren Anschlussmöglichkeiten und ‚Funktionen‘⁵ annähern. Die sehr eingehende Betrachtung einzelner Liege-Erlebnisse findet auf der Basis einer Verdichtung aller mir zugänglichen Erfahrungen statt.

³Dies in Anlehnung an die Installationen sogenannter „Ganzfelder“, wie von James Turrell in den 1960er- Jahren entworfen und zum Einsatz gebracht (vgl. dazu H. Böhme 1994).

⁴Zumeist war ich selbst diese zweite Person im Raum, manchmal war auch jemand anderer dabei, in dem Fall zumeist eine Vertraute, ein Vertrauter, eine Therapeutin, ein Therapeut oder ein anderer Mensch mit Qualifikationen in zwischenmenschlichen Bereichen (dieses Projekt bekam neben therapeutischer auch Unterstützung von einem Priester, einer Seelsorgerin sowie einer Sozialarbeiterin).

⁵Zur Wahl dieses Begriffes folgt im Unterpunkt sowie in den einzelnen Kapiteln, zumeist gegen Ende der jeweiligen Interpretationslinie, Konkreteres.

1.3. ...das vielschichtige Geschichten hervorbrachte, von denen manche einen dunkleren, ungereimteren, ungestimmteren Klang (als andere) haben.

Die Auswahl der Gespräche, die schließlich tatsächlich in ausführlicher Form in dieser Niederschrift Raum bekommen, war in diesem Unterfangen wohl die interessanteste und größte Herausforderung für mich. Von der ersten Tendenz, aussagekräftige und dennoch eher idealtypische Schilderungen auszuwählen, die von Entspannung und guten Gefühlen des schützenden und warmen Raumes erzählten, kam ich immer mehr ab und wandte mich stattdessen instinktiv den Erfahrungen zu, die von Entgleisungen, Erschütterungen und unerwarteten Tiefen oder starken Ambivalenzen zeugten. Diese Erlebnisse, die mich überraschten und mir Fragen aufwarfen, auf die ich keine raschen Antworten geben konnte, schienen auch prädestiniert dafür zu sein, wirklich intensiv und sehr nah an Worten, Gesten und jedem Seufzen betrachtet zu werden, denn dort, wo bereits ein rudimentäres Paraphrasieren Auskunft über die Erfahrungsdimension geben konnte, gab es nach einer ersten Betrachtungsrunde wenig Erkenntnisgewinn.

1.4. Dieses Forschungsfeld wurde einer vielstimmig inspirierten und dann doch seine eigene Logik entwickelnden Dokumentation, Interpretation und ‚Metaanalyse‘ unterzogen.

Für diese recht umfangreiche Feldforschung⁶ bediene ich mich hinsichtlich der Partizipation sowie der Dokumentation – und mit gewissen Einschränkungen auch für die Interpretation (vgl. dazu den nächsten Absatz) – vorhandener Methoden der qualitativen Sozialforschung, im Besonderen der Fallbegleitungen und -beschreibungen aus der althergebrachten Psychologie oder Tiefenpsychologie – etwa von Sigmund Freud oder Jean Piaget – sowie bei einzelnen groß angelegten Studien – etwa jener von Marie Jahoda et al. über die Arbeitslosen von Mariental, und weiters der „Dokumentarischen Methode“ von Ralf Bohnsack⁷.

⁶Insgesamt fließen in diese Studie mehrere hundert Liege-Erfahrungen von etwa 170 AnwenderInnen implizit ein. Dazu, wie die Auswahl bestimmter Geschichten zustande kam, an späterer Stelle ausführlich. Jedenfalls fand eine Selektion nach dem Kriterium des herausragend entfachten Interesses (bei mir, aber auch bei Gesprächspartnerinnen und -partnern) statt, dazu im Fließtext ausführlicher.

⁷Das Erlernen der rekonstruktiven, qualitativen Methode von Bohnsack war im Vorfeld dieser Studie für mich von großer Bedeutung, sie gehört mittlerweile zu meinen *inkorporierten Wissensbeständen* und ist in den *Habitus meiner Forschungspraxis* integriert – um es gleich in Begriffen des Bohnsack'schen Instrumentariums zu sagen. Da ich mich in meinen Interpretationen frei bewege und auch beispielsweise die von ihm vorgeschlagenen dokumentarischen Analyseschritte nicht in dieser explizierenden Form befolge, sei an der Methode Interessierten die Lektüre der ausführlichen Einführungen (beispielsweise Bohnsack 2000) empfohlen.

Die Einbettung meines Forschungsgegenstandes sowie die tiefer gehende Erlebnis-Interpretation und deren Metaanalyse ist ebenfalls an mehreren DenkerInnen und deren Konstrukten orientiert, wobei mit jeder neuen Schilderung einer Anwenderin oder eines Anwenders auch auf der Seite der Erklärungshilfen ungekannte (oder bislang kaum beachtete) Stimmen hinzukommen. Für die Fragen, die aus den Geschichten heraus gestellt werden, gibt es zusehends weniger Literatur mit eindeutigen Antworten, dafür treten aus der peripher passenden Literatur die Wegweiser immer deutlicher hervor, auf denen die Ermutigung vermerkt zu sein scheint, einfach weiterzugehen und hierbei den eigenen Instinkten zu vertrauen. Den starken Akteurinnen und Akteuren, es sind dies vor allem die Theoretiker und Theoretikerinnen, die ich konsultiere, die mich beeinflussen, ist gemeinsam, dass ihre Wege die Anmutung haben, sie wären mit dem Buschmesser hoher Freiheitsgrade erst mit dem und durch den Drang, voranzukommen und Neues sehen zu wollen, gebahnt worden.⁸ Diesen Gestus zumindest der Tendenz nach zu übernehmen, ist ein basaler Wunsch meiner Forschungsarbeit. Es ist also zuvorderst die habituelle Freiheit im Denken, die mich an Menschen wie Hannah Arendt oder Sigmund Freud, Alfred A. Tomatis oder Vera Pesata, Luce Irigaray oder Henry Michaux, Ilka Quindeau oder Jean-Luc Nancy, Melanie Klein oder Peter Levine fasziniert und meine Arbeitsweise beeinflusst, es geht aber auch vom jeweiligen Werk (manchmal auch nur von einem starken Gedanken der Person) konkrete Hilfe für mein Interpretieren aus (siehe vor allem ab Kapitel 3.). Abgesehen von den hier aufgezählten, gibt es eine Handvoll Menschen und ein paar Konzepte, die für die vorliegende Studie bereits von Beginn der genaueren Beschreibung oder Verortung des Gegenstandes an wichtig sind (und dies auch in gewisser Weise durch die Forschungsarbeit hindurch bleiben). Ihnen ist das anschließende 2. Kapitel gewidmet.

Unterstützung bei meiner am Einzel-Fall orientierten Vorgehensweise (der ersten Kapitel) erfahre ich durch Peter Sloterdijk:

„Wer sich über das Zur-Welt-Kommen eines einzigen Individuums hinreichend radikal Rechenschaft ablegt, erreicht den Punkt, an dem die Fallgeschichte als Seinsgeschichte zu referieren ist“ (Sloterdijk 1993, S. 242).

Ein Zitat, in dem auch gleich die implizite Dedikation dieses Unterfangens kundgetan ist: Es ist dem menschlichen Zur-Welt-Kommen (und dies in jedweder Lesart) gewidmet (s. zu Sloterdijk ausführlich in 2.2.).

⁸Wobei ich mich in weiten Teilen des Forschungsprozesses weniger den drängenden Helden mit forscherschem Intellekt nahe fühlte, sondern vielmehr Alice im Wunderland, die in einen Kaninchenbau gefallen ist und hinsichtlich der ihr begegnenden Objekte, der entstehenden Sphären und aller Maßstäbe völlig verwundert.

[Zur Schnittstelle zwischen Form und Inhalt – Beipackzettel zur Lesbarkeit Die Bekenntnisse zur Sphärologie und Phänomenologie (vgl. in 2..2.) sowie die Wahl⁹ der Inspiratorinnen und Inspiratoren (ihnen ist im weiteren Sinne das gesamte 2. Kapitel gewidmet) und der Methoden bei der Dokumentation und Interpretation bringen mit sich, dass ich auch als die Frau, die hier forscht, in Erscheinung trete und mich im Zweifelsfall gegen sich durchaus auch gegenwärtig noch in Umlauf befindliche dissoziierende Varianten der Wissenschaftlichkeit entscheide, wie etwa ein umständliches Herumschreiben um das Subjekt des Satzes (der Verwendung des unpersönlichen Passivs) oder die Wahl von Phrasen wie „der Verfasser“ oder „wir“. Besonders ausführliche Beobachtungen, die sich auf meine Wahrnehmung von zwischenmenschlichen Phänomenen oder dyadischen Interaktionen beziehen, sind ebenfalls bzw. darüber hinaus ein Resultat meiner Vorgehensweise und an besonders verdichtet subjektiven Stellen als (reflektierende) Randbemerkungen gekennzeichnet (häufig sind diese Passagen dem „Forschungstagebuch“¹⁰ entnommen – ein Begriff den, ich in Anlehnung an Bohnsack (vgl. Bohnsack 2000) verwende). Eine nur scheinbar konträre Auswirkung derselben Überlegung ist, dass mein „Ich“ auch über mehrere Seiten verschwindet. Ist die Involviertheit der Forscherin einmal verstanden, ihr ständiges Reagieren und Agieren in Schaltkreisen der Übertragung eingesehen und mit Forschungstagebucheinträgen einsehbar gemacht, so ist es müßig, dies in jedem Satz zu betonen – stattdessen werden die Betrachtungen subjektreduziert aus der entstandenen Sphäre übermittelt.

Die Forschung mit/in diesem Medium bringt auch die Form der Darbietung der Erlebnisse (oder Ergebnisse) hervor. In vielerlei Hinsicht handelt es sich bei meiner Arbeit um ein Hybrid – Näheres dazu in der folgenden, ausführlicheren Einführung bzw. (*in actu*) danach im Fließtext.]

⁹Sofern bei Inspiratorinnen und Inspiratoren noch von aktiver Wahl sprechen kann, wer das Eingebettet-Sein des Menschen in die Welt erstmal in seiner Natur der wechselseitigen Beeinflussung begriffen hat (vgl. dazu Slunecko, 2008, insbesondere die FN 125: „Bei der Beschreibung des Menschen äußern sich diese Idealismen in Beschwörungen von Freiheit oder Humanität als substantiale Menschencharakteristika (zur Kritik solcher Beschwörungen s. Sloterdijk 2000; Slunecko 2000c), bei der Beschreibung des Verhältnisses von Mensch und Kultur in einer Überhöhung der tätig-bewussten Teilnahme am kulturellen Schaffensprozess“).

¹⁰Ein Forschungstagebuch begleitet den Prozess direkt im Feld und beinhaltet neben Beobachtungen der AnwenderInnen auch Aufzeichnungen über meine Affekte, Assoziationen, Selbstbeobachtungen. Ein Einbeziehen der Ebene, die sich auf diese Weise dokumentiert, hilft dabei, Mechanismen der Gegenübertragung im Auge zu behalten.

2. Eine ausschweifende Einführung des (N)Objekts und seines Forschungsraumes – 6 Versuche von Begriffsbestimmungen und Einschreibungen in vorhandene Felder und Diskurse.

Die folgenden Betrachtungen sind zu unterschiedlichen Zeiten meines (in Summe doch sehr ausschweifenden) Prozesses verfasst, dessen Eintritts-Schwellen dreifach markiert sind (zum einen in 2.1 und 2.2, meine Interessensfelder innerhalb der wissenschaftlichen Psychologie und Philosophie preisgebend, zum selbstversuchspraktischen anderen in 2.6.). In diesen Näherungen kommt es zu Wiederholungen, aber auch zu Widersprüchen, jede Fährte stellt eine tangentielle Annäherung an den „heißen“ Kern dar, wie die Facetten dessen, was sich in dem (variierbaren) Raum der Klangliege ereignen kann, phänomenologisch erfasst werden können.

2.1. In Anlehnung an Thomas Slunecko – Immer auch die eigene Spur beobachten als habituellem Königsweg einer Toposophie

Der ausführliche Part meiner Einleitung kommt dort, wo ich mehr zu meiner methodologischen Vorgehensweise und zu deren theoretischer Unterfütterung sagen möchte, nicht ohne Unterpunkt zu deren Voraussetzungen aus: jener Sphäre, die sich um Slunecko bildete (Dieser Unterpunkt ist in gewissem Sinne (zudem) als eine Danksagung zu verstehen.) Wer sich im Diplomstudium an der Wiener Fakultät für Psychologie im beginnenden 3. Jahrtausend darum bemühte, ihre/seine Arbeit von Slunecko betreuen zu lassen, die/der wandte sich so bewusst, wie dem kleinen Selbst möglich, einer bestimmten Nische innerhalb der Psychologie zu. Abgesehen von einer gleichwohl umfassenden wie selektiven Einschulung in Grundlagen relevanter qualitativer Methoden zur Beforschung relevanter Sachverhalte und Fragen, gedieh einer/einem an diesem Ort ein nahezu bewusstseinsverändernder Trainingsbetrieb an, der einen Kippeffekt in Bezug auf die alte Weltoptik zur Folge hatte.

Diese Wahrnehmungs-ent-störung könnte wie folgt skizziert werden: Die Subjekt-Objekt-Stellung des Menschen ist einer Radikalüberholung zu unterziehen. An die Stelle des der Welt be-wertend¹¹ gegenüber stehenden Menschen tritt das Konzept des Wesens, das von Beginn an in die Welt hinein (oder hinaus) gehalten ist, das existiert: „Die ontologische ‚Haltung‘ des Hinausstehens (ek-stasis) des Menschen, seine Aufrichtung aus der Umwelt in die Welt hinein, ist nur möglich, weil er über

¹¹ Die Schreibweise, einen Gedankenstrich in einen Begriff einzufügen um auf eine bestimmte Lesart aufmerksam zu machen, übernehme ich (meines Wissens) von Martin Heidegger. Diese Eigenart wird noch öfters in diesem Text vorkommen.

Extensionen und Ergänzungen verfügt, allen voran die Sprache, die ihn diese Haltung einnehmen lassen“ (Slunecko 2008, S. 140). Diese Wendung beinhaltet einen aktiven sowie einen passiven Aspekt: „Und weil der weltbildende Mensch, im Gegensatz zum (um)weltoffenen, in der Welt (oder mit Sloterdijk: in der Sphäre) und nicht ihr gegenüber ist, wird er von jeder Welt-Bewegung unverzüglich miterfasst; es lässt sich daher von ihm sagen, er ist der bewegte Beweger dieser Welt“ (Slunecko 2008 S. 121, zum Begriff der Sphäre *sensu* Sloterdijk, s. den nächsten Unterpunkt). Die Absorption dieser Denkart bringt mit sich, dass es unmöglich wird, sie nicht auch auf die Rolle der Forscherin in ihrem Feld zu. Diese Arbeit ist in diesem Sinne von (vor dem) Beginn an vom inkorporierten, Wunsch gewordenen Verständnis getragen, Teil eines Forschungsfeldes zu werden und meine Raum-Teilung mit diesem Feld in allen Phasen der Studie reflektierend aufrechtzuerhalten bzw. zu kultivieren. Dieses Verständnis bzw. diese Absicht ist im Grunde die einzige faire Angabe, die ich an dieser Stelle tätigen kann, alle Möglichkeiten und Richtungen dieser Feldforschung haben sich im Gehen entwickelt. An vergleichbar einführender Stelle befindet Slunecko:

„Es wäre inkonsequent, jetzt im nachhinein eine Zielscheibe um das Einschussloch zu malen und so zu tun, als wäre alles von Anfang an bewusst und beabsichtigt auf das ausgerichtet gewesen, was nun als Ergebnis vorliegt. Dies ist zwar unbestritten die sicherste Methode, ins Schwarze zu treffen, doch wäre damit jener Geständnischarakter verloren, der dieser Arbeit ihren besonderen Gestus verleiht“ (Slunecko 2008, S. 9).

2.2. Versuch(e) mit und nach Peter Sloterdijk

Ein mehrteiliger Versuch, der sich in der Hauptsache an Sloterdijk anlehnt und darauf abzielt, Worte für die Liege, ihre AnwenderInnen und den Raum drum herum zu finden.

Dieses Kapitel baut auf zwei der chronologisch ersten Bausteine der vorliegenden Studie auf, in gewissem Sinne ist so meine Eintrittsstelle in die Materie markiert. Am Anfang (dieser Arbeit) steht der Moment, in dem das theoretisch-philosophische Konstrukt der „Sphäre“ mich erreichte (vgl. Abschnitt A). Die Art, wie ich mich in die Welt eingebettet (oder in sie hinaus gehalten) fühle, hat sich durch Sloterdijs Theorien unwiderruflich verändert, fortan fallen mir überall, wo sie sich bilden, verformen oder wo sie zerplatzen, unweigerlich jene zwischenmenschlichen Konstrukte auf, die Sloterdijk auch „Blasen“ nennt (vgl. Sloterdijs Buch mit demselben Titel, 1999). Damit geht eine Veränderung der Selbstwahrnehmung als Forscherin sowie meiner Wahrnehmung der AnwenderInnen der Klangliege, deren Erfahrungen ich aufbereite

und – am wichtigsten – eine veränderte Wahrnehmung des Geschehens im Raum einher.

Ein weiteres Gebiet, das bei Sloterdijk, vor allem in seinem frühen Werk, wichtig und das für meine aktuellen, grundlegenden Gedanken hilfreich ist, ist das der philosophischen Mystik bzw. des mystischen Staunens als eines der Ursprungsmotive menschlichen Selbstseins (vgl. unten). Das hier erörterte Klangerlebnis kann zu einem raumgenerierenden Prozess des Staunens werden – diese Möglichkeit behandelt Unterpunkt **B**.

Unterpunkt **C** widmet sich der Frage, ob eine Eignung des AlphaLiegen-Raumes zum thinktank besteht. Damit ist dies der Unterpunkt, in dem der Schwerpunkt aus der Vergangenheit in die Zukunft verlagert wird. Hier schließe ich einerseits relativ direkt an meine sphärischen Begriffsfindungsübungen des Unterpunkts A an, andererseits heben an dieser Stelle meine Überlegungen ab und lösen sich von den Konzeptionen Sloterdijks.

Allen hier skizzierten Überlegungen gemein sind sowohl der Gedanke des (Selbst-)Versuchs als auch ein gewisser topologischer Grundbeat. Sloterdijks Sphärosophie ist immer auch ein Denken der Räume sowie der Raumübergänge. Diese Gedanken werden in das Kapitel über Immersion (2.4.) einfließen.

A. Zwischenwelt-Denken. Sphärologie. Begriffssetzung mit Orientierung an fötalen Verhältnissen

„Diese Liebe heißt wissen um das Getragenwerden.“

(Henri Michaux 1966, S.152)

Die vorliegende Arbeit kommt nicht aus, ohne von Beginn an den Begriff der „Sphäre“ einzuführen. Um die weit in die Antike zurückreichende Vorgeschichte des Begriffs hier nicht aufrollen zu müssen, kann der Sprung in die Moderne, sprich im Sinne der Sloterdijkschen „Sphäre“, im Bild eines Kontrasts veranschaulicht werden: Der Arzt und Lyriker Gottfried Benn behauptet, dass wir, wenn wir in unser Inneres blicken, entweder Leere oder Soziologie vorfinden. Sloterdijk widerspricht, indem er sagt, wir stießen bei diesem Schauen auf keines von beiden, sondern auf eine Sphäre: auf ein räumliches Etwas, das uns in jedem Moment innerlich beschäftigt und uns mit einem außerhalb von uns selbst befindlichen Bereich verbindet (vgl. Sloterdijk 1996, S. 70). Im Menschen ist etwas, das zugleich auch um ihn ist, ihn einschließt und berührt. Wir alle sind demnach zu jedem Zeitpunkt auch in der Außenwelt, egal wo sonst wir uns befinden mögen. Eine Beschreibung davon, was Mensch-Sein ausmacht, kann folglich von innen oder außen her beginnen, die Antwort auf die so unterschiedlich

anmutenden Fragen: „Was ist im Individuum?“ und „Wo ist das Individuum?“ ist eine gemeinsame: (in einer) Sphäre. Zwischen Menschen bestehen „starke Beziehungen“, jeder Mensch ist also ein Pol in einem Raum, der sich zwischen zweien und mehreren aufspannt. Dieses Medium, das zwischen Menschen ist, weist dabei ein höheres Maß an Wirklichkeit auf als die Pole (die Menschen) in der Beziehung. Sloterdijks Mediumismus stellt eine Synthese aus Medientheorie (hier gemeint im Sinne einer Wissenschaft von der „Besuchbarkeit von etwas durch etwas in etwas“¹² und philosophischer Anthropologie dar. Medien sind demnach Ausdrucksweisen der an und für sich nicht artikulierbaren Mitte, das wichtigste Medium ist dabei der Mensch selbst¹³. Der (jeder) Mensch ist eine Mitte, ein Mittelmensch, ein Zwischen. Er empfängt und vermittelt Wissen und Empfindungen.

„Gehirne sind Medien für das, was andere Gehirne tun und getan haben. Nur von anderer Intelligenz empfängt Intelligenz die Schlüsselreize zu ihrer Eigentätigkeit. Wie Sprache und Emotion ist Intelligenz nicht Subjekt, sondern Milieu oder Resonanzkreis“ (Sloterdijk 1998, S. 271).

Sprache, Intelligenz, Emotion – es handelt sich bei alledem (*sensu* Sloterdijk) also nicht um Fähigkeiten, die mehr oder minder rigide und jeweils individuell zuordenbar sind. Wir leben in Milieus, in Resonanzkreisen, in „beseelten Raumgemeinschaften“ (vgl. Sloterdijk 1998, S. 19). Ein Subjekt-Objekt-Beziehungsdenken, in dem ein starkes Subjekt einem Objekt gegenübersteht – wie es beispielsweise Sigmund Freud postuliert und seine Phasenlehre auf dieser These aufbaut – kann zugunsten der Konzeption einer „nobjekthaften“ Nähe-Welt überwunden werden. Der Begriff „*NObjekt*“ geht auf den Kulturpsychologen Thomas Macho zurück und beschreibt in einem ersten Gebrauch die fötalen Verhältnisse.¹⁴ Nobjekte sind „sphärisch umgebende Mit-Gegebenheiten, die im Modus nicht-konfrontativer Präsenz einem nicht-gegenüberstehenden Selbst, eben dem fötalen Vorsubjekt, als ursprüngliche Nähe-Wesen im buchstäblichen Sinn des Wortes vorschweben“ (Sloterdijk 1998, S.

¹² Ich behandle dies ausführlicher in der Passage „Besuchbarkeit – *modus operandi* menschlichen Da-Seins“ auf Seite 236, vgl. dazu auch im ersten Kapitel von Sloterdijks *Sphärologie* (Sloterdijk 1998).

¹³ Auch wenn das Wissen um diese Medialität und ihr (Aus-)Leben in der Moderne immer mehr verloren gehen, wie Sloterdijk anmerkt (vgl. Sloterdijk 1996, S. 32).

¹⁴ In einem Artikel aus dem Jahre 1993 gelingt es Macho, auf Grundlage der fundamentalen Kritik an der psychoanalytischen Subjekt-Objekt-Begrifflichkeit, auf knappen 20 Seiten eine alternative Phasenlehre „zwingend nachzuweisen“ (wie Sloterdijk anerkennt – vgl. Sloterdijk 1998, S. 298), und damit den Grundstein zu einer „psychosomatischen Medialität“ (ebda.) zu legen. Der Verweis Sloterdijks auf Machos ‚Mediumismus reloaded‘ war sehr fruchtbar, das Wort ‚Nobjekt‘ selbst (wenn man so genau sein will) findet sich darin allerdings nicht. Eine Nachfrage bei Thomas Macho ergab, dass er „den Ausdruck „Nobjekt“ tatsächlich erfunden und auch gelegentlich verwendet [habe], aber in keinem grösseren Text“ (pers. Mitteilung vom 01.10.2008), und zwar in seinen Vorlesungen der 90er Jahre, präziser ließ sich die Herkunft dieser Wortkreation bislang nicht ermitteln.

300). Sloterdijk gelingt eine Ausweitung des nobjekthaften Denkens auf alle Facetten der intersubjektiven Nähe-Welt. Besonders in intimen Räumen – also jenen, in denen die persönlichen oder innigen Verhältnisse zwischen Menschen eine große Rolle spielen – zeichnet sich menschliches Mit-Sein dadurch aus, dass gemeinsames Schwingen, Mit-Schwingen und Austarieren stattfindet. Nicht nur mit der AlphaLiege – bereits Slunecko legt nahe, dass es sich bei ihr um ein NObjekt handle (vgl. Slunecko 2006, S. 6) und weist zudem darauf hin, dass sich bei AnwenderInnen Uterus-Assoziationen einstellen (vgl. ebda., S. 8¹⁵) – auch mit den Menschen, die während einer Liegung mit im Raum sind oder die im Anschluss an ein Klangprogramm in diesen Raum eintauchen, herrscht eine andere Aufeinander-Bezogenheit als in Subjekt-Objekt-Formaten. Kein Gegenüberstehen, -sitzen oder -liegen und auch keine Übertragungsbeziehung (in einem Wording der Psychoanalyse) – die AlphaLiege wirkt auf den Raum, in dem sie schwingt, auf eine Weise ein, die die Grenzen zwischen dem erlebenden und dem begleitenden Pol verschwimmen lässt. Es liegt demnach nahe, bei gelingendem Eintauchen in die AlphaLiege-Erfahrung auch die Begrifflichkeit für die (= alle!) teilhabenden Menschen zu ändern. Nicht nur das „Objekt“ wird negiert; folgt man Sloterdijks Mediumismus, könnte „NEgo“ den Menschen bezeichnen, der ganz in die Kommunikation und Kommunion mit dem Nobjekt eingeht, so sehr, dass das ‚Ego‘ völlig zurücktritt und sich ein Zustand des dimensionslosen Enthaltenseins einstellt. Eine zweite Möglichkeit der prä-subjekthaften Benennung wäre *Auch*. In diesem Wort, das Sloterdijk in einem verwandten Zusammenhang anbietet,¹⁶ ist das menschliche Nicht-Alleine-Sein, das Raum-Teilen stärker betont, als die Negation eines Begriffs. Während NObjekt und NEgo sich kontrastierend auf etwas beziehen, ist das Auch eine dem Ich vorausgehende eigene Dimension oder ein eigenes Wesen in einem vor-gegenständlichen Nähe-Raum. Analog würde sich für den begleitenden Menschen die Bezeichnung *Mit* eignen. Das Mit ist seiner Gegenwartsqualität nach eine lebendige, erfahrungsgewährleistende Begleitung. Mit und Auch stellen die schützende Idealform dar und sind aus dem intimen Paar Fötus und Plazenta konzipiert. Zeitlebens bleibt

¹⁵ „Die Liege wird häufig mit Uterus-Qualitäten ausgestattet bzw. mit Metaphern beschrieben, die deutliche Anklänge an das vorgeburtliche Leben aufweisen. Eine Teilnehmerin führt sie explizit ‚zurück in meine Ursprungshöhle‘, ein anderer fühlt sich ‚eingesaugt‘; andere Befragte fühlen sich in frühe Verhältnisse zurück versetzt, in Verhältnisse eines ‚gemeinsames Schwebens mit der Liege‘, ‚wie in einer sanften Dünung, die alle Körperflüssigkeiten miterfasst‘, ‚eingehüllt in eine feinstoffliche Materie, von Resonanzen erfüllt, ein Äther ... um einen herum was haben, aber etwas, was nicht so leicht fassbar ist‘. Bei einem Teilnehmer taucht der Wunsch auf, in die Embryonalhaltung zu gehen, eine Teilnehmerin nimmt diese Haltung auch tatsächlich ein“ (Slunecko 2006, S. 8).

¹⁶ Sloterdijks Werk zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass er sich die Freiheit herausnimmt, zu ähnlichen Fragen mehrfach eigens anzusetzen. Das kann während des Leseprozesses verwirrend sein, das umfassende Verständnis wächst dadurch. Worte bekommen dadurch, obwohl sie starke Kraft besitzen, keine übergeordnete Stellung zugewiesen. Hinter den Worten stellt sich eine Art tiefere Wirklichkeit ein. Trotzdem solltest Du sage, wo Sloterdijk dieses ‚auch‘ anbietet.

diese Idealform inhaltlich variabel besetzbar (zu diesen Ausdrücken vgl. Sloterdijk 1998, zu dem des NEgo insbesondere S. 475 ff., zum „Auch“ und „Mit“ insbesondere S. 360 ff.).

Praktische Umsetzung sphärischen Verständnisses – psycho-re-aktive Treibhäuser

Im Kontext von Erfahrungen, die (ob sie wollen oder nicht) mit übertragenden¹⁷, projizierenden oder wiederherstellenden Wirkmechanismen klarkommen müssen, ist auch noch unerlässlich, den (sloterdijkschen) Begriff **Dividuum** aufzugreifen und mit meinen Gedankenspielen zu verbinden. Dies auch deshalb, weil mit/in allen der Uterus-Erfahrungswelt nahen (Er-)Schreibungsversuchen bislang noch kein Nenn-Wort für den Menschen steht, der die Liege-Erfahrung macht (der Begriff, für den ich mich entscheiden werde, wird sich im folgenden Unterpunkt 2.3. finden) und damit Inhalt dieser Studie ist. Übertragung bedeutet, so Sloterdijk, weniger, dass wir frühere Affekte, Wünsche etc. auf aktuelle Beziehungen übertragen, sondern vielmehr, dass wir frühere Raumverhältnisse wiederherzustellen versuchen (vgl. Sloterdijk 1998, S. 22). Es ist diese veränderte Definition des alten freudschen Begriffs, auf der ich aufbauen möchte; sie wird mir in weiterer Folge an einigen diffizilen Stellen meiner topologischen Interpretationsversuche einfallen.

Eine Entschlüsselung der menschlichen Verfasstheit denkt Sloterdijk wie oben beschrieben über das Mit-Sein. In seinem Sinne sind Menschen als Teile eines (akuten) Beziehungsgeheimnisses zu dekodieren:

„Darum sage ich, es gibt keine Individuen, sondern nur Dividuen – es gibt die Menschen nur als Partikel oder Pole von Sphären. Es existieren ausschließlich Paare und ihre Erweiterungen – was sich für das Individuum hält, ist bei Licht gesehen meist nur der trotzig Rest einer gescheiterten oder verhohlenen Paarstruktur“ (Sloterdijk et Heinrichs 2001, S. 144).

Menschen sind also von Geburt an bereits *Geteilte*. Geteilte Wesen, die den abhanden gekommenen Rest der ehemals intakten Form durch Übertragungsgeschehen in den Beziehungsversuchen, in denen sie (re-)agieren, wiederherzustellen versuchen. Diese Beschreibung trifft auf beide (oder alle) Wesen im Raum zu, für die hier anstehende Untersuchung ist die Betrachtung jenes Dividuums, das in situ die Klangerfahrung macht, von vorrangigem Interesse. Die/der Liegende ist in diesem Gedanken(-Spiel) nicht mehr die/der Hervorbringer/in ihrer/seiner Erfahrung oder Geschichte, vielmehr

¹⁷Eine partielle Nähe zum psychoanalytischen Begriffsspektrum ist durchaus beabsichtigt, für eine abgeänderte Definition s. die nächsten Seiten.

bekommt das Übertragungsgeschehen im Raum (und nicht an den Polen) Platz. Sloterdijks sphärische Erkundungen erklären demnach nicht bloß die fötalen Verhältnisse, sondern helfen auch, das aktuelle Beziehungsgeschehen des Dividuums zu verstehen. Gleichzeitig sei hiermit auf die Augenhöhe der beiden AkteurInnen des Übertragungsgeschehens hingewiesen – es ereignet sich demnach ein Prozess zwischen zwei Dividuen, die es in einer Nähe-Situation mit eigenen Gefühlen zu tun bekommen, die gleichzeitig aber in irgend einer Form in kommunikativem Austausch stehen müssen, so die Grundbedingung jedes Akts zwischen Menschen (*sensu* Sloterdijk).¹⁸ Im Akt eines 2er-Settings, zu dessen Grundregeln gehört, dass der eine Mensch mit seinen Prozessen Thema wird (der andere hingegen nur am Rande), muss so besehen wohl gelten, dass die sphärische Erweiterung¹⁹ sowie die Heilung der (in-)dividuellen Verletzung (des/der einen) – letzteres gilt lediglich für jene Settings, die sich retrospektiv als therapeutisch wirksame erweisen werden – über Mechanismen geschieht, die das andere, im Raum anwesende Dividuum als Ergänzung oder ErgänzerIn hinsichtlich der eigenen Geschichte verwenden. Wie dies in der Praxis ablaufen kann, soll die folgende Überspitzung verdeutlichen.

Monadisch-dividuale Ergänzung

Ausgehend von der Beschreibung einer Begegnung zwischen einem Klienten und einem Analytiker, bei dem Ersterer monatelang zu seinen Sitzungen kam, um schweigend auf der Couch zu liegen, bis er sich schließlich selbst als geheilt empfindet (vgl. ebda, S. 353), gelingt Sloterdijk eine Fruchtbarmachung von Theorien uterinärer Kommunikation („monadische Kommunion“ ist dabei ein Begriff von Béla Grunberger²⁰, auf den Sloterdijk sich bezieht, vgl. ebda.) für ‚erwachsene‘ Zonen des bipolaren Intimraums. Die Rolle des Therapeuten besteht in dieser Schilderung darin, „durch bloße Zeugenschaft mit dem Geschehen in Verbindung“ (ebda., S. 353) zu stehen. „Geschieht in der Szene effektiv nichts anderes als das Eintauchen des Patienten in das heilsame Dual, das keine anderen Prämissen fordert außer dem puren Sich-Aufhalten-Dürfen in einem Raum, der von der Nähe des wohlwollenden Intimzeugen imprägniert wird?“, fragt Sloterdijk (ebda., S. 356).

¹⁸Dieser Zwang des In-Austausch-Seins trifft zu allermeist auch bei intensiven eigenen Erfahrungen zu und gestaltet sich bei jeder Dyade anders. Zumeist davon ausgenommen wären wohl Menschen, die vom kommunikativen Teil des Prozesses dissoziiert wären (wie es u. a. in autistischen oder psychotischen Zuständen vorkommen kann) – dies ist allerdings nicht Teil der aktuellen Studie.

¹⁹Der erste Wirkmechanismus von Sphäre (so Sloterdijk, vgl. Sloterdijk et Heinrichs 2001, S. 144 sowie Sloterdijk 1999, S. 167) ist ihre Ausweitung oder Erweiterung.

²⁰Der französisch-jüdische Psychoanalytiker Grunberger ist für meine Arbeit besonders deshalb von Interesse, weil er an Sandor Ferenczis Theorien anknüpfend eine Ableitung des Narzissmus aus der intrauterinen Situation herleitet und darüber hinaus das Sagbare über diesen Primär-Raum generell erweitert, vgl. dazu im Fließtext.

Nun ist diese Szene insofern überzeichnet, als es in den hier interessierenden Settings doch mehr vernehmliche Reize vom NObjekt und der/dem Mit gibt. Dennoch/deshalb bleiben zusätzlich zur hier formulierten Frage Sloterdijks noch zwei weitere, schon angesprochene Aspekte relevant. Einerseits geht es um die Projektion der *dividuellen* aktuellen Wünsche in den Raum hinein (und somit auf das Mit und das NObjekt). Andererseits geht es – wie in diesem Unterpunkt bereits vorbereitet – um jenen Prozess der sich selbst wieder zum Ganzen machenden Übertragung des Dividuums. In diesem Unterpunkt, in dem ich mit Sloterdijk denke, baue ich auf dem Gedanken auf, dass das erste Raumverhältnis des Menschen von der starken Bindung zur Mutter geprägt ist (und ferner zu Zwillingstöpfen, vgl. Kap. 3.2.; für die Überlegungen zu einer noch grundlegenden Einsamkeit vgl. Kap. 2.4.). Ist der/die Liegende also ein Dividuum, so nützt dieses seine Fähigkeit zur Übertragung auf den Raum dazu, sich unter zu Hilfenahme seiner empathischen Fähigkeiten, den ersten Raum nachzubauen. Indem die alten Verhältnisse hier hinein übertragen werden, wird das Dividuum wieder ganz – was zuvorderst aber bedeutet: Es nähert sich seiner ursprünglichen oder ersten Form wieder an. Gerade weil das je (in-)dividuelle (De)Formiert-Sein zur menschlichen Konstitution gehört, eröffnet sich auf diese Weise ein Raum für die mögliche Arbeit an den auf diese Weise sprachfähig gemachten Ur-Formen oder besser Ur-Deformationen. Das erste Ganz-Sein ist nicht mit einem wertenden Begriff zu verwechseln, der bezeugen würde, dass dieses Ganze die ideale Form für das Dividuum sein müsse. Es handelt sich um keine geometrisch einwandfreie Form, vielmehr ist es jene Ur-Gestalt, die eben so war/ist und mit diesem So-Sein das Modell für alle weiteren Raumbildungsversuche stellt. Dass gerade in diesem Klang-Raum Erinnerungen an vorgeburtliche Lagen hoch kommen (vgl. dazu die Erststudie von Slunecko 2006), kann einen Anstoß für diese Übertragungs-Neigung darstellen – so schließt sich der Kreis. Ein Wiederherstellen der Ur-Deformation kann dabei eine Zwischen- oder Übergangs-Form in eine gesündere, ‚tatsächliche‘ Intaktheit des Dividuums bedeuten – dazu konkret im Fließtext.²¹

²¹ In dem Akt des (hier beschriebenen) dividuellen Raum-Übertragungs-Versuches würde auch ein Erklärungsansatz dafür liegen, warum von empathischen Therapeuten zuweilen Verwunderung darüber geäußert wird, dass sich eine Beschäftigung mit bestimmten Themen in ihren Praxen häuft, Themen, die auch irgendwie die eigenen sind. Dividuen erspüren Passungen (dies kann sowohl im Sinne von Äquivalenzen wie von Ergänzungen sein, vgl. dazu im Fließtext), wenn ihre empathische Neigung zur Entfaltung kommt. Dass diese Fähigkeit steigerbar ist, zeigen Trainingseffekte beim Einbringen solcher Beobachtungen bei Dividuen, die das NObjekt mehrfach begleitet oder begleitend anwenden.

Achtsamkeit bei sphärisch-gestützten Prozessen

Sloterdijk bezeichnet das oben skizzierte Beispiel – die erwähnte Schilderung von jener, sich schweigend vollziehenden „monadischen“ Begegnung zwischen einem Klienten und seinem Analytiker – als „so bedenklich wie bemerkenswert“ (Sloterdijk 1998, S 356). An diesen Kommentar möchte ich einen Warnhinweis anhängen, der mir für alle Übungen in Räumen mit einer AlphaLiege notwendig erscheint.²² Gerade diese feinsten Bereiche des Aufeinander-Einwirkens, wie sie in diesem Kapitel skizziert sind, rufen in Erinnerung, wie fein *getuned* die Empfänglichkeit der menschlichen Seele ist und mit welcher Achtsamkeit solche Möglichkeitsräume sphärischer Kommunikation deshalb bespielt werden müssen (die nicht ganz friktionsfreie erste Eigenerfahrung lässt mir diesen Umstand von Anfang an bewusst sein, vgl. in 2.5.). Ein neues, zusätzliches Medium in (semi-)therapeutischen Settings kann gerade durch die Entlastung des Mits vielfältige Optionen für psychoaktive Settings begünstigen (vgl. im Abschlusskapitel ausführlicher). Ist im Denken, Fühlen und Darüber-Sprechen diese Umstellung vom Subjekt-Objekt-Format auf eine sphärische Raumhaftigkeit gelungen, so muss sie auch praktische Umsetzung finden (dieser *Move* wurde im vorangegangenen Unterpunkt vorbereitet).

Oder um es mit Otto Rank zu sagen:

„Ich glaube, wir haben nun denselben Weg auf dem Gebiet der psychoanalytischen Therapie selbst weiter zu gehen, nachdem wir uns genügend Wissen erworben haben, um — Sokrates variierend — zu erkennen, daß alles, was wir wissen, ist, daß unser Wissen therapeutisch nicht viel taugt, wenn wir es nicht in wirksamer Weise anwenden können (Rank 1924, S. 193/194)“.

Ausgehend von Sloterdijks Sphärologie, führen die Lektüre der Wirkungsstudie von Slunecko und die Eigenerfahrung mit der AlphaLiege zu der Frage, wie ein förderliches Forschungsmilieu beschaffen sein muss. Die Antwort darauf scheint sich ebenfalls in Sloterdijks Werk anzudeuten: „Ich sage, Menschen sind Wesen, die das Treibhaus selbst hervorbringen müssen, in dem sie vorkommen können“ (Sloterdijk 2006, S. 222). Daraus leitete sich die Grundidee ab, dass die Spannweite oder Größe des Erfahrungszuwachses stark mit der Unbegrenztheit der Ausgangsbedingungen zusammenhängt. Jede einzelne Treibhausbildnerin, jeder einzelne Treibhausbildner ist

²² Dieser Abschnitt adressiert demnach zuvorderst zukünftige Anwender bzw. (potenzielle) NEgos bzw. Mits und will den Blick auf das Potenzial *beyond* der Fallgeschichten (und Verdichtungen) lenken. Ich halte es hier mit Oswald Wiener, der bei einer Rede im Rahmen einer Ehrung (darauf angesprochen, dass er zahlreiche neue Ideen gehabt habe) sagte: „Es geht nicht nur darum, neue Ideen zu denken ... es geht darum, neue Ideen auch zu bewähren“ (mündliche Mitteilung vom 10.12.2015, Wien). Bewährung findet alleine durch Anwendung statt, die dazu bereit ist, zu variieren.

demnach für die Entstehung, Variation und Aufrechterhaltung eines temporär begrenzten psychoaktiven Raumes essenziell bzw. selbst zuständig. In anderem Kontext, jedoch mit ähnlicher Zielrichtung führt Sloterdijk die Begriffe „Verwöhnungssysteme“ und „Ersatzmäzenatentume“ ein, um die menschliche Fähigkeit zu benennen, aus ungünstigen Bedingungen unter Zuhilfenahme (oder Herstellung) von Menschen, Maschinen und/oder Räumen günstigere Bedingungen für die eigene Entwicklung zu schaffen:

„Wir sind so organisiert, daß wir eigentlich nur in Verwöhnungssystemen gedeihen können – und doch ist es eine Grundevidenz, daß Verwöhnungsmittel ein knappes Gut sind. Auch Mütterlichkeit ist eine sehr knappe Ressource, sie ist ständig von Überforderung, von Ungeduld, von Mangelerlebnissen bedroht. Sie bewegt sich, auch wo sie wie die Fülle selbst aussieht, ständig an einem Abgrund entlang. Zum Ungesagten der Kulturen gehört, daß fast alle Kindesmorde durch Mütter begangen werden. Daher dieses anthropologisch tief ansetzende Interesse, Erstmäzenate durch Zweitmäzenate zu ersetzen – Mütter durch Ersatzmütter, Personen durch Götter, Maschinen und Solidarsysteme. Man versteht das am ehesten, wenn man sich auf eine radikale religionsphilosophische Hypothese einläßt. Die Hochkulturen gravitieren um ein psychologisches schwarzes Loch: das unwillkommene, das vernachlässigte, das weggeworfene Kind, das überlebt. Es ist der eigentliche Adressat der Erlösungsreligion und deren moderne Nachfolger, der Erlösungs- und Versöhnungsphilosophien samt Therapeutik“ (Sloterdijk 2001, S. 245 ff.).

Das hier zuletzt angeführte Begriffsspektrum – Treibhaus, Verwöhnungssystem, Ersatzmäzenat – scheint dabei (zumindest auf den ersten Blick) zu kurz zu greifen und lediglich die helle Seite des Brutkastens zu beschreiben. Darum ist (mir) wichtig zu betonen, dass in einem Treibhaus, das das individuelle Wachstum begünstigt, nicht nur schöne und entspannende Prozesse stattfinden (können). Es sind sogar vielmehr jene Erlebnisse, die das psycho(re)aktive Potenzial des sphärischen Klangraumes, nämlich den individuellen Fall²³ (der rasant und aufwühlend sein kann) auffangen und begleiten zu können, ausschöpfen, die den Hauptteil dieser Arbeit ausmachen werden (zu dieser Forschungsentscheidung vgl. vor allem Kap. 2.4.). Dort wo das Dividuum-Sein des Menschen – das für den Menschen konstitutive Rest-eines-Ganzen-Seins (vgl. oben) –

²³Ich denke hier einerseits an die Beschreibung eines Falls (die Falldarstellung) in der qualitativen Forschung, andererseits ebenso an das (in)dividuelle Fallen, im Sinne des Fallens in die Welt oder des Fallens in eine intensive Erfahrung 'hinein'. Gerade in diesem Kontext tritt die doppelte Lesbarkeit der Fall-Darstellung im Zusammenhang mit intensiven, hier beschriebenen Erfahrungen hervor.

am Schmerzhaftesten auffällt, sollten (nicht zuletzt auch im Sinne ihrer Eignung als therapeutische Räume) Brutkästen die Eigenschaft haben, das höchstmögliche Maß an Aufrüttelung – ein infinit zu denkender Begriff – stabilisieren zu können. An dieser Stelle wird deutlich, dass die Ergänzung des Dividuums nicht zwangsläufig durch ein anderes Dividuum stattfinden muss oder kann. Auch der Raum selbst wird zum Ergänzungsraum, in dem das schmerzhaft Fehlende in Erscheinung treten und eine Runde weiter bearbeitet (oder auch nur herumgedreht) werden kann. In diesem Sinne wird auch das Dividuum zur Ergänzung seiner selbst – im Rückzug kommt hervor, was selten Gelegenheit dazu hat. Zu dieser Idee, besonders aber auch zu dem Gedanken der (teilweise plan- oder steuerbaren Nutzung dieses Brutraumes im (übernächsten) Unterpunkt C.

B. Mystisches Staunen – *„so wie ein Einhorn reiten – in einem blauen, völlig fremden Wald – ... überall sind Schatten und Götter und alles knistert vor lauter Elektrizität ... und ich selber bin auch selber ein Einhorn – [längere Pause] sprich: Einhörnersex [lachend]“²⁴*

Ein weiteres Themengebiet Sloterdijks, aus dem Vorstellungen und Vokabular geschöpft werden können, um zu einer Beschreibung der facettenreichen und schwer ohne der gemachten Eigenerfahrung zu versprachlichenden Erlebnisdimension „AlphaLiege“ zu gelangen, ist der der Mystik. Dass Vorstellungen über den eigenen Aufenthalt im Uterus in mystische Theorien eingeflossen sind, bleibt dabei unbestritten, jedoch ist dies nicht das Hauptmoment mystischer Symbiotik, die in actu nicht auf ein In-der-Mutter-Sein abzielt, „sondern auf ein In-Sein in etwas Offenem überhaupt“ (Sloterdijk 1993, S. 64).

Sobald eine „Theorie des Menschen“ philosophisch wird (und die vorliegende Studie driftet bereits bei der Annäherung an das Feld in die Philosophie hinein bzw. beginnt sie eigentlich erst dort), sollte sie, so legt Sloterdijk in einem frühen Text nahe, „von dem dreifachen Staunen Kenntnis nehmen, das den ... Hauptverfassungen des Selbstseins entspricht“ (Sloterdijk 1993, S. 62). Staunen tritt bereits bei Plato und Aristoteles als Ursprungsmotiv des Philosophierens hervor (vgl. ebda.). Das erste Staunen bricht im Zusammenhang mit dem manischen und von der eigenen Hervorhebung ergriffenen Menschen auf. Gegensätzlich ist die zweite Form des Staunens jene, die den Menschen bedrückt und entgeistert darüber sein lässt, warum die Härte und Umzingelung durch die Welt ausgerechnet ihn trifft. Es ist die dritte Art des Staunens, die mir beim Verständnis des möglichen Erfahrungsraumes mit der Klangliege hilft: Beim mystischen Weltgefühl geht es um ein Staunen an den Grenzen

²⁴Aus der Schilderung eines 22-jährigen Anwenders, vgl. in Kapitel 5.

der Welt, es geht um „sogenannte Grenzerfahrungen“ (vgl. ebda, S. 63) oder um mystische Hybridbildungen von menschlicher Subjektivität. „Die Selbständigkeit der Philosophie ist ... Folge einer doppelten Mitwisserschaft: sie verschließt nicht die Augen vor dem wirklichen Vorkommen von Mystik; aber sie kann auch nicht umhin, von den vollendeten Tatsachen der Trennung, der Ich-Werdung und der Individuierung Kenntnis zu nehmen“ (Sloterdijk 1993, S. 64).

Die Grundkonzeption jedes Schwellenerlebnisses liegt in der Herauslösung des Menschen aus seiner bisherigen Umgebung. Damit kann eine mögliche Erklärung für das Zustandekommen dieses Staunens (in den hier erforschten Zusammenhängen) darin liegen, dass die AlphaLiege phänomenologisch der immersiven Innenarchitektur oder der immersiven Kunst zuordenbar ist, bzw. sich Effekten von Immersion bedient (dazu ausführlicher im nächsten Unterpunkt). Das heißt also, die Möglichkeit zum Eskapismus, die zu den Charakteristiken der den Menschen eintauchenden Künste gehört, bringt das Staunen über einen Weltenwechsel (oder Realitätenwechsel) hervor, wenn er dann tatsächlich eintritt.

An dieser Stelle muss auf den Standort der Kirche für einige der Liege-Erlebnisse hingewiesen werden. Es war gerade auch ein Kirchenraum, in dem sich die Mehrzahl der (im Rahmen dieser Studie) aufgezeichneten mystischen Momente ereigneten. Im Anhang finden sich Bilder des hohen, weiten Raumes des modernen Baus, der um eine Mitte mit einer auferstandenen, auf einer Erdkugel stehenden Jesus-Figur hin ausgerichtet ist. Dass an zentraler Stelle keine Kreuzigungsszene steht und auch weitere Darstellungen oder Raumelemente fehlen, die im ‚klassisch/typisch katholischen‘ Raum enthalten wären, gibt ihn für konfessionsfreie mystische Übertragungsspiele frei. Der/die Liegende blickt auf klare Formen aus Beton – über ihr/ihm wölbt sich eine hohe Kuppel, die aus stufenartig versetzten Waschbetonplatten besteht, die zu einer runden, kleiner werdenden Auslassung zusammenlaufen, an deren Ende sich ein schlichtes, rundes Fenster befindet. Die Assoziation eines ins Wasser fallenden Steines, die bereits vom Architekten hervorgerufen werden wollte, wie ein Gespräch mit einem pfarrinternen Menschen ergab, wird durch das Blau des abstrahlenden Liegencorpus noch zusätzlich verstärkt, wie von mehreren AnwenderInnen geschildert (für einen optischen Eindruck s. Anhang). Auch diese Gegensätzlichkeit – die Wasseranmutung, die jedoch nach oben führt – kann das Schleusenhafte der Raumsituation verstärkt haben (und die andernorts beschriebene Übergegensätzlichkeit mit evoziert haben).

Noch eine Anmerkung aus dem OFF jenseits der Materialsichtungsphase (jedoch für den Aufbau der Darbietung der Liege-Erlebnisse von Interesse): Der Gestalt nach

können Erfahrungen aus dem mystischen Formenkreis grob drei vage unterscheidbaren Motiven zugeordnet werden. Ein ganz umfassendes Staunen über das eigene Sein in der Welt und mehr noch ein generelles Auffälligerwerden des Welt-Umstandes stellen die erste Kategorie dar. „Nicht wie die Welt ist, ist das Mystische, sondern dass sie ist“ (Wittgenstein 1984²⁵, S. 64), schreibt Wittgenstein im „Tractatus logico-philosophicus“. Auffälligkeiten von „Gott“ bzw. einer Form von „Spirit im Raum“, wie eine 56-jährige Anwenderin sagt, die gottähnliche Anmutung haben. Interessant – und an späterer Stelle ausführlicher aufgegriffen – ist hierbei, dass sich ziemlich die Wage hält, ob es sich bei verwandten Erkenntnissen um solche von katholisch-religiöse Menschen, Konfessionslose, Zugehörige einer anderen Religion oder Agnostiker handelt. Hinzu kommen als dritte Form von mystischer Ergriffenheit, die mir im Kontext dieser Studie begegnet, jene Erfahrungen, die von wahrgenommener Nähe anderer –häufig: verstorbener – Menschen zeugen. Es ist dann so, als „täte sich eine Kraft im Raum auf, alles war N. [die verstorbene Gattin, Anm. A.-R. S.] und ich war in ihr“ (vgl. im Kapitel 5. dieser Studie). Es ist bei diesem Erfahrungsspektrum eine ganz bestimmte Bezugsperson, die als im Raum anwesend erlebt wird und mit der ein Prozess stattfindet, der gleichwohl als „unwirklich“ wie als „handfest“ oder „real“ beschrieben wird. Die beiden letztgenannten Motive werden in der zweiten Hälfte der Arbeit genauer besehen.

C. Selbstcontainer oder *thinktank* als psycho(re)aktiver Brutkasten für ein singulares, sich selbst ent-werfendes Wesen – Liminoider Raum

Aus dem bereits unter dem Begriff Treibhaus beschriebenen Möglichkeitenraum geht (in weiterer Folge) die Sonderform der Singular-Parzelle hervor.²⁶ Dabei ist nicht so sehr ausschlaggebend, ob der Mensch tatsächlich alleine im Raum ist – es ist vielmehr der Gedanke des im Zellenhaften die eigene oder die übergeordnete Weltlage (oder beide) überdenkenden und 'befühlenden' Menschen, die für diese zukunftsweisende (im Wortsinne) Gattung der Erfahrung Pate steht. Steht bislang (B.) der Gedanke des Brut-Prozesses mit bereits geschehenen Inhalten, dem Fertig-Werden mit dem *Wie?*

²⁵ Die Erstausgabe dieses Werkes datiert auf 1921, die korrigierte, zweisprachige Ausgabe (deutsch/englisch), die 1922 erschien, gilt als die offizielle Fassung. Ich zitiere in der vorliegenden Studie aus dem unveränderten Nachdruck von 1986.

²⁶ Bei diesen Überlegungen entferne ich mich etwas weiter von Sloterdijks Konzepten, in denen das Konzept des Selbstcontainer stark auf Wohnräume hin entwickelt ist (vgl. Sloterdijk 2004, S. 568–603). Allerdings lege ich Denkstrukturen dieser Konzeption auf temporär beschränkte Leihräume um und verwebte diese mit früheren seiner Ideen sowie mit Konzepten anderer Autoren (v. a. von Hannes Böhringer sowie von Erforschern des Liminalen, vgl. dazu ausführlich auf den nächsten Seiten).

des eigenen Begonnen-Seins im Vordergrund, so geht es hierin und ab nun um den Prozess der Selbst-Übernahme, der sich zum Horizont hin streckt.

Der *feel- and thinktank*, in dem der Aufmerksamkeitspfeil gen Zukunft zeigt, ist dabei eine fluide Raumkategorie, die nicht für ein gesamtes Liege-Erlebnis gelten muss, sie kann sich auch im Laufe des Geschehens auf- oder eröffnen werden. Es gibt den psycho(re)aktiven *tank* als ausgerufenen oder spontan sich einstellenden Behälter, er kann ausschließlich der Idee des liegenden Menschen entspringen, oder von einem/einer TherapeutIn oder einem Coach induziert werden. Zu diesem Anwendungsfeld bietet die hypnosystemische Therapie nach Milton Erickson und Gunther Schmidt brauchbare Hinweise. Die im Rahmen dieser Studie durchgeführten (Selbst)-Versuche – u. a. arbeitet ein Coach mit entsprechenden Methoden – sind im weiteren Sinne mit dem Begriff der „Lösungstrance“ anschaulich beschrieben. Indem auf eine wünschenswerte, gangbare Zukunft fokussiert wird, gerät der/die Liegende in eine Art zukunftsgerichtete, ermächtigende Trance.²⁷

Hannes Böhringer gelingt ausgehend von der Geschichte des mobilen Behälters aus der Frühzeit der Globalisierung²⁸ ein leichtfüßiger philosophischer Essay, der die facettenreichen Eigenschaften des Konstrukts „Container“ auffächert und dessen Eignung dazu, Basis für die Beschreibung eines (auto-)therapeutischen Selbstcontainers zu sein, nahelegt:

„Der Behälter, der nichts behalten kann, erfaßt das Ereignis als etwas, das sich entzieht, entschwindet, dessen Abwesenheit da ist. *Die Ereignisse sind immer schon vergangen, wenn sie ankommen.* Der Container ist voll von vergangenen und erwarteten Ereignissen. Der Container ist der Ort des Vergehens und Entgleitens. Alles rutscht. Nichts bleibt da, an seinem Ort. Der Container, die Endlosigkeit des Vorläufigen, bedeutet das Ende des Definitiven. Eine Zeitlang schien der Container zu versprechen, dass man in seinem Freiraum von Gott und der Welt ungestört seine eigenen Sachen machen könne. Doch der Container füllt sich mit metaphysischem Müll. Wohin damit? Und woher kommt der Müll? Belädt ein böser Geist den Container? Der Behälter sagt nichts, also verspricht er auch nichts. Er transportiert alles Mögliche. Also schließt er auch nichts aus. Schließlich hat der Aufenthalt im Container auch seine komischen Seiten. Alles ist da, aber verkehrt. Was der Behälter behalten soll, entleert er. Aber auch das Entleeren gelingt ihm nicht richtig. Was er fortschaffen soll, hält er als Müll zurück. So wird er nie richtig leer. *Er tauscht außen und innen aus und ist selbst weder*

²⁷ Auch mehrere Erlebnisse, die nicht absichtlich auf diesen Theorien basieren, lassen sich rückwirkend in dieses Spektrum einschreiben – eine erstaunliche Beobachtung, die die intuitiven Stärken sowohl des Liegen-Raumes als auch der hypnosystemischen Therapien betont.

²⁸ Böhringers Überlegungen nehmen ihren Ausgangspunkt beim Container, der Handlungsverflechtungen gewährleistet, indem er als Transportmittel und Behältnismöbel zugleich fungiert.

das eine noch das andere, sondern dazwischen. In diese Zwischenlage bringt er alles, was er lädt. Sie scheint nur vorübergehend zu sein. *Doch der Container verkehrt auch noch Zeitweiligkeit und Endgültigkeit.* Die Zwischenlage, das Provisorium wird dauerhaft. Und was dauern soll, entgleitet als flüchtiges Ereignis. *Der unscheinbare Behälter enthält in sich das Ereignis des modernen Nihilismus.* Auch das kann er nicht behalten. Er entleert es, indem er dessen Leere ständig auszufüllen sucht, indem er immer neue Ladungen in sie hineinschüttet. Er selbst ist das Übel, von dem er Abhilfe schaffen soll. Ständig schafft er sich selbst ab. *Container folgen auf Container.* Auf praktische Weise wird er mit einem unlösbaren Problem fertig. Er schiebt es unablässig vor sich her, er transportiert es einfach weiter“ (Böhringer 1993, S. 32 ff., Hervorhebungen R. S.).

In meinen Kursivsetzungen deutet sich die vorerst abstrakte Nähe zu einem Raum an, in dem eine Sphäre geschaffen wird, die mit je individuellen, temporären Inhalten aufgeladen wird, mit Inhalten, die immer bereits vergangen sind und gleichwohl aber auch die zukünftigen, die erwarteten sind. Es sind bestimmte Eigenschaften der Liege, die sie als Speicher- und Behältnismedium empfehlen: Musik evoziert beim Ersthören Empfindungen, erinnert aber auch bei jedem Nächsthören an vorangegangene Gefühle und Prozesse, die sie begleitet oder ausgelöst hat. Dies gilt bereits auch für einen Popmusik-Song, der zwanzig Jahre später an die erste Sommerliebe erinnert und das Knistern des Lagerfeuers implizit mittransportiert und alle Gerüche von verbrennendem Holz und feuchtem Gras sowie die Erinnerung an die Nachtluft auf der Haut gleich dazu. Diese Eigenschaft der Speicherfähigkeit wird auch bei mehrmaliger Vorgabe des gleichen Klangprogrammes der AlphaLiege zu unterschiedlichen Zeitpunkten berichtet, besonders dann, wenn intensive Prozesse mit den Klängen verbunden werden. Auf diese Weise entsteht ein Raum im Raum: Prozesse, die in diesem Klangcontainer hervorgerufen werden, sind weniger flüchtig als Gedanken, die ohne musikalische Behältnisfunktion dahingesponnen werden, so meine Überlegung (die auf Beobachtungen und Schilderungen von AnwenderInnen basiert). Zudem ist der Übungsraum um die AlphaLiege (in der Konstitution dieser Studie) ein Raum, der eben nicht den Ordnungen von z. B. Therapie oder Solarium entspricht: Die einzige Taktung entsteht durch die eigenen Prozesse, und somit entscheidet der/die Liegende, wie lange der aktuelle Transportweg dauert. Der Selbstcontainer tauscht (wie von Böhringer beschrieben) *die Dimensionen von innen und außen aus und ist selbst weder das eine noch das andere, sondern dazwischen, eine Zwischenlage.* Was in diesem Container passiert, ist auf unbestimmte Weise vom restlichen Lebenslauf abgetrennt. Es ist ein Innen, in dem das Außen, gleichwohl wie das Innen, aus anderen Zeiträumen zur Reflexion gelangen kann, jedoch eben zu einer fluiden, also fließenden und formfreien Reflexion, was vielleicht am Fließen der Klänge liegt. (Auch) das Fehlen-Können der Worte macht den Selbstcontainer zum *flüchtigen Ereignis*; was da

ist, ist immer auch im Transport, es taucht auf, um wieder zu entgleiten, doch sein Auftauchen ist danach nicht mehr weg zu denken.

Zum Begriff der Liminalität

In allen diesen Worten wird die Nähe zu einem weiteren Begriff deutlich, nämlich dem der „Liminalität“. Liminalität leitet sich vom lateinischen Wort „limen“ für Grenze oder Schwelle ab und wurde ursprünglich von Arnold van Gennep 1909 im Zusammenhang mit kulturell kodierten Phasen des Übergangs eingeführt.²⁹ In der Erstkonzeption des Begriffs ist bereits viel davon angelegt, woran ich anknüpfen möchte, nämlich sowohl räumliche als auch temporäre Aspekte sowie das grundlegend Phasenhafte und die magisch-sakralen Qualitäten von Auflösungszuständen zwischen zwei definitivisch wieder greifbareren Modi. Auch van Genneps Hinweis darauf, dass es zur Liminalität eines Individuums eine Selbstwahrnehmung, aber auch eine einigermaßen kongruente Außensicht gibt, möchte ich später wieder aufgreifen³⁰. Das Konzept der Liminalität

²⁹ Van Genneps Modell der Übergangsriten sieht dynamische Momente in jedem Individuationssprozess (und ist damit jenen statischen Modellen von Kultur(en) entgegengesetzt, die zu seiner Zeit vorherrschend waren). Jedes Individuum durchlebt demnach verschiedene Phasen des Wandels, die keine rein biologischen sind, sondern auch auf sozialer Ebene einen Wechsel der Gruppenzugehörigkeit nach sich ziehen. Geburt, der Eintritt in das Erwachsenenleben, Heirat sowie Tod sind demnach phasenhafte Ereignisse, in denen ein Individuum von einer Gruppenzugehörigkeit zu einer anderen wechselt, ohne dass dieser Übertrittsprozess die stabilen statischen Gruppengrenzen auflösen darf. Übergangsriten beschreibt van Gennep nun als jene Verfahren, die die Stabilitätsgefährdenden Dynamiken, die in jedem Übergang liegen können, so kanalisiert, dass die soziale Ordnung nicht gefährdet wird. Van Gennep erarbeitet ein dreistufiges räumliches Modell der Übergangsriten: Auf eine *Trennungsphase (Segregation)*, in der das Individuum sich aus dem bisherigen Territorium löst, tritt es in einen Bereich der Undefiniertheit und Neutralität ein, *eine sakrale Schwellenphase*, die er als *marginal oder liminal* bezeichnet. „Jeder, der sich von der einen Sphäre in die andere begibt, befindet sich eine Zeitlang sowohl räumlich als auch magisch-religiös in einer besonderen Situation: er schwebt zwischen zwei Welten. Diese Situation bezeichne ich als Schwellenphase“ (van Gennep 1909, S. 29). Diese Schwellenphase wird zugunsten einer *Angliederungsphase (Aggregation)* an ein neues Territorium wieder verlassen. Um in die Sphäre zwischen zwei Welten zu gelangen, muss das Individuum jene Grenze überschreiten, die die zu verlassende Welt erst (mit-)definiert. Gerade weil diese Grenze die soziale Welt- oder Gruppen-Ordnung gewährleistet, ist es unter nicht-außergewöhnlichen Umständen verboten, diese zu übertreten. Dieses Tabu lädt die Grenze und die anschließende Schwellenphase nach van Gennep magisch-religiös auf: Nur in Ritualen, jenen sozial kontrollierten Verfahren, ist es möglich, eine Grenze zu überschreiten und in jene Schwellenphase einzutreten, in der die Gesetze der normalen sozialen Ordnung der Gruppe nicht mehr gelten. Die veränderten Bedingungen in der liminalen Phase verändern auch die Eigenschaften des Individuums, das sich in diese Sphäre begibt: Die Identitätszuordnungen, die es in der sozialen Gruppe hatte, werden aufgegeben, zugleich wird die magisch-sakrale Qualität der Schwellenphase übernommen. Diese Aufladung des Individuums, das sich zwischen zwei Grenzen aufhält, gilt auch für die Fremdwahrnehmung; für jene Wesen in der liminalen Sphäre sind alle Menschen jenseits der Grenzen fremd, und der Mensch, der in der marginalen Schwellenphase ist, erscheint allen Menschen, die in die Ordnung eingebunden sind, als fremd. Wer im liminalen Zustand ist, erscheint entweder als betont schwach und kann darum auch missbraucht werden oder ist ein magisch-machtvolles Wesen, das die Ordnung bedroht und durch gezielte rituelle Handlungen gebannt bzw. entzaubert und erneut angegliedert werden muss (vgl. van Gennep 1909, S. 34 ff.). Die Permeabilität der Grenzen und die damit einhergehenden Verbindlichkeiten der Gruppendefinition differieren in unterschiedlichen Kulturen.

³⁰ Den Bezug auf gesellschaftliche Zusammenhänge werde ich hingegen zurücklassen.

wurde ab den 1960er-Jahren wieder aufgegriffen und hinsichtlich zahlreicher Aspekte weiterverfolgt, von denen ich an dieser Stelle ausschließlich auf jene hinweisen will, die für die Entwicklung meiner Konzeption eines Raumes, der Umbrüche evozieren und begleiten kann, hilfreich sein können. Es sind dies vor allem die Weiterentwicklungen von Victor Turner (ab den 1960er Jahren) sowie aktuelle Forschungsstränge von Arpad Szakolczai, Brian Massumi und Paul Stenner. Turner baut weitgehend auf van Gennep und dessen Vorstellung vom 3-teilig phasenhaften Verlauf von liminalen Umbrüchen auf, unterscheidet jedoch hinsichtlich der liminalen Phase zwischen zwei Typen von liminaler Realität: zwischen „denen, die Auslöschung, und denen, die Ambiguität oder Paradox symbolisieren“ (vgl. Turner 1989). Auf diese Weise kommt mit und bei Turner eine existenzielle, ja todernde Dimension hinzu, die für diejenigen Menschen, die in jene Schwellenerfahrung eintauchen, einen „Nivellierungs“-Prozess bedeuten kann, an dessen Ende sie nur noch mit „Zeichen ihres liminalen Nicht-Status“ markiert sind (vgl. Turner 1989, S. 39 ff.). Es entsteht eine Nähe zu Beschreibungen völliger Subjektauflösung unter Einfluss von bewusstseinsverändernden Substanzen (u. a.) bei Henri Michaux (vgl. Michaux 1961), wobei die Bedeutung „kosmologischer Systeme“ (vgl. Turner 1989, S. 39) in den Vordergrund drängt. Dem liminal gewordenen Menschen geht es im Zustand der Loslösung (von alten Strukturen) nicht mehr um jene rigiden Ordnungen, sondern um ganz grundlegende Aspekte seines Daseins. An dieser Stelle sind neuere Arbeiten der oben genannten Forscher (das Dreigestirn Szakolczai, Massumi, Stenner, die in ihren Studien auf die Arbeiten der jeweils anderen Bezug nehmen, manche Aspekte überlappen deutlich) von Bedeutung. Nahe an Deleuze bestimmt Massumi den Affekt als ein Intervall, das zwischen den Polen Bereits-da-aber-noch-nicht-in-Aktion und Bereits-vorbei-aber-noch-nicht-Bewusst verhandelt wird: „in-between time after before but before after“ (Massumi 2002, S. 1). Bereits in dieser Definition drängt sich eine Nähe zu Turners Zusatz zur Überschrift über sein Essay über die Liminalität auf: „betwixed and between“. Sowohl der Affekt als auch die Liminalität beschreiben Phänomene, die sich im weitesten Sinne in der Schwebe ereignen. Beide sind fluide und ereignen sich in einem Zwischen, und diese Parallele zwischen Affekt und Liminalität macht Stenner sich zunutze, um „moments of transition“ zu beschreiben. „There is an obvious intuitive link between affectivity (including emotionality) and this anthropological definition of liminality as an ‚anti-structural‘ phase of transition“ (Stenner 2013, p. 9). Im Besonderen sind zwei Konzeptionen Stenners für meine aktuelle Studie interessant. Zum einen erarbeitet Stenner anhand der beiden Achsen (Raum und Zeit) eines Ereignisses eine Theorie der *liminal hotspots*. „These hotspots appear to be extending both in space and in time, and scenes of affectivity always accompany their extension“ (Stenner 2013, p.

14). Was sich wie eine ‚Pop-up‘-Variante von Liminalität anhört, ist durchaus als ein Phänomen des Zeitgeists zu verstehen, als eine Entwicklung, die mit kulturellen Veränderungen der vergangenen Jahre (oder Jahrzehnte) zusammenhängt. In Anschluss an Szokolczai (2009) schreibt Stenner das Entstehen von liminalen Hotspots einer sehr umfassenden kulturellen Veränderung in Richtung permanenter Liminalität („permal liminality“) zu. Sehr vereinfacht lässt sich sagen, dass das Scheitern von rigiden *rites de passage*³¹ so etwas wie einen zweiten Bildungsweg für (gelingende) Übergangsphasen in bessere (Lebens-)Zustände erforderlich macht.³²

Das andere (erst jüngst entwickelte) Konzept Stenners setzt sich mit sensiblen Ereignissen oder Punkten auseinander, mit denen ein Mensch zu nahezu jedem Zeit- und Raumpunkt seines Lebens konfrontiert sein kann: „In combining the concept of affectivity with that of liminality, I therefore want to go beyond the classic anthropological use of the latter concept and evoke the more general idea of *sensitive points* or junctures at which unexpected, but perhaps also new and important things happen“ (Stenner 2015, p. 2, Hervorhebung im Original). So besehen kann ein (mehr oder minder) punktuelles Ereignis, gerade wenn es die Eigenschaft oder Macht besitzt, vorhandene Strukturen fluide oder zerstreut werden zu lassen, eine Möglichkeit zur Transformation bedeuten. (Präzise und schwer ohne Streuverluste übersetzbar definiert Stenner: „The limen as a sensitive threshold of transformation, and liminality as pertaining to occasions of becoming“ Stenner 2015, p.1).

An dieser Stelle kommt ein wesentlicher Hinweis von Szokolczai: „The term [„transformation“] is part of a series. Something can only be ‚trans‘-formed if it has already been ‚formed‘; and a process of formation implies the existence of a ‚thing‘ to be formed: some kind of human ‚material‘ that has become ready for ‚typing‘ or ‚stamping‘. Human attitudes, values, and identities can only be ‚formed‘, without undue force and violence, if the previous certainties have been at least partially dissolved through a move _on the limit“ (Szokolczai 2009, p.157). In diesem Sinne geht es für meine aktuellen Bedürfnisse, die Potenziale des hier beschriebenen Erfahrungsspielraums zu benennen, um die Frage, wie Bewegungen am Limit oder in der Schwellenphase des Grenzbereiches aussehen können. Zur Erhellung dieser Frage trägt Sloterdijks Ausarbeitung der Bewegtheit des Denkens und der Erfahrung bei Heidegger bei (vgl. dazu Sloterdijk 2001b). In einem ebenfalls phasenhaft

³¹ Wie der Titel zu van Genneps Forschung im französischen Original (ebenso von 1909) lautet.

³² „We now find such liminal hotspots in every sub-system of the social structure. This includes not just the arts and the mass media but also the legal system, the health system, the education system, the economic system, the political system, and so on. More specifically, however, these hotspots tend to emerge at the interstices of these sub-systems; at the points where law meets the mass media, for instance, or where medicine meets insurance policy, or sport meets politics. These hotspots concentrate around zones where taken-for-granted procedural rationalities reach their limits, and fail“ (Stenner 2013, p. 10).

skizzierten Verlauf schließt (an dieser Stelle verkürzt wiedergegeben, vgl. ausführlich ebda.) an den vorerst in der Hauptsache instinktiv stattfindenden „Fall“ des Menschen, an seine *Erfahrung* an. Erst nach einem Innehalten kann eine Wende oder „Kehre“ (ein Begriff Heideggers) eintreten, in der es zu Navigationsprozessen hinsichtlich der eigenen Bewegtheit kommen kann. Diese Kehre weist (bei genauerer Betrachtung) eine auffällige Verwandtschaft mit der liminalen Schwelle auf, nämlich konkret in der Unterbrechung der Automatismen, mit denen die begonnene Bewegung ausgeführt wird. Ein gewisser Unterschied liegt (in meiner Auffassung) darin, dass im Begriff der Kehre deutlicher nahegelegt ist, dass die daran anschließende Bewegung eine grundlegende und umfassende topologische Umorientierung beinhalten kann. Die Schwelle wird, wenn ich diesen Aspekt nun absichtsvoll hinzunehme, zu einem Wende-Container, in dem eine gewisse Entladung hinsichtlich der bisherigen ‚magnetischen‘ Felder stattfinden kann. Bei van Gennep ist noch eine deutliche Richtung, ein Plan vorgegeben, wohin es nach der Überschreitung der Schwelle gehen soll (in den nächsten, kulturell erwünschten Zustand nämlich, vgl. dazu in FN 29); diese Prämisse wird allerdings bereits seit Turner massiv unterwandert.³³

Hinsichtlich dieser Orientierung an der Wendemöglichkeit, die ein Ereignis mit sich bringt, noch ein Hinweis auf Szokolczais Forschung über die liminale Dimension von Ereignissen:

„When we say we ‚had‘ an experience, we clearly mean something much more comprehensive than our merely perceiving an ‚object‘ and becoming convinced of its real existence. ‚Having‘ an experience implies that something happens to us – and the word ‚happen‘ must be taken seriously, as any experience is first of all an event. An event, exactly because it just happens, is unique and fleeting; and it involves not just our senses, but our entire existence as well. The consequences are subjectivity and manifoldness. Subjectivity, as existential involvement renders the understanding of our own experiences one-sided, opaque; and manifoldness, first because in our life we are faced with so many events that they overwhelm us; and second, as participating in events helps us to realize that everyone around us has a similar but also a different viewpoint, and so helps us to acknowledge perspective. Thus, we need to assess experiences in a way that is not just ‚subjectively‘ meaningful. So, seemingly, we are back to Kant: if we want to go beyond mere fancy and partiality, we have to resign ourselves to a watered-down, leached, and lixiviated knowledge of the most important part of our world: human experiences. Understanding experience as a rite of passage offers a solution to this dilemma“ (Szokolczai, 2009, p. 147).

Jedes Ereignis ist demnach fluide, einzigartig und spricht nicht nur die (subjektiv verarbeitenden) Sinne an, sondern uns in unserer gesamten, je auffaltbaren Existenz(ialität). Damit steckt in jedem Event die Möglichkeit, dass genau dieses zu

³³Eine Veränderung, die Stenner, Szokolczai und Massumi auch als in Zusammenhang mit dem „affective turn“ in den Kultur- und Sozialwissenschaften stehen sehen. Auf dieses doch sehr umfassende Thema, das meine aktuellen Betrachtungen nur peripher tangiert, muss an dieser Stelle die bloße Erwähnung ausreichen.

einem wird, dass uns in unserer existenziellen Verfasstheit aufs Intimste und Heftigste berührt und aufrüttelt. Inmitten eines ‚normalen‘ Tagesverlaufes hat – die Gründe hierfür werden an anderen Stellen zu ermitteln versucht – gerade der hier beschriebene Klangraum eine besondere Eignung für Momente des Auffälligwerdens. Denn zusätzlich zu Ereignissen, die als punktuelle Einschnitte von einem Außen aus erkennbar sind, gibt es auch jene, die im Inneren passieren und durch die individuelle Deutung Ereignischarakter bekommen:

„Zu den Kennzeichen dieser Erfahrung des Seins im Ichsein gehört ihre Plötzlichkeit. Ein Riß im Gehirnkino, das sich für Denken hält, und die jähe Gegenwart der Grundfraglichkeit klafft auf [...] Man könnte vom unvorhergesehenen Aufklaffen einer Falltüre sprechen, durch die ich stürze – wenn ich nur sagen könnte wohin. Nicht selten deutet man, um die Fallrichtung zu markieren, auf sich und sagt: ins eigene Selbst, während es richtiger wäre, zuzugeben, daß die Richtung des Falls undeutlich bleibt – man fällt ins innere Unding, in die subjektive Galaxie. Wer könnte sagen, wohin das führt?“ (Sloterdijk 1993, S. 17)

Damit ist auch diese liminale oder liminal machende Eigenschaft von Nicht-Ereignissen bzw. nicht aktuellen (von außen erkennbaren) Erfahrungen mit Event-Charakter angesprochen. Dieser Move ist für meine aktuellen Überlegungen notwendig. Eine vage Überlegung hinsichtlich des Ursprungs dafür, dass sich gerade in dem von mir untersuchten Raum Ereignisse von innen nach außen aufstülpen, liegt in dessen Potenzial, selbst eine Schwelle zu sein oder eine „Schleuse“, wie es ein Liegen-Anwender einmal nannte (dazu später ausführlicher). Dieses Potenzial könnte weiters mit der menschlichen „Geburtsvergessenheit“ (vgl. Sloterdijk, beispielsweise 1993, S. 239, oder 1988, ausführlich im ersten Kapitel) korrespondieren, genauer gesagt mit dem nicht bewussten Wunsch, sich an die eigenen Anfänge doch zu erinnern (gerade wenn ihnen Schwieriges anhaftet) und der – diesem Wunsch zu Hilfe eilenden – Eignung der Liege als Brutkasten, als eine Räumlichkeit also, die an die Brutzeit wieder anschließen lässt und an Empfindungen aus dieser Lage anknüpft. Dass die Eignung eines solchen Raumes dann sogar prädestiniert dafür ist, einen Raum für Ereignisse zu liefern, die liminale Eigenschaften aufweisen, zeigt folgende Stelle bei Sloterdijk auf:

„Ob Schlimmes am Anfang steht oder nicht: das Geburtsvergessen ist allemal als die metaphysische Signatur des menschlichen Existierens zu verstehen. Das Vergessen des Ereignisses, auch und gerade wenn es traumatisch wie die Hölle gewesen sein sollte, schützt nämlich die vordere Grenze des eigenen Lebens gegen die Gefahren der Bewusstmachung“ (Sloterdijk 1993, S. 239).

Der Hinweis auf die Grenze, die jenen allerersten Raum schützt, ist der Anhaltspunkt dafür, dass und warum sich die Ereignisdimension, die dort vorherrschend war, durch aktuelle nobjektale Trigger aktivieren lässt. Nennt Stenner das ‚lebenslange Lernen‘ als ein Beispiel für einen liminalen Hotspot auf dem Bildungssektor, so ist naheliegend,

dass auch auf dem Gebiet (oder vielleicht trifft *aus* dem Gebiet hier besser zu) der Pränatalität nicht ausgelernt haben und nicht voll entwickelt sein muss, wer sprechen und aufrecht gehen kann. Gerade die eingangs bereits nahe an van Gennep ausformulierten Eigenschaften von liminalen Phasen treffen auch hier zu, dass nämlich das Individuum, aus dem bisherigen Territorium losgelöst, in einen Bereich der Undefiniertheit eintritt, in *eine magisch-sakrale Schwellenphase, in der sich Veränderungen einstellen und morphologische Kräfte an dem liminalgewordenen Wesen arbeiten, die mit einer recht umfassenden Überarbeitung oder Neuaufsetzung des Wesens einhergehen*. (Der Arbeitsbegriff ist hier nicht in einem Sinne der absichtlichen, mechanischen oder geistigen Arbeit gedacht, sondern schließt eher an das Bild an, wie magnetische Kräfte an einem losen Haufen von Metallnadeln mit ihren Anziehungs- und Abstoßungskräften wirksam werden.)

Weiters heißt es bei Sloterdijk: „Nur weil unsere Erinnerung nach hinten dunkel ist, weil wir quasi aus dem Nichts aufgetaucht sind, können wir, trotz Engpaß und vagen Vermutungen über die Endlichkeit der verbleibenden Zeit, normale Sekunden erleben ... Die Nichterinnerung ist die Mitgift einer Fee, die uns das Urereignis: den Austritt in die Welt, in der Uhren ablaufen, und die Einprägung der Todesspur wie einen gegenstandslosen Albtraum von der Stirn wischt“ (Sloterdijk 1993, S. 240). Wobei Sloterdijk auch ausformuliert, was in weiterer Folge geschieht, wenn diese Grenze nach vorne hin nicht mehr dicht ist, wenn sie permeabel wird und Erinnerungen an die erste Lage durchdrängen: „Wenn das Vergessen der Anfangszäsur nicht hilft, den Urleichtsinn aufrechtzuerhalten, so wird mein Leben zu ‚diesem Leben‘, zu diesem Stück panischer Endlichkeit, zu dieser mühevollen melancholischen und gierigen Abwicklung von Lebensinhalten in der Zeit“ (ebda.). Damit ist genug zu den Gründen gesagt, warum Zustände der *Entgrenzung* hinsichtlich der allerersten Grenze zu einem Zustand führen können, der jenem liminalen verwandt ist, von dem Turner sagt, er habe eine existentielle Dimension, die mit „Nivellierungs“-Energien verbunden sei.

Ich möchte abschließend noch zwei weitere Konstrukte aus der Forschung über Liminalität hinzuholen, um meine Beschreibung des AlphaLiegen-Raumes als eine spezielle Form des Schwellencontainers abzurunden. Dem Umstand, dass hier (= mit Hilfe der AlphaLiege im Rahmen der vorliegenden Studie) eine relativ gut temporär und räumlich begrenzbare Ereignisdimension evoziert wird, die diesem (Selbst-)Versuchscharakter einerseits und der Herstellbarkeit bzw. Wiederholbarkeit andererseits gerecht wird, soll in meinem abschließenden semidefinitorischen Versuch der Begriffsbestimmung oder Medium(s)verortung Genüge getan werden. Dazu ist

zuvorderst eine Variation des Begriffes „Liminalität“ notwendig, wobei ich in einem ersten Schritt vom Liminalen zum *Liminoiden* übergehen möchte und dabei weitgehend den Ideen Turners³⁴ folge. Das Liminoide wird als „Mußegattung“ dem Liminalen (das gesellschaftlich gefasst sein *muss*) hinzu gestellt. Zudem ist es eine Phase, die besuchbar und relativ absichtlich beginn- und beendbar bleibt. *Muße* verstehe ich im aktuellen Zusammenhang zwar nicht als Spiel (wie Turner), aber doch als eine gewisse Kür im Leben. Es kann sein, dass ein Ereignis die Beschäftigung mit den inneren oder früheren Turbulenzen anregt (zu diesen Ereignissen im nächsten Absatz), im Regelfall gilt jedoch, dass jede Form von Selbstentfaltung oder Psycho-Analyse (in einem sehr weiten Sinne gedacht) eine wählbare Beschäftigung bleibt.

Weiters und zu guter Letzt möchte ich die (jüngst datierte) Einteilung Stenners in „*staged*“ und „*unstaged*“ Erlebnisse des Liminalen hinzuziehen: „In this section I will build upon Van Zandt’s distinction between those holes (liminal situations) that ‘fall on you like a storm’ and those that are self-dug by developing a distinction (building on Turner ...^[1982] and Szokolczai, 2000; 2013) between *unstaged* and *staged* liminal experiences“ (Stenner 2015, p.4). „Staged“ ist insofern schwer zu übersetzen, als der englische Ausdruck sowohl das Inszenierte (wie bei den Riten, die van Gennep beschreibt) als auch das Phasenhafte meint. „Unstaged“ wären hingegen verstärkt jene unplanbaren Ereignisse, in die der Mensch unversehens gerät und die er doch nicht ignorieren kann, wenn er am anderen Ende der durch das Ereignis ausgelösten liminalen Phase erneut in eine (transformierte) andere Form eintreten möchte. Diese „unstaged happenings“ können zu *sensitive points* (oder auch *junctions*) werden. Stenner geht es bei diesen beiden Begriffen weniger um eine dichotome Auseinanderhaltung, mehr um ein Nebeneinanderstellen. Gegen Ende seiner Ausführung resümiert er:

„ [...] but ultimately I want to characterize both as liminal in the more general sense of bringing into play – whether deliberately or accidentally – a sensitive threshold of transformation that involves the enhanced affectivity and emotionality associated with becoming. My combination of the concepts of affectivity and liminality evokes this idea of sensitive points at which unexpected, but perhaps also new and important things happen: points, perhaps, where a ‘critical mass’ is reached (as when nuclear physicists

³⁴ Turner entwirft diese Kategorien zwar für das als dichotom postulierte Bezugssystem Arbeit vs. Freizeit oder Spiel, diese können jedoch mit gewissen Nachsichten ohne große Übersetzungsschwierigkeiten auf andere Lebensbereiche umgelegt werden. Die Nachsicht muss vor allem hinsichtlich der damaligen Strukturen von Gesellschaft gelten. Liminale Zustände sind bei Turner mit Pflicht(-erfüllung) behaftet, Erwachsenwerden oder Heiraten (klassische Schwellen des Liminalen bei van Gennep und auch noch bei Turner) gehören längst nicht mehr zu den zu erledigenden Hürden; den Lebensunterhalt mit Spiel verdienen zu können wird ein zunehmend gangbareres Lebenskonzept. Die Grundstruktur der Unterscheidung bleibt jedoch in meiner Wahrnehmung aufrecht und nutzbar.

talk of a critical mass of uranium 235 entering a phase of chain reaction)” (Stenner 2015, p 11).

Das Liminoide ist klar vom Liminalen abgegrenzt und macht die Zuordnung simpel: Weisen Liege-Erlebnisse Eigenschaften von Liminalität auf, so handelt es sich – soweit müsste aus der bisherigen Argumentationsführung klar geworden sein – um liminoide Erlebnisse. (Dies gilt freilich nicht für alle Erlebnisse, die auf dieser Klangliege gemacht werden, allerdings trifft es auf alle deren Schilderungen in dieser Studie behandelt werden, in der einen oder anderen Weise zu, manchmal nur der Tendenz nach. Wie stark diese Ausprägung des Liminoiden ist und ob sich jene relative Abgegrenztheit des Container-Seins einstellt, differiert in jedem ‚Fall‘.) Anders verhält es sich bezüglich der letztgenannten Kategorien Stenners. Sie helfen mir weniger bei einer weiteren Einteilung, vielmehr bestätigen sie mich in meinem bisherigen Rundgang. Dies ist ein Brutkasten, der individuell die Bedingungen herstellen helfen kann, die ‚critical mass‘ zu erreichen und auf diese Weise zu einem „unstaged happening on stage“ zu werden. Die Bühne fungiert hier zuvorderst in ihrer Eigenschaft des hervorgehobenen, also mit Aufmerksamkeit versehen(d)en Raumes. Darüber hinaus können die Liege-Erlebnisse der Einzelnen nicht weiter in Einem zusammengefasst werden, insofern sie eben nicht notwendigerweise staged, d.h. kulturell gefasst sind. Stenners Modell der staged und unstaged-Modelle hilft dennoch dabei, die einzelnen ‚Fälle‘ besser zu beschreiben und Ideen für Settings und Anleitungen zu finden. Zahlreiche Nutzungen der AlphaLiege passen – dies muss abschließend noch einmal betont werden – in keine dieser Kategorien, denn sie stellen keine liminoiden Formen des Erlebens dar. Bei anderen Liegenden wird relativ unvorbereitet der Raum zu einem liminoiden Erfahrungsraum, Passiert dies, so können die geschilderten Überlegungen besonders für das begleitende Mit im Raum hilfreich sein. Für alle Erlebnisse, in denen es um Schwieriges geht (egal wie absehbar das Zutagekommen dieser Erinnerungen ist), kann eine Formulierung gelten, die ich mir von Stenner ausleihe, der sie in verwandtem Kontext verwendet: „[may these theories] help to illuminate the experiential dimension of psychologically significant moments of transition” (Stenner 2013). Denn sobald der Raum liminoid wird, geht es um Prozesse der Transformation (verhärteter Strukturen).

Für die eingangs angesprochene Singular-Parzelle, den liminoiden thinktank, lässt sich abrundend Folgendes sagen: Er ist insofern eine Sonderform der hier beschriebenen Raummöglichkeiten, als er auf gewisse Weise semi-staged ‚daherkommt‘. Diese Möglichkeit bietet sich vor allem für Menschen an, die diese Klangliege und ihren Raum öfters oder sogar regelmäßig nutzen, den Raum daher kennen, wie man einen

Lieblingspark oder den eigenen Hausberg kennt, die Lieblings-Symphonie von Schubert oder Großmutter's Schokoladenkuchen: Die Erfahrung wird in gewisser Weise einschätzbar und hält trotzdem Überraschungen bereit, da die Ausgangslage das Erleben stark beeinflusst. Dieser komplexe Umstand ist vielleicht am besten mit dem vorsokratischen Satz und seiner etwas jüngeren Fortführung beschrieben: "panta rhei, ouden menei. – Alles fließt, nichts bleibt. – (Vorsokratiker:58, mit Hinweis auf Aristoteles, Metaphysik i 6)" – und „Denen, die in dieselben Flüsse steigen, fließen immer neue Wasser zu und (immer neue) Seelen entsteigen dem Nass (Heraklit, Fragment 12[1])“. Dieser Raum wird also auf individuelle Weise zum (je individuellen) Container umfunktioniert, in dem das Leben überdacht werden kann. Strukturen können aufrütteln, und der Raum kann für den Selbstdiskurs und die Meta-Betrachtung des eigenen Da-Seins in einem geschützten Raum genutzt werden. Auch das Mit kann zu diesem liminoiden Raum gehören, wie es ja bereits bei psychotherapeutischen oder psychoanalytischen Sitzungen der Fall ist. Mehr aber als für herkömmliche Räume der Therapie kann der Raum zu einer (Selbst-)Bühne des Ausagierens und der Inszenierung werden. Ein Grund für diesen Unterschied liegt in der angedeuteten Nähe zu einem Musikstück oder Hausberg, das oder der sehr vertraut ist: Anders als in einer Therapieeinheit kommen immer wieder dieselben Klangpassagen und musikalischen Angebote aus dem Raum und können befüllt werden – das offeriert eine maximale Form von Stabilität, stärker als jede Ko-Existenz eines Mits dies anbieten kann. (Das Mit im Raum hat zuvorderst eben auch eine Funktion, die nicht ‚therapiert‘, ja nicht einmal stark reagiert – es geht vielmehr um die Qualitäten von Mit-Schwingung und Resonanz in einem Raum, der den transformativen Prozessen eines anderen Schutz bietet.)

Auf der neu gewonnenen Basis des Liminoiden ergibt das re-reading Böhrringers einen tieferen Sinn:

„Der Container ist voll von vergangenen und erwarteten Ereignissen. Der Container ist der Ort des Vergehens und Entgleitens. Alles rutscht. Nichts bleibt da, an seinem Ort. Der Container, die Endlosigkeit des Vorläufigen, bedeutet das Ende des Definitiven. ... Schließlich hat der Aufenthalt im Container auch seine komischen Seiten. Alles ist da, aber verkehrt. Was der Behälter behalten soll, entleert er. Aber auch das Entleeren gelingt ihm nicht richtig. Was er fortschaffen soll, hält er als Müll zurück. So wird er nie richtig leer. Er tauscht außen und innen aus und ist selbst weder das eine noch das andere, sondern dazwischen“ (Böhrringer, vgl. oben).

Hier wird ein Raum (immer neu) geschaffen, der das Vergehen und Entgleiten, aber auch das Entstehen und Werden begleitet. Dass das angestrebte Fortschaffen nicht funktioniert, hat in diesem Kontext wohl mit dem Eigenleben des Traumas (in weiterem Sinne) und dessen Wunsch nach Verarbeitung und Eingliederung zu tun. Der liminoide

thinktank ist ein räumliches und ein zeitliches Dazwischen. Er transportiert von hier nach da und ist dabei ein Ausnahmeformat. Obwohl das Vergangene sich Raum nimmt – und das ist mit das Wesentliche in diesem Zusammenhang – geht es in diesem Container doch um den Transport in die Zukunft. Es geht um die Fragen nach den Perspektiven und dem Wohin. Es geht um das Update in der Verortung der eigenen Lage und um deren Nachjustieren.

Randbemerkung

Ein weiterer besonderer Aspekt, um den es dieser Studie im 3. Kapitel gehen wird, ist bei Böhrringer angesprochen, nämlich der der Medialität des transportierenden Raumes – der Besuchbarkeit von etwas, durch etwas, in etwas. Obwohl seine Form dies vermuten lassen könnte, ist der Container nicht dicht – dazu im Exkurs zur Medialität in Kapitel 4.

2.3. In Anlehnung an Gaston Bachelard – Versuch einer Träumereideutung unter besonderer Berücksichtigung der Albträumereien

Eine Beobachtung, die auf den Großteil aller Erfahrungen mit dieser Liege zutrifft, die mir zugänglich sind, ist die, dass für die oder den Anwender/in eine intensive Zeit mit sich selbst stattfindet. Durch das In-den-Hintergrund-Treten der Alltagswelt setzt ein Ruhig-Werden ein, ein Zustand der Einsamkeit, aus dem heraus oder in den hinein ureigene Formen und Figuren erscheinen, die sich zu Bildern oder Räumen verdichten. In einer Passage, die am Anfang von Gaston Bachelards „Poetik des Raumes“ steht, finde ich den Gestus beschrieben, um den es mir geht:

„Und wenn man über die Geschichte hinauskommen will, ja selbst wenn man in der Geschichte bleibt oder unsere eigene Geschichte unterscheiden möchte von der stets zufälligen der fremden Wesen, mit denen sie überfüllt ist, dann müssen wir uns darüber klar sein, dass der Kalender unseres Lebens sich nur in seiner Bilderwelt aufstellen lässt. Um unser Sein in der Rangordnung einer Ontologie zu analysieren, um unser Unbewusstes, das in primitiven Erdhütten untergebracht ist, zu psychoanalysieren, müssen wir, am Rande der normalen Psychoanalyse, unsere großen Erinnerungen *entgesellschaften* und uns auf die Ebene der Träumereien erheben, denen wir in den Räumen unserer Einsamkeit folgten. Für solche Untersuchungen sind die Träumereien nützlicher als die Träume. Und solche Untersuchungen zeigen, dass

die Träumereien sehr verschieden von den Träumen sein können“ (Bachelard 1960³⁵, S. 40/41).

In genau diesem Sinne möchte ich in meiner Studie vorgehen. Das Ent-Gesellschafteten der Erinnerungen an die ersten Räume der Einsamkeit – und auf gewisse Weise, auch wenn wir bereits im Mutterleib in ihrer Gesellschaft, von ihr umgeben und daher alles andere als alleine sind, so ist es doch ein eigentümliches Einsam-Sein, in dem wir beginnen –, also das Loslösen dieser ersten Erinnerungen von deren Gebundenheit an die erste(n) Person(en), lässt diese Erinnerungen dichter werden, und in dieser Kondensiertheit treten wir in unserer ersten Geprägtheit deutlich hervor. Es ist daher auch ein Prozess des Vor-Gesellschaftens, in dem Sinne, dass die Räume *vor* der Vergesellschaftung wieder besucht werden. Das Kondensat unserer je eigenen Gestimmtheit ist immer noch das der allerersten Einsamkeit, keine Gesellschaft kann daran etwas ändern. Übertragung³⁶ bedeutet weniger, dass wir von Menschen, die uns früher umgaben, auf jene übertragen, mit denen wir uns später umgeben, sondern dass wir frühere Raumverhältnisse auf spätere übertragen, also versuchen, sie wiederherzustellen (wie Sloterdijk erörtert, vgl. Sloterdijk 1998, S. 22). Dieses ständige Wiederholen des ersten Bei-Sich-Seins oder das Anknüpfen an jenes Noch-nicht (bewusst) Kommunizieren-sondern-nur- umgeben-Sein, jene erste eigentümliche Einsamkeit ist es, die tief in uns eingeschrieben ist und als Träumerei in späteren Einsamkeiten wieder in uns hoch kommt.³⁷ Darum sind die vorliegenden Versuche Indizien einer ersten Träumereideutung. (Dies ist ganz bewusst als Wort- oder Sinnspielerei mit Freuds Traumdeutung gesagt.)

Bei Bachelard heißt es weiter:

„Hier ist der Raum alles, denn die Zeit lebt nicht im Gedächtnis. Das Gedächtnis – seltsam genug! – registriert nicht die konkrete Dauer, die Dauer im Sinne Bergsons. Die aufgehobene Dauer kann man nicht wieder aufleben lassen. Man kann sie nur denken, und zwar auf der Linie einer abstrakten, jeder Stofflichkeit beraubten Zeit. Nur mit Hilfe des Raumes, nur innerhalb des Raumes finden wir die schönen Fossilien der Dauer, konkretisiert durch lange Aufenthalte. Das Unbewusste hält sich auf“ (Bachelard 1960, S. 41).

³⁵Der französische Originaltext ist 1957 erschienen.

³⁶Vgl. dazu bereits in 2.2.

³⁷Dieser Gedanke steht in starkem Kontrast zu meinen Ausführungen mit Sloterdijk im Kapitel 2.2. auf. Zwar baue ich auf Sloterdijks Definition der Übertragung auf, gelange aber hinsichtlich des ersten, basalen Zustandes, den wiederherzustellen wir bestrebt sind, letztlich zu einem anderen Punkt, nämlich einem, der näher an Bachelard ist (dazu aber ausführlich an den entsprechenden Stellen des Fließtextes). Ich will dies im Sinne der Aneinanderreihung von Gedankengängen (in diesem Großkapitel 2.) so stehen lassen.

AnwenderInnen geben sich auf der Klangliege ihren Träumereien hin und lassen damit ihre eigenen entgesellschafteten Räume wieder auferstehen bzw. beginnen sie, sie wieder zu beleben, erneut in sie einzuziehen. In diesem Prozess ist der Unterschied zwischen der ersten und der aktuellen Einsamkeit, die tief drinnen in jedem Menschen schlummert, aufgehoben, da es ohne die Dimension der Zeit keine Vergangenheit mehr gibt und damit auch nicht den Gedanken ihrer Überwindung. Tagträumen wir die erste Räumlichkeit wieder, beginnen wir damit, unsere Intimität zu lokalisieren. Eine Topologie unserer Intimität beginnt plastisch zu werden, und Erinnerungen werden (be)greifbar.

An späterer Stelle heißt es bei Bachelard:

„Tiefer als die Biographie soll die Hermeneutik die Zentren des Schicksals bestimmen, indem sie die Geschichte aus ihrem verbindlichen zeitlichen Gewebe herauslöst, das ohne Wirkung auf unser Schicksal ist. Dringlicher als die Bestimmung der Daten ist hier die Kenntnis der Intimität, jedenfalls die Lokalisierung in den Räumen unserer Intimität“ (vgl. ebda).

Träumereien nachgehen heißt demnach, die eigene Intimität kennenlernen. (Dies aus der Sicht der Liegen-AnwenderInnen.) Träumereien erforschen kann demnach bedeuten, dass aus der Erfassung und Beschreibung verschiedener Topoi so etwas resultiert wie die topografische Skizze einer Träumereideutung. Bestenfalls wird diese Skizze mit jeder hinzugefügten Räumlichkeit plastischer, es werden Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen schaubar. Das bringt mich zum Skizzieren, wie ich zur Auswahl kam, welche Geschichten ich mir genauer ansehen und in wessen Räume ich in dieser Arbeit also hineingehen möchte bzw. in welchen Räumen so etwas wie eine geführte Höhlenexkursion stattfinden soll.

„Der von der Einbildungskraft erfasste Raum kann nicht der indifferente Raum bleiben [...] Er wird erlebt. Und er wird nicht nur in seiner Positivität erlebt, sondern mit allen Parteinahmen der Einbildungskraft. Im besonderen ist er fast immer anziehend. Er konzentriert Sein im Innern der Grenzen, die beschützen. Im Reiche der Bilder ist das Spiel der Außenwelt und der Intimität kein ausgewogenes Spiel. Andererseits werden auf den folgenden Seiten die Räume der Feindseligkeit kaum erwähnt. Diese Räume des Hasses und des Kampfes können nur studiert werden, wenn es sich um brennende Themen, um apokalyptische Bilder handelt. In unserem gegenwärtigen Zusammenhang nehmen wir uns Bilder vor, die anziehen. [...] Unaufhörlich imaginiert die

Einbildungskraft und bereichert sich mit neuen Bildern. Diesen Reichtum imaginierten Seins wollen wir erforschen“ (Bachelard 1960, S. 30).

Diese Passage von Bachelard soll nun also die letzte sein, der ich so viel Raum gebe, an (in) der ich mich entlang hantle, um die eigene Forschungsreise vorab zu entwerfen (um sie während des Reisens zu modifizieren). An ihr lassen sich sowohl die Gemeinsamkeiten unserer Unterfangen darstellen, unserer Studien von und in Intimräumen, wie auch die Kreuzung sich sehr konkret einzeichnen lässt, an der unsere Vorstellungen auseinandergehen, welchen Bildern die Aufmerksamkeit gehören *muss*, um *über die bisherige Geschichte hinauszukommen*. Es wiedererstehen also Räume, die von Einbildungskraft erfasst sind. Anders als für Bachelard sind für mich jene Räume anziehend, die nicht anziehend, sondern unwirtlich (abstoßend) sind; mich interessiert das konzentrierte Sein in einem Inneren, dessen Grenzen nicht (ausreichend) beschützen oder deren Schutz eine ambivalente Kraft hat. Oder um die Diktion Sloterdijks zu verwenden: Mich interessieren die „Anti-Sphären“, die „höllischen Räume“³⁸ weit mehr als jene Räume, die von nahezu prototypischer Harmonie sind. Das Interesse ist dabei kein sadistisches, sondern ein apokalyptisch-brennend-produktives – stößt die Forscherin auf Räume des Unglücks oder der Ambivalenz, so sind diese Räume schon alleine aus der Hoffnung auf erhöhten Erkenntnisgewinn jenen „Bildern des glücklichen Raumes“ vorzuziehen, denen Bachelard sich zuwendet (vgl. ebda.). Hinzu kommt ein Gedanke, der erst an späterer Stelle genauer ausgeführt werden wird: Die vorliegende Studie will auch den therapeutischen Eros der Überwindung bedienen. So gesehen würde die Nachzeichnung glücklicher Räume ebendort schon enden. Bei den Höhlenexkursionen aber, in jene Räume, die teuflisch zu eng und höllisch zu heiß sind – Höllen-Exkursionen also – will und soll es ein Danach geben. Und wer zu diesem Danach gelangen will, muss – so die klassische Annahme – durch das allgegenwärtige Davor durch. Denn – um noch mal daran anzuknüpfen, dass die Zeit in jenen Räumen, die wiedererstehen, irrelevant, ja aufgehoben ist – ein ‚Davor‘ gibt es erst durch das ‚Danach‘. Solange es kein ‚Danach‘ gibt, heißt es einfach nur: der Raum der (ersten) Einsamkeit. Dieser Raum lässt sich so lange (an/in sich selbst) reaktivieren, bis es ihn nicht mehr gibt. Darum erforsche ich den unglücklichen Raum. Da es in der Natur des glücklichen Raumes (bzw. seines Bewohners, seiner Bewohnerin) liegen muss, dass er wiederhergestellt werden will, so muss dies (den hier präsentierten Gedanken folgend) nahezu automatisch geschehen. Es bräuchte demnach weniger eine Studie dazu, wie der glückliche Raum aussieht,

³⁸ Vgl. dazu im Besonderen: „Anti-Sphären. Erkundungen im höllischen Raum“ (Sloterdijk 1999, S 593ff) „Von der Depression als Ausdehnungskrise“ (ebda, S 612 ff).

sondern eher dazu, wie er sich *anrufen* lässt, welche Mittel und Melodien sein Erscheinen begünstigen (mit besonderem Augenmerk auf den – noch – unbekannten glücklichen Raum). Der unglückliche Raum hingegen will aus einem masochistischen Wunsch heraus wieder eröffnet werden, denn nichts ist so erlesen wie der Schmerz der ersten Einsamkeit. (Den unglücklichen Raum zu einem ‚Davor‘ zu machen, das zurückgelassen wird – das hat sich mir während meines Forschungsprozesses als impliziter Wunsch eröffnet, dem es näher zu kommen gilt. Vorgeordnet muss jedoch essenziell dessen Erkundung und Durchschreitung stattfinden.) Bachelards Analysen des Raumes werden im Kontext der Postidyllen des Pränatalen wieder wichtig, vgl. ab S. 199, v.a. S 230ff. der vorliegenden Studie.

2.4. Immersive Kunst (als therapeutische Option)³⁹ – Psychonautik und Tiefenmusikologie

*„This is Major Tom to Ground Control
I'm stepping through the door
And I'm floating in the most peculiar way
And the stars look very different today“
David Bowie, Space Oddity, 1969*

Immersive Kunst taucht den Menschen – das verrät die Herkunft des Wortes Immersion – in etwas ein. In Anlehnung an die kanadische Immersions-Künstlerin Char Davies⁴⁰ werde ich in diesem Sinne der Begriff der „Immersanten“ und „Immersantinnen“ für die Anwenderinnen und Anwender der AlphaLiege verwenden. (Dieser Begriff erscheint mir stimmiger als alle bisher konstatierten – Anwender, Teilnehmer, Liegende, Dividuen etc. – und so werde ich ab hier hauptsächlich auf diese Bezeichnung umsteigen.) Es geht beim Phänomen der künstlichen Immersionen darum, dass sich Umgebungen im Ganzen austauschen lassen; Immersion ist ein Entgrenzungsverfahren – der Immersant⁴¹ steht nicht gegenüber, sondern ist mitten drinnen in der Immersion wie in einem Tauchbecken. Beim Großteil künstliche Environments verfolgt der Künstler oder die Künstlerin eine Intention, ‚wohinein‘ der Mensch versetzt werden soll, „die Wahrnehmung des Betrachters soll umfassend kontrolliert werden und er somit vollkommen eintauchen in die künstliche Welt“ (Damm 2010⁴²). Die zugrunde liegenden Intentionen sind zumeist sehr *augenscheinlich*, handelt es sich doch (bislang) mehrheitlich um Kunst, die zuvorderst den Sehsinn

³⁹Diese Überschrift ist der Erststudie von Slunecko 2006 entlehnt (vgl. ebda.).

⁴⁰ Näheres siehe auf der Website der Künstlerin: <http://www.immersence.com/> (nachgesehen am 20.05.2010).

⁴¹ Ab der Einführung dieses Begriffs, löst „die Immersantin“ oder „der Immersant“ alle weiteren Begriffe (Anwenderin oder Proband, etc.) gänzlich ab.

⁴² Vorabinformation zu einer Vorlesung Damms.

anspricht: von Höhlenmalerei über Deckenfresken, Trompe-l'œil, Panoramadarstellungen, Riesenrundgemälden bis zu Virtual Environments, bei denen mit Hilfe von technologischen Apparaturen (spezielle Brillen etwa) der Eintritt in entworfene Umgebungen stattfindet (für einen Überblick über immersive Kunst s. Grau 2003). In der Immersion „werden Menschen endlich als Wesen ernst genommen, zu deren Natur selbst das Tauchen gehört – und zwar nicht bloß im nassen Element, sondern in Elementen oder Umgebungen schlechthin“ (Sloterdijk 2003, S. 24).

Was den Aspekt der Kontrolle angeht, verhält es sich bei der AlphaLiege anders, die Immersion geschieht 'überintentional'⁴³, sie ist selbst-, mit- und beiläufig: Die oder der Immersant(in) hat nicht den Eindruck, kontrolliert zu werden, beziehungsweise beginnt die Entfaltung des Erlebnisses erst, wenn der Steuerungsverdacht gegen die AlphaLiege innerlich verstummt ist – „Jetzt schaue ich ganz aus meinen eigenen Augen heraus“, sagt Pia (vgl. Fließtext). Was sich auf den ersten Blick nicht ungewöhnlich liest, stellt eine große Veränderung des menschlichen ‚Normalzustandes‘ dar, denn: „Der Mensch ist [...] jenes Wesen, das sich immer balancieren muß, das sich immer auch neben sich befindet, das immer ‚danebensteht‘“ (Slunecko 2002, S. 85).⁴⁴ Die Plan- oder Zwecklosigkeit der Immersionsoption kann damit zusammenhängen, dass nicht das Auge, sondern das Ohr das vorrangig adressierte Organ der Liege ist. Diese Differenz zwischen einem primär sehenden und einem primär hörenden Weltverhältnis ist in Bezug auf den Abstand zwischen Subjekt und Welt von großer Bedeutung. Das räumliche Auseinander- und Gegenübersein, wie es sich dem Sehenden offenbart, „suggeriert die Annahme einer Kluft zwischen Subjekten und Objekten, die zuletzt nicht nur räumlich sondern auch ontologisch ins Gewicht fällt“ (Sloterdijk 1993, S. 295). Das okulare Subjekt steht am Rande einer Welt, deren nicht involvierter Zeuge es ist. Das hörende Subjekt hingegen kann nicht anders existieren als im Modus des Im-Klang-Seins. Der Hörende ‚hat Welt‘ insofern er im auditiven Raum schwebt oder taucht (vgl. ebda. S. 294ff.). Der Immersant oder die Immersantin ist oder wird demnach involviert. Das legt die Frage nahe, *wovon* oder *wohin* sie oder er involviert wird. Anders als bei virtuellen Environments (wie z. B. Flugsimulationsapparate) ist das Angebot subtil und höhergradig subjektiv. Zwei

⁴³Max Imdahl spricht im Kontext der Ikonographie dann von der „Sinnkomplexität der Übergegensätzlichkeit“ (vgl. Imdahl 1996, S. 107), wenn eine prinzipiell gegensätzliche Streben verschiedener Elemente dazu führt, dass keine Widersprüchlichkeit entsteht, sondern sich vielmehr aus der simultanen Wirkung dieser Komponenten eine Empfindung jenseits einer (dialektischen) Kategorienzugehörigkeit einstellt. Slunecko wendet diesen Begriff bereits zur Beschreibung von Zuständen, die sich auf der AlphaLiege einstellen können an – „wunschloses Wünschen“ etwa (Slunecko in Schönhammer 2009, S. 153). 'Überintentional' möchte ich hier auf verwandte Weise einsetzen, für eine Wirkweise nämlich, die Aspekte von intentionalen und nicht intentionalen Streben vereint, vgl. dazu im Fließtext.

⁴⁴ Für den/die, der/die zentriert ist, gibt es im westlichen Kulturraum zwei mögliche Zuschreibungen: ‚durchmeditiert‘ (seltener) oder psychotisch, zu Letzterem vgl. Machos Notizen zu einer Theorie der Psychose (Macho 1993, S. 223- 240).

Theorien Sloterdijks führen von unterschiedlichen Blickwinkeln aus zu einer Annäherung an das hier besprochene Phänomen. Eine Sichtweise ist die, dass der Mensch in jedem Moment in die Welt eingetaucht und auf mannigfaltige Weise umgeben ist (wie bereits in der Einleitung angedacht) und Tiefenmusikologie (dazu im nächsten Absatz) lediglich eine Hilfestellung dabei leisten kann, dieses In-Sein zu *realisieren*, genauer auf die inneren Prozesse zu hören, die mit den Klängen herauf (ins Bewusstsein) drängen und lauter oder deutlicher werden. Auf den ersten Blick gegensätzlich anmutend, kann ebenso angenommen werden, dass das In-Sein des Menschen fluktuiert, der Ort seines Aufenthaltes sich ständig verändert, der Mensch sich demnach nicht seiner vorhandenen Einbettung bewusst(er) wird, sondern erst in sie hinein findet oder taucht; der Mensch ist ein elementwechselndes Wesen: „[W]ir sind tatsächlich von Grund auf *metoikoi*, Zugezogene, Transitexistenzen – *gueules de métèques*, fremde Gesichter. Übergänge von einem *oikos* zu einem anderen markieren die Bewegungsform ‚Menschenleben‘ vom Anfang bis zum Ende“ (Sloterdijk 1993, S. 82, Hervorhebungen im Original). Das menschliche Existieren zeichnet sich durch eine Tiefenbeweglichkeit aus, „die mehr impliziert als Ortsveränderungen auf derselben Ebene und im selben Element“ (vgl. ebda.). Diese beiden Denklinsen – das permanente Einwohnen des Menschen in die Welt (ab dessen allererstem Eintritt in sie, s. dazu später) bei gleichzeitiger steter Umsiedlung in ihr – ergeben zusammen jene stereoskope Sicht auf den Menschen als (schwer) *verortbares* Wesen: mitten in einem (auditiv evozierten) Raum und im Augenblick der Einnistung in ihn (der nomadischen Umsiedlung in ihn) zugleich.

Tiefenmusikologie, dieser Begriff fasziniert mich, und er scheint mir die AlphaLiege mit einzuschließen. Erstmals begegnet er mir in einem Text Sloterdijks zu der Frage, „Wo sind wir, wenn wir Musik hören?“ (1993) und an anderer, späterer Stelle finde ich ihn in einem Text Siegfried Mausers (mir ist keine genaue(re) Herkunft des Begriffs bekannt). Mauser verhandelt in seinem Aufsatz über „Etymologie und Tiefenmusikologie“ die Frage nach der „lebensgeschichtlichen Aufgabe“ einer „therapeutischen Aufarbeitung“ des „akustisch bestimmten Geburtstraumas“ des Menschen (Mauser 2004). Musik-Hören und -Erleben sieht Mauser als existenzielle Grunderfahrung, die dem Menschen die Möglichkeit zu einer Raum- und Kontinuitätserfahrung gibt, die ihm zumindest ansatzweise soetwas wie eine „Heimat“ bereitstellt (vgl. ebda.). Ähnlich ist auch bei Sloterdijk die Tiefenmusikologie jene mystische Form der Musik, die sowohl die vergangenen (die fötalen, wie er konkretisiert) als auch die zukünftigen Töne in den aktuellen Zeit-Raum bringt (vgl. dazu ausführlich Sloterdijk 1993, S. 294 ff.). Was konkret Tiefenmusik von anderen Arten des *easy* oder *heavy listenings* unterscheidet, ist wohl stark von der oder dem Hörenden abhängig – um differenzierte

Beschreibungen von Musik, aus denen hervorgeht, wie jene beschaffen sein muss, um eine Heimat anzubieten, bemühen sich u. a. Böhme (vgl. im nächsten Kapitel) und Sloterdijk (u.a. in 1993, S. 294 ff.). Die tiefenmusikologischen Eigenschaften der AlphaLiege – i.e. Das Fehlen eines melodiösen Angebotes⁴⁵ – dürften jedenfalls (mit) dafür verantwortlich sein, dass Immersion sehr individuell und tief stattfinden kann.

In einem Artikel von Iris Mach über „Rauminszenierungen in der japanischen Architektur“ findet sich eine Formulierung, die zudem die Nähe von Liminalität und Immersion implizit auf den Punkt bringt: „Das Grundkonzept jedes rituellen aber auch ästhetischen Schwellenerlebnisses besteht in der Herauslösung des Menschen aus seiner bisherigen Umgebung, seiner Transformation und abschließenden Neueingliederung in das geschaffene rituelle bzw. ästhetische System, wobei sich diese Wandlung sowohl als physisch als auch psychisch manifestieren kann. Er entspricht also einem Übergang zwischen unterschiedlichen Aisthosphären⁴⁶ und damit einem Wechselspiel zwischen Eskapismus und Immersion“ (Mach 2010, S. 19). Das Eingetaucht-Sein in einer tiefenmusikologischen Sphäre ist damit auch ein Zwischen-Zustand, (zwischen zwei anderen Aisthosphären) und ein Schwellenerlebnis bzw. auch ein Erlebnis in einer Schwelle.

Der Klangkörper der AlphaLiege und der entstehende Raum ver-führen also in innere Welten, in Räume, aus denen der Immersant/die Immersantin kommt, und in Räume, in die er/sie zurückkehrt. Es handelt sich dabei gleichwohl um weltbildende Prozesse (in dem Sinne, dass der Mensch dadurch Welt ‚bekommt‘ oder kreiert, und zwar Welt, die dadurch real wird, dass der Immersant/ die Immersantin sie und sich selbst in ihrer Mitte denkt), wie um weltsuchende (insofern als es sich um ein Rückkehren in frühere und früheste Zustände des In-der-Welt-Seins handelt). Wobei es für diese Prozesse weder allgemeinen Pläne geben kann noch Garantien für sicheres Ein- und Auftauchen. Gerade die Erlebnisse, die nicht ganz ‚glücken‘, die nicht ganz glücklich sind, erzählen besonders aufschlussreich auch über frühere und früheste Schwierigkeiten im Ein- und Auftauchen; dazu im weiteren Verlauf des Kapitels. Hinzu kommt als weiterer Aspekt der Veränderung des Aufenthaltsorts der Immersantin oder

⁴⁵Zur Art der Klänge, die die AlphaLiege abgibt vgl. in 1.1.

⁴⁶Aisthosphäre ist dabei eine Wortfindung Machs, „in Ableitung von griechisch ‚aisthesis‘ – sinnliche Wahrnehmung und ‚sfaira‘ – Hülle, im Sinne einer ‚Wahrnehmungshülle‘ [...] Während die Atmosphäre die Existenzsicherung bereitstellt, umfasst die Aisthosphäre jenes signifikante Mehr, welches dem menschlichen Dasein als sinnliches Wesen Rechnung trägt. Für das Phänomen der Wahrnehmung von Aisthosphären sind vor allem zwei Aspekte wesentlich: Erstens die synästhetische Wahrnehmung der sinnlichen Gesamtwirkung von Situationen oder, im Sinne der Philosophie, ‚Bewandtnisganzenheiten‘ und zweitens deren Einfluss auf das eigenleibliche Empfinden. Vergleichbar dem Geschmack einer Speise wird die Mischung als Ganzes empfunden und kann erst dann analytisch – und auch das oft nur schwer – in ihre Zutaten zerlegt werden“ (Mach 2010, S. 19)“.

des Immersanten deren oder dessen Zentriert-Werden (vgl. dazu das Zitat Sluneckos im vorangegangenen Absatz sowie die Ausführungen Plessners darüber, dass der Mensch für gewöhnlich das Tier ist, das nicht zentrisch sondern ex-zentrisch verfasst ist – vgl. dazu Plessner, 2003, sowie Slunecko 2008, vgl. unten).

Es bleiben noch, um die Gedanken zur Immersion abrunden, zwei Aspekte offen, warum das Eintauchen des Immersanten in all diese Weltenschichten eine Eignung für (semi-)therapeutische und meditative Zusammenhänge aufweist oder sogar nahe legt. Abgesehen vom Offensichtlichen (dem Erkenntniszuwachs durch psychonautische Erfahrungen) sei noch auf die positiven Aspekte des Schwebens zwischen Inexistenzialität und Existenzialität für die stereoskope Sicht auf das eigene Leben hingewiesen sowie auf die Möglichkeit der Schärfung der Kritikfähigkeit hinsichtlich der individuellen Topologie durch gelegentliche Ausbrüche aus dem Kontinuum des Alltags.

Immersion als Schweben zwischen Inexistenzialität und Existenzialität

Die vorerst scheinbar auf das Setting reduzierte Frage „Wo sind wir, wenn wir in der Sphäre der AlphaLiege sind?“ differenziert sich, so machen die beschriebenen Wechsel des Mediums oder des Bewusstseinszustandes deutlich, in zwei Erkundungs-Un-Gegenstände aus, die sich (nur) auf den ersten Blick auszuschließen scheinen: „Wo sind wir, wenn wir in der Welt sind?“ und „Wo sind wir, wenn wir nicht in der Welt sind?“ Diese beiden Fragen geben den Grundbeat menschlichen Lebens wieder: anwesend – abwesend, schlafend – wach etc. Dasein „enthält von sich aus immer schon auch eine quasi nirvana-orientierte Gegenbewegung von der Existenz in die Nichtexistenz“ (Sloterdijk 1993, S. 146). Das immersive Erlebnis mit dem eingangs vorgestellten NObjekt bzw. in dessen Sphäre hat den Charakter einer Reise. Manche dieser Reisen, gehen (wie erwähnt) in Zustände bzw. Räume, die an pränatale Innenwelten erinnern. Eine Reise, wenn sie gelingt, ist immer mit zwei widerstrebenden Tendenzen beschreibbar: mit dem Flüchten und dem Zu-Sich-Kommen.⁴⁷ Diese beiden Tendenzen der Inexistenz werden zu den Polen eines Raumes, in dem Neues und Altes (wieder-)erfahren werden können und sich eine übergegensätzliche⁴⁸ Erlebnisdimension entfaltet, die die Hoffnung ausstrahlt, dass sie in das Leben nach der Reise transferierbar sein kann.

⁴⁷Dies trifft auf eine Urlaubsreise ebenso zu wie auf eine Gedankenreise oder eine Meditation, das Hin und das Weg spannen ein Feld von Faszination und Ambivalenz auf. Gleichwohl beeinflusst das Leben vor der Reise und zwischen allen Reisen das, was beim Reisen erlebt wird. Hinzu kommt, dass Beginn und Ende des Reisens sich selten präzise bestimmen lassen.

⁴⁸ Zu diesem Begriff in FN 43.

„Der Existentialismus bleibt solange einäugig, wie es ihm nicht gelingt, sich in einem Inexistenzialismus⁴⁹ zu spiegeln und sich von ihm ergänzen zu lassen; erst beide zusammen erlauben jene stereoskope Sicht der menschlichen Welteinwohnung, die den Bedürfnissen einer philosophischen Tiefenpsychologie entgegenkommt. Als solche bezeichne ich jene Psychologien des Unbewußten, die sich theoretisch und praktisch den Zugang zum natalen Drama gebahnt haben. Ich habe mich davon überzeugt, daß nur durch die Entfaltung einer Theorie der menschlichen Natalität der Graben überbrückt werden kann, der seit einigen Jahrhunderten die akademische philosophische Forschung von den Sorgen der klinischen Psychologie abtrennt. Die Meditation der Natalität schließt neben der existentiellen endlich auch die inexistentielle Dimension auf“ (Sloterdijk 1991, S. 157).

Diese Explikation Sloterdijks, bei der ich den Hinweis auf das „natale Drama“ noch um die Vorsilbe „prä-“ ergänzen möchte/muss, stellt die Basis des vorliegenden Kapitels dar. Dass die Betrachtung des Übergangs von Inexistenz in Existenz erhellend ist, schwingt bereits im Wort „Natalität“ mit (ein Begriff, den übrigens auch Hannah Arendt verwendet und damit den Gegenpol zu der bei Heidegger (über)betonten Sterblichkeit des Menschen bezeichnet, vgl. Arendt 1958), wird jedoch noch deutlicher im Begriff der Pränatalität. Es ist nämlich nicht die Geburt, die den allerersten Medienwechsel bzw. das Auftauchen in einer allerersten Form von Existenz darstellt, sondern ein nicht (exakt) markierbarer Moment, der irgendwo zwischen ihr und der vorangegangenen Zeugung (jedoch näher bei der Zeugung) liegt. Erst wenn dieses erste, im Dunkeln stattfindende Erscheinen meditiert wird „können wir ... die Bewegtheit des ‚existierenden‘ Wesens in seinem Kommend-Sein, seinem Sicheinrichten und seinem Gehend-Sein angemessen verstehen; als Bewegungswesen sind Menschen in einem weltdurchquerenden Elementwechsel begriffen, der ebenso einen Exodus wie einen Rückzug impliziert – mit einem Bereich von Stand und Stellung zwischen beidem“ (Sloterdijk 1993, S. 146).

Es ist also besonders auch die Meditation der Pränatalität, durch die eine Annäherung an das Drama des menschlichen Daseins (im individuellen wie im kumulativen Sinne) stattfinden kann. Wohin gehen wir, wenn wir von der Welt in einer Vor-Welt (einem Ersatz-Uterus) pausieren, vor der Welt in eine Welt vor der Welt flüchten? Wie erinnern wir dabei unser erstes Ein- und Auftauchen? Wie oben beschrieben ist jede Reise, auch die, die zurück in den Uterus geht, gleichzeitig ein Suchen und ein Herausbilden (*re-build*) alter/vertrauter und neuer/unvertrauter Übergänge und Räume. Da wir während aller hier gemeinten Weltfluchten in die Inexistenz doch (körperlich) in der Welt verankert bleiben und jedenfalls (bzw. zumeist) in die Existenz zurückkehren, stellt sich die Frage, was in der Inexistenz über die Existenz erfahren werden kann und

⁴⁹ Tatsächlich ist in jenem Text das Wort Existentialismus mit t, jedoch in der nächsten Zeile Inexistenzialismus mit z geschrieben, ich übernehme das an dieser Stelle so.

was wir in der Existenz bereits über die Inexistenz erfahren und weiterprozessierten⁵⁰. Es liegt auf der Hand, dass der eine Zustand den jeweils anderen erhellen kann – was als inexistent betitelt wird, kann zu einem Raum werden, in dem es sich realer als gewohnt anfühlt. ‚Inexistente Realität‘ stellt infrage, was *zuvor oder zunächst und zumeist* als Existenz, als Realität empfunden wird. Schließlich verschwimmt die klare Abgrenzung zwischen dem einen und dem anderen „Ort“, das Zuschreiben-Müssen, was hier (in-)existiert, erscheint zunehmend unnötiger, ja teilweise sogar unmöglicher. In gewissem Sinne trifft auf den hier beschriebenen Raum auch zu, dass er der „Bereich von Stand und Stellung dazwischen“ (vgl. im Zitat auf der vorigen Seite) ist – ein Zwischenraum oder ein Transportcontainer (um bereits eingeführte Worte zu verwenden).

Elisabeth von Samsonow beschreibt den menschlichen Wachzustand als Schrumpfungszustand (vgl. ihre TV-Sendung „Studio Elektra“, Ausgabe „Hypnos/ Dream/ Traum“, 04. 06. 2012). Sobald Strömungen aus Bereichen der Inexistenzialität hinzukommen können, findet demnach ein Ausweitungsprozess statt, der (lediglich) ein Stück näher an die tatsächliche Lebens-Größe heran führt.

Toposophischer Grundbeat – Immersionszusammenhänge über Immersionswechsel erfassen

Wie oben (Kap. 2.2.) bereits erwähnt, ist mir Sloterdijks Bemühung wichtig, die menschlichen Bewegungen oder Bewegtheiten je individuell in deren räumlichen Facetten zu begreifen. Seine Variation darüber, was Übertragung bedeutet (vgl. Kap. 2.2.A.), lädt dieses Geschehen mit Mehrdimensionalität auf – es bekommt räumliche Struktur. Einerseits wird das Geschehen von Übertragung am Zeitstrahl der individuellen Historie, andererseits bis in die Tiefenstrukturen hinein verstehbar. Der Verstehbarkeit von Immersion fügt Sloterdijk in einem historisierenden Kontext einen wichtigen Aspekt hinzu. Anhand des Erzählens von Geschichten des römischen und chinesischen Lebens entwirft Sloterdijk in einem Artikel für eine Architekturzeitschrift das Konzept des „Immersionszusammenhanges“ in Hinblick auf die Architektonik großer politischer Formen (vgl. Sloterdijk 2003, S 24/ 25). Die aufgestellte These gilt es notwendigerweise auf die je individuelle Immersionsgeschichte des Individuums umzulegen: „Ohne Teilhabe an der Geschichte kann man nicht in den psychosemantischen Immersionszusammenhang des Imperiums eintauchen. In diesem Sinn ist die Historie selbst nichts anderes als ein Tauchbecken, in dem sich Mitschwimmer tummeln, und was man üblicherweise als Partizipation bezeichnet, ist in

⁵⁰ Dass ein Beispiel für solches Erfahren darin liegt, was Mütter/Eltern ihren Kindern über die Schwangerschaft, die zu ihnen führte, sagen, wird in Maries ‚Fallgeschichte‘ deutlich, vgl. in 3.3..

diesem Licht betrachtet bloß ein naives Tauchen in einem Mono-Kontext (indessen das, was man Kritik nennt, nur durch Immersionswechsel, als Baden in alternierenden Pools oder Kontexten lernen kann)“ (ebda, S 24/ 25). Es sind also gerade jene (hier beschriebenen) Immersionswechsel, auf deren Grundlage das Dividuum eine Kritikfähigkeit hinsichtlich der eigenen Zustände von Einbettung und (deren) Übertragung erhält. Die vorliegende Studie handelt von diesen Übertragungen – genauer gesagt versucht sie, zu jenem allerersten Modell für alle späteren Übertragungen durch-zu-tauchen. Im wahrsten Sinne des Wortes sind hier also Fragmente des Auf-den-Grund-Gehens dokumentiert. Die Dimension der Zeit, früher – aktuell – zukünftig, wird dabei zur Nebensache, es geht darum, auf immersive Weise den Strukturen und Ursprüngen im Raum nachzuspüren. Im Verlauf der Studie werden materialgestützt weitere Begriffe für die frühen Verhältnisse hinzukommen.

Auftauchen (Lernen)

Besonders heikel bei dem Dividuum, das sich tauchend verhält, können die Momente sein, in denen es zum Wiedereintritt in den Raum nach dem Tauchbecken kommt. In jener Passage findet bei den Immersantinnen zumeist ein Nacherzählen des Erlebnisses während des Klangprogrammes statt. Was mit meinem Erkenntniswunsch zu tun hat, erweist sich im Laufe der Studie nahezu als Glücksgriff: Mit dem Erzählen- ‚Müssen‘ kann (wie beim Niederschreiben eines Traumes) ein gewisser Konsolidierungsprozess beginnen. Eine Übertragung von hier nach da, in der die Selbst-Verständlichkeit getriggert wird, beginnt. In einigen Fällen kam es innerhalb eines Treffens zu mehreren Tauchgängen, an die Vorgabe eines Klangprogramms schloss ein Gespräch an, das dann nochmals in ein Klangprogramm mündete und so fort. (Zu den einzelnen Prozessen des Übergangs von der Immersion in den anschließenden Raum s. Fließtext.)

2.5. (Versuche) mit Gernot Böhme. Das Ding und seine Ekstasen.

Böhme sagt sinngemäß, dass wir zunächst und zumeist nicht wissen, wie uns geschieht – es sei die Kunst, die uns das Sinnesbewusstsein zurückgibt. Auf die AlphaLiege umgelegt bedeutet das: Das Studium der Sinnlichkeit, die sich auf der Liege entfaltet, ist eine Betrachtung dessen, was auch sonst geschieht und allgegenwärtig in unseren Leben ist: Lediglich damit, dass die Kunst – oder besser die ästhetische Arbeit (vgl. unten) – uns „Handlungs-entlastet“ (Böhme 2013,⁵¹ S. 16) ermöglicht sie, dass wir uns dieser (Atmos-)Sphäre widmen, unsere Sinnlichkeit

⁵¹Erstauflage 1995

entfalten, uns unseren Tiefenstrukturen hingeben und möglicherweise auch merklich auf Traumata stoßen (die sonst in unserem Innenraum verborgen wirken).

Eine Annäherung an die Frage, worum es sich bei der AlphaLiege handelt, führt also mit Böhme gedacht zunächst zum Begriff der „ästhetischen Arbeit“ (Böhme 2013, ausführlichere Zitation im Fließtext) – diese stellt zusammen mit dem jeweiligen Menschen einen atmosphärisch getönten Raum her – und weiter, zu ihrer Sonderform, der „phantastike techne“ (vgl. ebda.). Auch von diesem Begriff hebt die von Böhme inspirierte Suche schließlich ab und schwingt sich auf ein weiteres Wort ein: Ekstase. Böhme setzt in zahlreichen Essays (in mehreren Büchern) selbst immer wieder in kreisenden Bewegungen bei den Fragen nach den Herstellungen von Kunst(-werken) an.

Das zugrundeliegende Anliegen dieses Einleitungsteiles ist das Einschreiben der AlphaLiege in ästhetische Diskurs-Räume. Die Idee dazu rührt vor allem daher, dass ich in den Jahren der Arbeit an dem hier präsentierten Projekt häufig mit Menschen ins Gespräch kam, die die Liege selbst nicht kannten, aber an einem Diskurs über Kunst und deren Anwendung in Bereichen der Forschung über Psychotherapie und veränderte Bewusstseinszustände interessiert waren. Böhme hat mit seiner Forschung über Ästhetik quasi ein Standardwerk geschaffen, das das Gespräch über diese Felder, ihre Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen erleichtert.

Ich entlehne im Rahmen meiner Bemühung um Vermessung und Benennung des entstehenden psychonautischen Raumes mehrere Begriffe bei ihm und nehme in diesen Versuchen auch ein wenig von seinem mäandernden Stil bei der Bemühung um Erkenntniszuwachs an. Dies führt zu unerwarteten Einsichten, besonders auch in Hinblick auf die letztlich ‚leibtherapeutische‘ Komponente von ekstatischen Synästhesien.

A. Kunstwerk. Ästhetische Arbeit. Phantastike techne. Ekstase.

Was ist die AlphaLiege? Diese Hinterfragung nimmt ihren Ausgang (oder Eingang) am Begriff des Kunstwerks (genauer des *immersiven* Kunstwerks, wie im vorangegangenen Kapitel hergeleitet). Böhme spricht von einem Wandel der Ästhetik⁵², der mit den Ansprüchen, die an sie herangetragen werden, einhergeht. Dabei beschreibt er für die Entwicklung der bildenden Kunst, was auf andere Bereiche (namentlich jene der tonalen Künste) ausgeweitet werden kann:

„Die Entwicklung der bildenden Kunst von der abstrakten über die gegenstandslose Kunst bis zum monochromatischen Bild hat zur Auflösung des Bildbegriffs selbst, genauer gesagt: des mimetischen und semiotischen Bildbegriffes geführt. Wir haben

⁵²Als Ästhetik im engeren Sinne, ist – so Böhme – „die Theorie des Kunstwerks“ zu verstehen (vgl. Böhme 1995, S. 8).

mit Bildern zu tun, die nichts darstellen, nichts sagen und nichts bedeuten. Gleichwohl sind an ihnen wichtige, bisweilen dramatische Erfahrungen zu machen. [...] Die neue Ästhetik wird versuchen, diese Erfahrungen mit Hilfe des Atmosphärenbegriffs zu analysieren und sprachfähig zu machen. Ihr kommt entgegen, dass bei einigen Werken, wie beispielsweise denen von James Turrell, das eigentliche Kunstwerk nicht mehr ein Gebilde, wie etwa ein Gemälde oder eine Skulptur ist, sondern der atmosphärisch getönte Raum. Damit wird das Kunstwerk in einem radikaleren Sinn als je zuvor zu einem Gegenstand der Ästhetik, es existiert nämlich nur in aktueller Wahrnehmung“ (Böhme 2013, S. 8).

Damit sind bereits zwei wichtige Aspekte angesprochen, die auch auf die Klangliege zutreffen: Das Machen „wichtiger, bisweilen dramatischer Erfahrungen“ als Anforderung an ein Kunstwerk. Zudem der Aspekt der subjektiven Wahrnehmung als Kriterium dafür, ob es sich in der aktuellen Konstellation bei einem Gegenstand um ein Kunstwerk handelt. Hier deutet sich eine Veränderung in der Beschreibung des/als Kunstwerk/s an, die für den vorliegenden Text von essenzieller Bedeutung ist: Diese Liege kann also in einem Kontext ein Gegenstand sein, der relativ gezielt zu Entspannung führen kann und damit eine/n ‚Nutzerin‘ ansprechen, der/die sich auf relativ erwartbare Weise eine Erfahrung (beispielsweise die der Entspannung oder Beruhigung) holt oder zuführt. Für diesen oder ähnliche Fälle wäre es wohl weniger passend, von einer Erfahrung mit oder vielmehr >>in<< (immersiver) Kunst zu sprechen, denn die Erlebnisdimension und -tiefe wäre eher mit der einer Massageliege vergleichbar. In anderen Kontexten – es sind ebendie, die hier interessieren – kann der Gegenstand (aber) zu einem Kunstwerk werden. Die Erkundung der Eigenschaften jener Menschen und Räume, die das Ding zu einem Werk machen, mit dessen ‚Hilfe‘ dramatische/ aufrüttelnde/ anrührende/ heilsame/ verstörende Erfahrungen gemacht werden, ist ein implizites Ziel der vorliegenden Arbeit. Der Frage, welche Konstellationen, Settings bzw. welche Eigenschaften oder Bedürfnisse der Beteiligten die Verhältnisse derartig verändern, dass *in vivo* Kunst erlebt wird, gehe ich im abschließenden Kapitel der vorliegenden Studie nach. Eine präzise Antwort kann – das liegt in der Natur der beschriebenen Sache – je nur für den einzelnen ‚Fall‘ gegeben werden. Eine Aufspaltung der Begrifflichkeit, die sich an den möglich werdenden Erlebnisdimensionen orientiert, ist Resultat dieser Überlegung (und so führt eine tangentiale Begriffsfindung mit Böhme zu einer Antwort, die der sphärischen aus dem Versuch mit Sloterdijk durchaus ähnlich ist): Die Wandelbarkeit der AkteurInnen und Kulissen bringt mit sich, dass auch die Bezeichnung des Dings und seiner Gattung variabel sein muss. Zuweilen kann es geschehen, dass die AlphaLiege als Kunstwerk,

als ästhetische Arbeit tätig wird und mit dem/den Menschen im Raum an einem Erlebnis spinnt. Genau um jenen perspektivischen Winkel des spezifischen Immersanten oder der spezifischen Immersantin zu dem (noch nicht erschienenen oder mit ihm/ihr und durch ihn/sie erscheinenden) Phänomen geht es bei einer Begriffsbestimmung, die (mit Böhme gedacht) noch tiefer oder präziser sein möchte.

Unter dem Arbeitstitel *phantastike techne* verhandelt Böhme ein weiteres Mal in seinen Essays die Frage nach dem Herstellen von Atmosphäre. „[D]ie Atmosphäre selbst ist kein Ding, sie ist vielmehr ein schwebendes Zwischen, zwischen den Dingen und den wahrnehmenden Subjekten. Das Machen von Atmosphären beschränkt sich also auf das Setzen von Bedingungen, unter denen die Atmosphäre erscheint. Wir bezeichnen diese Bedingungen als *Erzeugende*“ (Böhme 2013, S. 105). Es geht beim „Machen von Atmosphären“ also um den Charakter eines Machens, das „durch Setzen von Bedingungen das Erscheinen eines Phänomens ermöglicht“ (vgl. ebda). Dieses „eigentümliche Machen“ führt Böhme mit einem Rückgriff auf die Theorie der Mimesis bei Platon ein (vgl. ebda, S 106):

„Um die trügerische Kunst der Sophisten zu entlarven führt Platon im Dialog *Sophistes* eine Zweiteilung der darstellenden Künste ein. Es gebe, sagt er, den Unterschied zwischen der *eikstatike techne* und der *phantastike techne*. Dabei ist letztere für uns interessant. Bei der *eikstatike techne* besteht die Mimesis im getreuen Nachbilden eines Vorbildes. Die *phantastike techne* dagegen erlaubt sich Abweichungen vom Vorbild. Sie berücksichtigt nämlich den Blick des Betrachters und will das, was sie darstellt, so zur Erscheinung bringen, dass es der Betrachter ‚richtig‘ erkennt“ (Böhme 2013, S. 105/6).

Der Künstler, der auf diese Weise arbeitet, zielt mit seinem Werk also nicht auf die Herstellung eines Objektes, sondern auf die Vorstellung, die beim betrachtenden Menschen ausgelöst wird (ein Bildhauer macht einer Statue beispielsweise einen relativ überdimensionierten Kopf, damit der Betrachter/die Betrachterin von seinem/ihren Standpunkt aus eine wohldimensionierte Figur sieht, oder ein Architekt lässt die waagrechten Kanten eines Tempels leicht nach oben wölben, um den Eindruck eines Durchhängens zu vermeiden). Die *phantastike techne* adressiert also die *imaginatio*, das Vorstellungsvermögen des Betrachters/ der Betrachterin.⁵³ Für eine Einordnung der AlphaLiege in das Feld der *phantastike techne* sind die (vergleichsweise) neueren Entwicklungen in unterschiedlichen Strömungen der Musik sowie im Bereich von Licht und Sound, von Skulpturenbau und Design beachtenswert. Böhme schreibt den Wagner-Opern besonderen Stellenwert dabei zu, dass ein

⁵³ Mit diesem Anliegen geht die *phantastike techne* auf die *skenographia* zurück, die von Aristoteles dem Tragödiendichter Sophokles zugeschrieben wird (dieser Hinweis findet sich bei Böhme, ebda.).

musikalisches Werk nicht nur ein phantastisches Ambiente erfordert, sondern auch zusätzlich zur Vorstellungskraft das *Gemüt des Publikums* adressiert (vgl. Böhme 2008, S. 107). Die Elektrotechnik des 20. Jahrhunderts mit ihrer „Beherrschung von Licht und Sound“ erbrachte völlig neue Bespielungsmöglichkeiten des Raums: Akustischer Raum wird geschaffen und seine Ausleuchtung bis ins kleinste Detail steuerbar – das Ganze wird *ge-tuned* (vgl. ebda.). „Die gegenwärtige Dominanz von Licht- und Sound-Design lässt rückblickend zudem noch genauer erkennen, worin das Machen von Atmosphären auch im gegenständlichen Bereich besteht. Denn es wird deutlich, dass es eigentlich nicht um Anblicke geht [...], sondern um das Schaffen von gestimmten Räumen, eben Atmosphären“ (ebda., S. 107). Ähnliche Entfaltungen gibt es auch in Bereichen der *Ambient*-Musik sowie im Produkt-Design – anstelle von klaren Funktionen und Aufgaben der Dinge gewinnen individuellere Aspekte an Stellenwert. „Das Machen, soweit es um ein Gestalten und Setzen des geometrischen Raumes und seiner Inhalte geht, kann sich also nicht darauf beziehen, welche konkreten Eigenschaften der Raum und die Dinge in ihm haben. Oder besser: Es geht nicht um die Bestimmungen der Dinge, sondern darum, wie sie in den Raum hinausstrahlen, was sie als Erzeugende von Atmosphären leisten. Ich spreche deshalb statt von Eigenschaften von Ekstasen, also von Wesen des Aus-sich-Heraus-Tretens“ (Böhme 2013, S. 107/8). An einer blauen Tasse erklärt Böhme (in einem seiner anderen Essays) den Umstand, wie ein Ding aus sich heraustritt und die Umgebung „tingiert“:

„Das Ding wird so nicht mehr in seiner Unterscheidung gegen anderes, seine Abgrenzung und Einheit gedacht, sondern durch die Weisen, wie es aus sich heraustritt. Ich habe für diese Weisen, aus sich heraus zu treten, den Ausdruck ‚die Ekstasen des Dings‘ eingeführt. Es dürfte nicht schwerfallen, Farben, Gerüche und *wie ein Ding tönt*, als Ekstasen zu denken“ (Böhme in Friedrich & Gleiter 2007, S 297).

In diesem Sinne ist das Liegen-Ding eine Ekstase, es steht in den Raum hinaus, ragt in ihn hinein und bildet mit ihm (dem Raum) und zusammen mit dem Menschen, der darauf reagiert oder vielmehr *damit* (mit dem Ding) (re-)agiert, Sphäre (*sensu* Sloterdijk) oder Atmosphäre (wie Böhme es nennt).

„Und schließlich sind für das, was die Dinge sind, ihr Ton oder ihr Ruch charakteristisch, also die Art und Weise, in der sie ihr Wesen äußern. Ton und Ruch, in meiner Terminologie: die Ekstasen, bestimmen die Atmosphäre, die die Dinge ausstrahlen. Sie sind also die Weise, in der sie im Raum spürbar anwesend sind. Damit haben wir eine weitere Definition von Atmosphäre: Es ist die spürbare Anwesenheit von etwas oder jemandem im Raum“ (ebda., S. 108).

Geht es um ein Sprechen über das Phänomen der AlphaLiege-Erfahrung, so geht es um den Leib oder die Leiber und das Ding im Raum, um deren Ekstasen und darum, wie sie ein Erscheinen evozieren. Die Frage, was (oder wer) erscheint, ist in der Einleitung sekundär, ihr ist der Fließtext zu den Fallgeschichten gewidmet. Der folgende Unterpunkt fragt zuerst nach den Ekstasen der Leiber, im Anschluss nach denen des (AlphaLiegen-)Materials.

B. Der Mensch als ergreifbarer Leib. Der Leib in ergreifendem Raum.

Böhme greift in seiner Annäherung an eine Beschreibung der Ästhetik unter anderem auf die Leibphilosophie von Hermann Schmitz zurück, in der bereits eine Ausarbeitung des Atmosphärenbegriffes vorliegt.⁵⁴ Für seine Vorstellung von Atmosphäre ist es essenziell, den Menschen als Leib zu denken und dieses menschliche Leib-Sein als räumliches Phänomen zu begreifen: „Sich leiblich spüren heißt zugleich spüren, wie ich mich in einer Umgebung befinde, wie mir hier zumute ist“ (Böhme 2013, S. 31). Die Betonung von Leib(-lichkeit) einerseits und dessen(deren) Bezogenheit auf den Raum andererseits stellen so besehen die Basis aller menschlichen Erfahrung dar. (Diese Sichtweise ist sehr nah an der diverser körpertherapeutischer Theorien. Auch therapeutische Ansätze, die den Fokus auf den Körper richten, setzen bei der Sensibilisierung auf die Empfindungen des Leibes in unterschiedlichen Situationen an; vgl. dazu vor allem das Abschlusskapitel der vorliegenden Studie.) Auf diese Weise die Umgebung mit-einbeziehend, tritt die Vereinzelung des Menschen – also die Sichtweise, er/sie sei ein starkes Subjekt, das seine/ihre Empfindungen quasi selbsttätig aus sich heraus generiert – in den Hintergrund. So sind Gefühle bei Schmitz auch nicht ausschließlich beim fühlenden Subjekt verortet, vielmehr wird der Leib als eingebettet in „ortlos ergossene Atmosphären“ (Schmitz 2007, S 23) begriffen, die ein affektives Betroffensein in ihm auslösen. Auf ästhetische Arbeit bezogen bedeutet dies, dass das Wechselspiel mit den Dingen auf eine Weise hervortritt, die dem Ekstatischen

⁵⁴ Schmitz wiederum arbeitet an Ludwig Klages Konzept über die „Wirklichkeit des Bildes“ weiter, wobei er darin im Besonderen an zwei Momente anknüpft: „[N]ämlich einerseits die relative Selbständigkeit gegenüber den Dingen und andererseits ihre Rolle als aktive, von außen andrängende und ergreifende Gefühlsinstanz“ (Schmitz 2007 S. 29). Dabei löst Schmitz sich von der Bezogenheit dieser Aussagen auf Bilder und wendet sich verstärkt dem räumlichen Charakter von Atmosphären zu, die er phänomenologisch wie folgt beschreibt: „[R]andlos, ergossen, dabei ortlos, d.h. nicht lokalisierbar“ (Schmitz nach Böhme Jahr, S. 29). „Die Legitimität der Rede von den Atmosphären bezieht Schmitz einerseits aus der phänomenologischen Methode, nach der als Wirklichkeit anerkannt wird, was sich unabweisbar in der Erfahrung aufdrängt und andererseits aus dem Kontext der Leibphilosophie. [...] Was phänomenal gegeben ist, nämlich gespürt wird, ist der menschliche Leib in seiner Ökonomie von Spannung und Schwellung und ferner in aktiver Betroffenheit, die sich in leiblichen Regungen manifestiert“ (Böhme Jahr, S. 29/30). Dieser Sinnzusammenhang wird in weiterer Folge dieser Versuche mit Böhme nochmals wichtig, und zwar in dem Abschnitt, in dem es um Synästhesieerfahrungen geht (s. unten).

(bzw. dem Ekstatisch-Sein) der Dinge (vgl. im nächsten Absatz) – d. h. deren tonalen/tönenden Gegebenheiten – Entfaltungsraum gibt. Denn „Wahrnehmen ist Betroffensein und verschmelzender Mitvollzug“ (Böhme 2013, S. 29). An späterer Stelle⁵⁵ führt Böhme einen verwandt anmutenden Gedanken aus, der diesen Ansatz substanziell erweitert: „Verstehen ist Mitschwingen, Resonanz“ (Böhme 2013, S. 261). Ein Zusammennehmen dieser beiden Aspekte ergibt, dass ein empathisches Verständnis dessen, was wahrgenommen wird, erst das verschmelzende Mitschwingen(-Können) hervorbringt. Die beschriebene Wechselwirkung zwischen Ding bzw. Atmosphäre und Leib wird erst in jenem Akt selbst zu einem (je einzigartigen) Phänomen der Resonanz⁵⁶. Hier ist eine Parallele zu dem Begriff der *phantastike techne*, den Böhme ebenfalls zur Beschreibung von atmosphärischen Phänomenen heranzieht, gegeben: Erst im Betrachter liegt das „richtige“ Verstehen (vgl. oben).⁵⁷ Diese Überlegungen sind besonders für das Verständnis jener Erlebnisse wichtig, die Auskunft über tiefe (schwierige) Erfahrungen im pränatalen Raum geben – vereinfacht gesagt: Wer sich von dieser Dimension angesprochen fühlt, spürt etwas, das von dort her (her-)aufdrängt und Beachtung fordert.

Die Atmosphäre, die von einem Ding ausgeht, ist dabei von einer Vielzahl an Eigenschaften – etwa Material, Farbe, Form, Geruch – abhängig, die ihrerseits durchaus thematisierbar und damit (bewusst) variierbar sind. Atmosphären können demnach teilweise – *denn dass die Wirkung individuell stark variiert, trifft eine Atmosphäre doch in jedem Leib auf eine andere Basis, steht außer Frage (dazu auf der nächsten Seite)* – gemacht oder hergestellt werden. Indem Böhme sich sehr ausführlich der Explikation unterschiedlicher Eigenschaften oder Komponenten widmet

⁵⁵Dies auch zeitlich – es handelt sich bei jenem Abschnitt um einen, der in der Überarbeitung und Erweiterung des Buches im Jahre 2013 hinzu kam (vgl. ebda).

⁵⁶Hierin liegt eine deutliche Parallele zum sphärischen Denken Sloterdijks (vgl. Kap. 2.3.); dies einerseits in Bezug auf die Interaktion zwischen ImmersantIn und BegleiterIn, andererseits aber auch bereits in Bezug auf das Erlebnis des/der ImmersantIn selbst – *verstehen bedeutet gemeint sein* (diese leicht pathetische Formulierung wird in diesem Unterpunkt noch klarer).

⁵⁷Dieses Denken in einer Art Schlüssel und Schloss-Prinzip lässt mich an die von dem Schweizer Arzt Hans-Herman Ehrat entwickelte „Idiolektik“ denken. (Ich hatte das Glück, im Sommer 2007 ein Basis-Seminar bei Dr. Ehrat besuchen zu können.) Ehrat geht davon aus, dass jeder Mensch in seinem Sprechen gewisse Schlüsselworte verwendet, die Eigenschaften oder Dimensionen markieren, die dem/der Sprechenden besonders wichtig sind oder die besonders viel über die/den Sprechende/n beinhalten können. Erst im Gespräch mit einem Gegenüber, das dieses Schlüsselwort erkennt, bekommt es genug Raum, um tiefer betrachtet werden zu können. Und hier ist der Punkt: Das Erkennen des Wortes ist ein Anzeichen dafür, dass dieses Wort auch für die/den Zu-Hörende/n einen Schlüsselbegriff darstellt. Schlüsselbegriffe sind also ebenfalls in gewissem Sinne *zwischen* den Menschen. Eine andere Hörerin könnte in einer längeren Schilderung auf völlig andere Schlüsselworte achten. Die Parallele zur *phantastike techne* liegt in dem ‚Richtig‘-Werden oder Passend-Werden der Reize. Auch im Gespräch kann sich (frei nach Erath, mit einem Anklang von Sloterdijk) Sphäre nur dann entfalten, wenn die Reize passend oder erkannt werden, andernfalls bleibt ein Gespräch an der Oberfläche und wird nicht tief. Wer „richtig“ hört, hat seine/ihre eigenen Gründe dafür – dies gilt für Worte wie für Klänge.

– beispielsweise der Farbe Blau (vgl. Böhme 2013, S. 51 ff.) –, bemüht er sich um eine Abgrenzung des Atmosphärenbegriffes vom esoterischen Vokabular, in dem der Mensch gerne wie von fremden Mächten ungewiss ergriffen wirkt. Teilweise gelingt dies Böhme auch; der Raum, in dem die Leiber sich befinden, mutet bald ausgiebig gestaltbar an, alle Einzelkomponenten erscheinen in ihren Auswirkungen modifizierbar. Gerade für den therapeutischen Diskurs und eine individualisierte Anwendung ist diese Planbarkeit ein interessantes Thema. Trotzdem geht die Rechnung nicht ganz auf, und die ‚besuchenden Geister‘ treten in ihrer Unsteuerbarkeit sogar noch deutlicher hervor. Auch diesen Umstand beachtet Böhme jedoch an späterer Stelle vorsorglich (bzw. nachsorgend): „Ferner sind Atmosphären so etwas wie das ästhetische ‚Mehr‘, von dem Adorno orakelnd spricht, um ein Kunstwerk gegenüber einem Machwerk auszuzeichnen, oder das ‚Offene‘, das uns nach Heidegger überhaupt den Raum gibt, in dem etwas erscheint. Atmosphären haben, so gesehen, etwas Irrationales, und das heißt wörtlich: etwas Unaussprechliches. Schließlich sind Atmosphären etwas durchaus Subjektives: Um zu sagen, was sie sind, oder besser: um ihren Charakter zu bestimmen, muss man sich ihnen aussetzen, man muss sie in der eigenen Stimmungslage erfahren. Ohne das empfindende Subjekt sind sie nichts“ (Böhme Jahr, S. 103). Ich werde im Folgenden nur auf einzelne Komponenten der Materialität bzw. Materialästhetik eingehen, durch deren Beachtung und Explikation durchaus ein gewisser erhellender Effekt (bei mir) einsetzt.

B.I. Zur Materialität der AlphaLiege. Übergegensätzlichkeit, Synästhesien, Kontrast, Ingression – Beobachtungen von und zu Wechselwirkungen.

Eine herausragende Qualität, durch die die Klangliege in den Raum hinaus- bzw. hineinstrahlt, ist ihre Andersartigkeit, ihre Unerwartetheit gegenüber anderen zu beliegenden Dingen. (Dies gilt vor allem für das erste Liege-Erlebnis, kann aber auch in weiterer Folge gelten oder wieder spontan geltend werden.⁵⁸) Damit stellt sie zu fast jedem Ausgangszustand einen Kontrast dar.⁵⁹ Einige Übergegensätzlichkeiten verstärken dabei ein implizites Empfinden von Divergenz (das aber, wie sich in weiterer

⁵⁸In diesem Zusammenhang finde ich eine Aussage des Erfinders der Liege bemerkenswert. In einem längeren Gespräch schildert der Künstler, dass er selbst von seinem Werk in einer hervorgehoben Situation überrascht wurde (es überkam ihn an unerwarteter Stelle – die Liege war bei einer größeren Präsentation ausgestellt – situativ unpassende große Trauer). Seine Schilderung kam mir authentisch vor (und falls sie fabuliert war, ist es trotzdem eine schöne Wendung) (mündliche Mitteilung, August 2007).

⁵⁹In einem Artikel in einem Herausgeberwerk über Synästhesien schreibt Böhme: „Als Charaktere von Atmosphären hatten wir ihr Was-Sein bezeichnet, die charakteristische Weise, in der sie anmuten. Sie werden in ihrer vollen Bestimmtheit erst erfahren, indem man sich auf sie einlässt, heben sich aber andererseits gegenständlich nur ab in ingressiver oder kontrastiver Wahrnehmungsbeziehung, das heißt wenn man gerade in sie hineingerät bzw. wenn man das, was einen anmutet, in Kontrast zu der Stimmung, die man mitbringt, empfindet“ (Böhme 2002, S. 23).

Folge zeigt, eher zu einer Schärfung der Sinne, im Speziellen des sogenannten sechsten Sinnes führt, denn zu Verwirrung). Eine Analyse von Gegebenheiten hinsichtlich Material, Form und Klang(-raum) (nah an Böhme, vgl. ebda. S. 51 ff.) sowie Vermutungen zu deren Wechselwirkungen (oder Synästhesien, vgl. ebda., S. 90 ff.) hilft dabei, den Ursprüngen jenes Kontrasterlebens näher zu kommen. Dies ist besonders deshalb interessant, weil Menschen Räume und Dinge zunächst und zumeist „vom Ganzen der Wahrnehmung her, von den integrativen Phänomenen“ (Böhme 2002, S. 23) erleben. Die Kontraste, die sich durch widerstreitende Charaktere in der Wirkung auf spezifische Wahrnehmungssinne ergeben, erschließen sich, so Böhme, erst durch absichtliche phänomenologische Analysen (vgl. ebda.).

Als wichtige Parameter von *Materialästhetik*, wobei er auf starke Überschneidungen zwischen kapitalistischer Warenwelt und Kunst hinweist, postuliert Böhme zunächst *Glanz, Gediegenheit, Reichtum und Natur* (ebda., S. 52). (Diese Parameter sind dabei keinem bzw. allen Sinnessystem(en) zugeordnet, sie betreffen das integrative Phänomen der Ekstase eines Dings.) „Die Ästhetisierung unserer Realität besteht in erster Linie in einer extensiven Präsentation von Materialität. Es ist nicht die Form, es ist nicht ein Stil, der die Ästhetik der Gegenwart bestimmt. Es ist schon eher das Licht, vielleicht das Unbestimmte oder der Raum – das Atmosphärische würde ich sagen –, jedenfalls aber die Materialität, die heraustritt und sich zeigt“ (ebda, S. 51). Über die einzelnen Dimensionen heißt es bei Böhme: „Glanz: Wir befinden uns auf einem großen Fest, dem Fest des Kapitalismus“ (ebda, S. 52). Vorderhand erfüllt die Liege diese Eigenschaft. Sobald sie eingeschaltet ist (der Stecker in der Steckdose steckt), strahlt und glänzt sie – dies nicht nur aufgrund ihres Leuchtkörpers, sondern auch, weil die Weise, wie das Fiberglas poliert und in Form gebracht ist, Glanz hat. Der (erste) optische Eindruck, bevor die Klänge ertönen, hat tatsächlich etwas Dekadentes (ein Hinweis, den ich häufiger höre, manchmal mit einem Anklang von Bewunderung, manchmal eher mit dezentem Vorwurf), beim Vorstellen der Liege schwingt mit: „Schau, was ich mir leisten kann“, sei es auch forschungsgefördert und zum Studienzwecke, das kann und muss durchaus erwähnt werden. Eine Einladung zum Liege-Erlebnis ist die Einladung zu etwas Besonderem, einem Fest. Das führt zum „Reichtum: Dieses ist unser, wir nehmen teil“ (ebda. S 52). Der erste Anblick der Liege vermittelt auch die Teilhabe an einer kapitalistischen Welt, die als schön und luxuriös empfunden wird (und werden möchte).⁶⁰ Aus dieser impliziten Ansage entsteht für

⁶⁰Die AlphaLiege hat mittlerweile mehrere Design- und SPA-Preise gewonnen und findet sich mittlerweile in durchaus luxuriösen Etablissements. Gespräche mit dem Künstler entnehme ich, dass das Mitspielen und Bewerben in diesen Welten durchaus beabsichtigt und erwünscht ist.

manche/n eine Barriere, die in seltenen ‚Fällen‘ nicht überwunden wird,⁶¹ in anderen (etwa zwei Dutzend mal ist dies notiert) wird anfangs eine gewisse Spannung (teilweise als Ambivalenz, häufiger als Faszinosum empfunden) formuliert, die aus diesem optischen Luxus resultiert; so sagt der 44-jährige Manuel vor der Anwendung: *„Ob so etwas Dekadent-Schönes auch was kann, also für den Menschen heilsam sein, das bleibt zu beweisen.“* Im Abspann des Erlebnisses nimmt dieser Immersant auf diese Fragwürdigkeit nicht einmal mehr Bezug, die ‚Heilsamkeit‘ dokumentiert sich in seinen Schilderungen (dass Manuel selbst Psychotherapeut ist, wird in der späteren Besprechung noch interessant werden, vgl. unten). Bleibt als Parameter der Materialästhetik noch die *Natur* – ihr nähere ich mich über einen kleinen Umweg (ebenfalls von Böhmes Essays angeregt) an.

Böhme spricht weiters auch über die wahrgenommene *Wärme oder Kühle* von Gegenständen, Aspekte, die sich den „Theorien der Synästhesien“ zuordnen lassen, einem in der wissenschaftlichen Psychologie ins Abseits geratenen Bereich (vgl. dazu ausführlich Böhme 2013, S. 90 ff.). „Was man aber im atmosphärischen Spüren als Kälte oder Wärme eines Materials bezeichnet, ist etwas ganz anderes [als die tatsächliche Wärmeleitfähigkeit, Anm. A.-R. S.], und dieses andere, sein synästhetischer Charakter, kann durch verschiedene objektive Eigenschaften erzeugt werden. So Kälte etwa durch glatte, glasige Oberfläche, aber ebenso durch blaue Farbe“ (ebda., S. 55). Die AlphaLiege, wie gesagt, ist glatt und in der Farbe blau gehalten, ihre Oberfläche ist (fiber-)glasig. Zugleich wird ihre Auflagefläche jedoch durch Lämpchen im Liegencorpus-Inneren gewärmt. Im Gegensatz zur klaren, symmetrischen Form (vgl. unten) und ihren Oberflächeneigenschaften ist das klangliche Angebot nachgerade uneben und unabsehbar und kann mit Böhme als „warme“ Musik bezeichnet werden⁶². Die Klänge sind mit das, was in doppeltem Sinne die Wärme gibt – einerseits sind es wohlige und umhüllende Töne, andererseits geht tatsächlich von den Elementen der Tonübertragung ein (vibrierender und) heizender Effekt aus (der besonders an kalten Orten, wie z. B. im Kirchenraum, deutlich und in einer gewissen Verknüpftheit zu spüren ist). Die Leuchtstoffquellen im Inneren sind weitere Ursprünge der wahrgenommenen Wärme – auch hier kommt die Wirkung auf mindestens zwei Wegen zustande: auf dem der optischen und dem der haptischen Wahrnehmung. Die musikalische Ebene ist dabei auch *der* Beitrag (in) der AlphaLiege

⁶¹In diesem Zusammenhang ist hinzuzufügen, dass ein Nicht-Überwinden ausschließlich in Settings vorkam, in denen die Liege vorab gesehen wurde (etwa in dem Kirchenraum oder auf einer Tagung) und eine Nutzung explizit hätte vereinbart werden müssen/können. In diesen Zusammenhängen kam vereinzelt eine Ablehnung der Liege vor..

⁶²Der Beschreibung von Musik widmet Böhme gleich mehrere Essays, ein Aspekt dabei ist die Zuordnung haptischer Eigenschaften an Töne und Klänge (vgl. in Böhme 2013).

zu Böhmes Dimension „*Natur: das hier ist Leben*“ (ebda., S. 51). Auch bezüglich dieser Dimension herrscht tiefe Widersprüchlichkeit, denn die Musik eröffnet sich erst dem Immersanten/der Immersantin (also jenem bereits liegenden Menschen, der einer Vorgabe des Klangprogrammes zugestimmt hat). Zuvor ist von Natürlichkeit oder gar *erdender Urwüchsigkeit* (ein Ausdruck, den ein 30-jähriger Anwender explizit für das Klangprogramm verwendet, vgl. unten) nichts zu erkennen: Auf den ersten Blick wirkt die Liege über ihre moderne, polierte Oberfläche – und diese Oberflächeneigenschaften machen sie dabei durchaus zu einem schönen Gegenstand. Mehrheitlich wird die Liege als „schön“, als „ästhetischer Anblick“, als „einladend in der Optik“ beschrieben. Für Böhme ist „die Frage nach der Schönheit eine Frage nach der Form. Es geht um Proportion, um Harmonie, Symmetrie; und auch dort noch, wo, wie bei Kant, sich die Aufmerksamkeit auf das freie Spiel der Einbildungskraft richtet, wurde dessen Anlass in der Form gesucht. Auch heute, wo man, gestärkt durch neue Mathematik wie Chaostheorie und fraktale Geometrie, alte Fragen wiederaufnimmt, identifiziert man Schönheit mit Form“ (ebda., S. 53). Schönheit erhebe, so kann aus mehreren Stellen bei Böhme abgeleitet werden, den oder die BetrachterIn oder die oder den Immersanten/Immersantin in einem ganz umfassenden Sinne; wer sich mit Schönerem umgibt, fühlt sich selbst aufgewertet, erhabener. Anhand dieser objektivierbaren Eigenschaften der Form, wie Proportion, Harmonie und Symmetrie, kann die Liege also *sensu* Böhme als ein *ekstatisch schönes Ding* bezeichnet werden, sogar „makellos“⁶³ wird sie genannt, wobei jene Immersantin ergänzt: „Die Seele wird durch dich und die Musik eingehaucht.“⁶⁴ Dreht man diese Aussage um, so wäre der Gegenstand in der ersten Form, in der mensch ihn lediglich anschaut ein schöner, jedoch seelenloser Anblick. Aus dem bisher Gesagten bietet sich eine Dreiteilung oder eine phasenhafte Betrachtung des ästhetischen Werkstückes „AlphaLiege“ an: in ausgeschaltetem – bloß beleuchtetem – und in klingendem Zustand. (Wenn nicht explizit anders gesagt, spreche ich hier in der Regel ausschließlich von jenem 3. Zustand.) Über einen „entschädigenden Effekt“, den die Musik der Liege hinzustellen, spricht auch ein 30-jähriger Immersant (Klaus): „auf die Liege eingelassen ... überrascht sie aber von den ersten Klängen an mit 'nem ausgesprochen weiten Spektrum an Geräuschen und an ... Harmonien, die allesamt [wie] direkt im tiefen Meer oder im tiefen Regenwald getaped [wirken, Anm. A.-R. S.]“. Es ist im besonderen auch ein Gespräch mit jenem Anwender, Klaus (vgl. leicht gekürzt in der FN) der zuerst sehr skeptisch ist, weil er „dieses künstliche Zeugs“ nicht schätzt, das mich zu der Überlegung anregt, den Umstand, dass die AlphaLiege häufig mit übergegensätzlichen

⁶³ Aus der Schilderung einer 67-jährigen Frau, „Karin“ (später im Fließtext).

⁶⁴ Auch in dieser Darstellung findet sich der Hinweis auf die Wichtigkeit bzw. die Veränderung durch das Mit (*sensu* Sloterdijk, vgl. Kap. 2.3.) im Raum.

Worten beschrieben wird,⁶⁵ in ihren (syn-)ästhetischen Eigenschaften zu suchen.⁶⁶ Wie in dieser Schilderung anklingt, könnte der starke Kontrast (der gerade bei jenem Immersanten, gerade weil er alles Künstliche ablehnt, besonders spürbar ist) mit bewirkt haben, dass die Immersion dann als so natürlich, ja „biologisch“ wahrgenommen wird. Dies wäre gut mit dem von Böhme beschriebenen Effekt von Ingression und Kontrasterleben erklärbar (vgl. ebendort). Gerade markante Brüche und Überraschungen im Wahrnehmungsapparat führen dazu, dass die Empfindung intensiviert wird und der Mensch sich als realer und in der Welt anwesender erlebt (vgl. unten dazu im Fließtext).

[Randbemerkung zum Geruch(ssinn)]

Dem Geruch bzw. dem Geruchssinn kommt in dieser Studie bislang noch wenig Bedeutung zu – dies ändert sich frappant mit dem Raumwechsel in die Kirche und hat in jenem Zusammenhang wohl weniger mit der Liege selbst, jedoch durchaus mit der wandelbaren ästhetischen Arbeit, die sie darstellt, zu tun (dazu an späterer Stelle). Bezüglich des Geruchs ist in schlichten Räumen nur eine Randnotiz zu verfassen. Von etwa 10 (potenziellen) ImmersantInnen wird von einem (teilweise „sehr starken“) Geruch gesprochen, der als (sehr) negativ empfunden wird (zur Erinnerung: Ich beziehe mich hier auf etwa 170 ImmersantInnen). Diese Beobachtung wird dabei ausschließlich von Menschen ausgesprochen, die Negatives in der äußeren Erscheinung (das „Übertriebene“ oder „so was Künstliches“, „aalglatt“ beispielsweise⁶⁷) betonen und führt einmal sogar dazu, dass jemand die Liege doch nicht anwenden möchte.⁶⁸]

⁶⁵Vgl. dazu in Sluneckos Erststudie über ihre Wirkmechanismen: *spannend – entspannend, hinauf – hinunter, in den Mutterschoß – in die Weite*, heißt es dort sinngemäß und auch ein Hinweis auf die noch ungetrennt vorhandenen Sinnesmodalitäten (vgl. Fließtext) des fötalen Zustands sind bereits gegeben (vgl. Slunecko 2006).

⁶⁶Klaus, 30: *„Ich wollte mich ... eigentlich nicht auf dieses künstliche Ding legen, außerdem stank es nach Plastik ... aber diese biologischen Geräusche haben mich dann ... drauf bleiben lassen ... ich habe vergessen, wo ich bin die Form macht, dass du in was Wellenmäßigem bist und geschaukelt wirst und die Musik – wie gesagt – die ist dann so viel natürlicher und berührender als [angenommen, Anm. R. S.], dass es vielleicht grade deshalb so überraschend .. gut g'wesen ist, weil ich nicht mehr viel erwartet hab ... nicht einmal mehr diesen künstlichen Geruch habe ich g'merkt, war mitten im Regenwald ...“*

⁶⁷Jene Kommentare beziehen sich in der Reihenfolge der Nennung auf: männlich, 28, Therapieraum-Setting, weiblich, 58, und weiblich, 80, beide im Kirchenraum.

⁶⁸Diese Beobachtung erscheint mir auch deshalb bemerkenswert, weil sich mir der (vermeintliche) Geruch, als ich diesen Kommentar zum wiederholten Male höre, als das Kriterium aufdrängt, an dem sich vielleicht eine aversive oder kritische Haltung festmachen lässt. Die Liege wird nicht schlecht oder hässlich gemacht – wenn Negatives eines ersten Eindrucks geschildert wird, so scheint sich der Geruchssinn anzubieten. Eventuell hat dies mit dessen subtiler Subjektivität zu tun. Dazu an gegebener Stelle im Fließtext.

Synästhetische Charaktere, eigenleibliches Spüren

Bereits bei Slunecko findet sich der Hinweis darauf, dass nach Indizien für die Wirkweise der AlphaLiege in ihrem „*multisensorischen Angebot*“ (Slunecko 2006, S 7) zu suchen sei. Dieses helfe dabei, in jene Zustände (zurück-)zuführen, in denen das Empfinden ganzheitlich ist: *„Wir sind hier also wieder in einen psychischen Zustand zurückgekehrt, wie er vor der starken Trennung der Sinne voneinander bzw. vor der starken Trennung des Subjekts von seinen Sinnen bestanden hat“* (Slunecko 2006, S. 8). Auch für Böhme wird als ein möglicher Grund für die *größere Rolle von Synästhesien im aktuellen Empfinden* eine Nähe zur frühen (kindlichen) Wahrnehmung deutlich. Die Forschungsarbeit von Heinz Werner und in weiterer Folge die Phänomenologie von Schmitz (vgl. auch oben, zu Beginn von Abschnitt B.) setzen Böhme auf eine zweite (der Quelle nach wohl verwandte, dazu unten) Fährte. Beim ersten Lesen schreckt (mich) die 1960er-Jahre Begrifflichkeit von Werner – das folgende Zitat verdeutlicht diese Einschätzung – ab, Böhme gelingt es jedoch, seine Forschung vom ethnologisch fragwürdigen Jargon zu befreien und an ihr mit Schmitz und in weitere Folge mit eigenen Ableitungen anzuschließen. „Die Feststellung, dass Synästhesien bei Kindern und Naturvölkern ‚eine größere Rolle spielen als beim Kulturmenschen‘⁶⁹ (288), bringt ihn [Werner] zur Auffassung, dass die Synästhesien einer tieferen Schicht als der Wahrnehmung angehören. ‚Man kann interessanterweise ... Schichten beim Kulturmenschen bloßlegen, die genetisch vor den Wahrnehmungen stehen und die als ursprüngliche Erlebnisweise beim sachlichen Menschentyp teilweise verschüttet sind. In dieser Schicht kommen die Reize der Umwelt nicht als sachliche Wahrnehmungen, sondern als ausdrucksmäßige Empfindungen, welche das ganze Ich erfüllen, zum Bewusstsein. In dieser Schicht ist es tatsächlich so, dass Töne und Farben viel mehr empfunden als wahrgenommen werden‘ (297)“ (Böhme 2013, ebda.).

⁶⁹Ich übernehme den Begriff des „Kulturmenschen“, der mir nicht ganz zugänglich wird, vielleicht weil er veraltet ist, weil an ihm (besonders in der Literatur Werners) der Gedanke deutlich wird, dass es nicht nur ein Frühkindlich-Werden ist, dass Synästhesien spüren lässt, es ist auch ein Instinktiv-Werden und ein Ablegen der ‚rationalen‘ Seite. Aus der aktuelleren ethnologischen Forschung schließen zahlreiche Ausführungen von Manfred Kremser (mündliche Mitteilungen zwischen 2000 und 2007) an die Beobachtungen an, dass in Naturvölkern Rituale essenziell sind, in denen das Bewusstseinsniveau unter Zuhilfenahme zahlreicher Komponenten verändert wird und dies auf eine instinktive Weise geschieht, die für einen Forscher der westlichen Welt eingangs schwer nachfühlbar ist (Klänge, Gerüche, Rhythmen spielen genauso eine Rolle wie Wettereinflüsse oder etwa haptische oder lukullische Komponenten). Ein anderes Beispiel Kremzers, das mir zu passen scheint, wäre die Übermittlung von Erzählungen als tänzerische, stark emotionale Abläufe, im Zuhörer/-schauer wird das Gefühl induziert, um das es in der Schilderung gehen soll. Kulturelle Besonderheiten werden durch Mit-Erleben und Mit-Machen zumindest teilweise erlernbar – sie gehen in die Körperlichkeit über (das wird in Kremzers Vorlesungen deutlich). Für synästhetisches Wahrnehmen kann (Werners Fährte vom „Kulturmenschen“ folgend), eine ähnliche Erlernbarkeit oder Trainierbarkeit gelten bzw. – und das ist hier interessant: Der Immersant/die Immersantin kann sich auch ohne Vorbild diesem Erleben annähern, nämlich durch das Hervortreten von Eigenschaften, die Werner dem Kulturmenschen attestiert.

(Dass dies vermutlich nicht zwei völlig unterschiedliche Fährten sind, ist – obwohl sich darauf bei Böhme kein Hinweis findet – anzunehmen. Ein gemeinsamer Ursprung im Fötalem und ein besserer Erhalt dieser Eigenschaft oder Fähigkeit beim „Kulturmenschen“ ist nahe liegend.) Eine zentrale (Anschluss-)Stelle bei Werner, der damit in den Bereich der Leiberfahrungen verweist, lautet: „Es ist sehr wahrscheinlich, dass das synästhetische Einheitserlebnis, das im Bereich der Vitalempfindungen durch verschiedene Reizmodalitäten ausgelöst werden kann, auf Tonusvorgängen des Körpers beruht“ (Werner 1966, S. 298, zitiert nach Böhme 2013). An diese Entdeckung Werners, die „wohl noch immer die fortgeschrittenste Position in der Psychologie der Sinne darstellt, schließt sich unmittelbar die philosophische Theorie der synästhetischen Charaktere von Hermann Schmitz an“, so Böhme (Böhme 2013, S. 93). Schmitz baut dabei bereits auf einer detaillierten Konzeption der menschlichen Leiblichkeit auf, und spricht deshalb (äquivalent für Werners Tonusvorgänge des Körpers, wie Böhme bemerkt) vom „eigenleiblichen Spüren“. Schmitz „zeigt, dass, was man so Synästhesien nennt, im Grunde Charaktere des eigenleiblichen Spürens sind. Dabei ist von entscheidender Bedeutung, dass die synästhetischen Charaktere auch als solche, d. h. ohne äußere Sinneswahrnehmung, gespürt werden können. So weist er etwa darauf hin, dass die Schwere, die als synästhetischer Charakter einem Schall zugeschrieben werden kann, auch als solche am eigenen Leib – etwa bei Müdigkeit oder Benommenheit – gespürt werden kann (Subjektivität, S. 62)“ (ebda., S. 93).

Gefühle und Sinnesqualitäten können demnach also synästhetische Charaktere gemein haben (und sich also auf nicht unterscheidbare Weise anfühlen⁷⁰). Beide (Affekte sowie Sinnesqualitäten) greifen in die *leibliche Ökonomie* (Böhme) oder eben in die Tonusverhältnisse (Werner) ein und werden damit am und im eigenen Leib als ungeteiltes Phänomen erfahrbar. Synästhetische Charaktere („Schwere“ in diesem Beispiel) sind also bei Schmitz gleichzeitig Charaktere des eigenleiblichen Spürens. Entscheidend ist, dass „die sogenannten Synästhesien dadurch zustande kommen, dass sinnliche Wahrnehmung in jedem Fall bis in den Bereich des eigenleiblichen Spürens hinabreicht“ (ebda.). Weder die Tonusveränderungen des Körpers (Werner) noch das leibliche Spüren bei Schmitz ist dabei etwas Reflexives. Schmitz erklärt die Erfahrung synästhetischer Charaktere zusammen mit der Erfahrung von Bewegungssuggestionen als das, was die *eigentliche und grundlegende Wahrnehmung* ist, denn *Wahrnehmung ist im Grunde leibliche Kommunikation* (Schmitz 1978, S. 69, Verweis nach Böhme, ebda.).

⁷⁰ Als Beispiel nennt Böhme eine Schwere, die als synästhetischer Charakter einem Schall zugeordnet werden kann, wobei sie sich am eigenen Leib bei Müdigkeit bemerkbar macht (vgl. ebda.).

Aufgrund des im Folgenden beschriebenen *Moves* ist das hier Beschriebene in dieser Ausführlichkeit wichtig, um die Ambivalenzen und Turbulenzen zu begreifen, die die AlphaLiege zuweilen zu triggern vermag. Diese *radikale These*, so Böhme, führe Schmitz zu einer Art Projektionsthese: „Das Auftreten von Synästhesien in den verschiedenen Sinnesgebieten wird als ‚Spiegelung‘ ... oder ‚Ausstrahlung‘ ... bezeichnet. Die synästhetischen Charaktere, die demnach eigentlich dem eigenleiblichen Spüren angehören, werden nach Schmitz in die äußeren Sinnesdaten investiert. Durch diese Radikalität droht jenes mit Goethe eingeführte Phänomen verlorenzugehen: Dass nämlich ein Blau kalt genannt werden kann, weil zu seiner Wirklichkeit (seiner Energie als Farbe) Kälte gehört. Fragen wir also noch einmal, jetzt durch die Untersuchungen von Hermann Schmitz gestärkt, danach, worin die Wahrnehmung eines Blau besteht“ (Böhme 2013, S. 94).

In der Gestalt, die Slunecko am Ende der von ihm skizzierten „idealisierte[n] Verlaufskurve“ (Slunecko 2006, S 6) für die Beschreibung der AlphaLiege entwirft: – „Ich bin die, als die ich mich erweisen werde (darin aber verlässlich) (ebda. S 12)“ –, ist der Impetus demnach wieder auch, von der Liege in den Immersanten/die Immersantin hinein zu spiegeln. Denn was in diesem Bild Sluneckos ebenfalls angelegt ist (es ist die zweite Seite derselben Münze), kommt (auch) mit Schmitz explizit hervor, es richtet sich die Botschaft an den Immersanten/die Immersantin: *‚Du selbst bist der/die, als der/die die Liege sich erweisen wird (und bezüglich der Verlässlichkeit: Schauen wir mal!).‘* Ist der Immersant/die Immersantin also im synästhetischen Wahrnehmen angelangt, so gehören die synästhetischen Charaktere nun auch verstärkt als ihre Pendants im je eigenleiblichen Spüren verankert.

Für die hier eingangs geschilderten, als widersprüchlich empfundenen Charaktere unterschiedlicher Sinnesmodalitäten (für den bereits zitierten Klaus bedeutet dies: die Musik als *ausgesprochen natürlich* zu empfinden, die manifeste Erscheinung der Liege jedoch als *künstlich*, was in diesem Falle eine negative Konnotation beinhaltet) würde dies einen Hinweis auf diesbezügliche Ambivalenzen im eigenen leiblichen Empfinden oder in der grundlegenden Lebens-Wahrnehmung bedeuten. Für jenen Immersanten, der zu meinen Freundeskreisen gehört, würde ich bestätigen, dass jenem Spannungsfeld von Natürlichkeit/Naturverbundenheit versus Künstlichkeit, aber auch Materialismus, große Bedeutung zukommt. An ihm selbst ist ihm jedes empfundene Gekünstelt-Sein-Müssen zuwider.) Für jenen oben zitierten 44-jährigen Therapeuten hieße die formulierte Ambivalenz hinsichtlich der Frage, ob ein so dekadent-schönes Ding denn ausreichend psychoaktive Heilkräfte aufbringen könne, dass der dem

Anschein nach sehr auf sein Äußeres bedachte Mann (eine schöne Erscheinung also) den eigenen Tiefgang, oder besser, eben tatsächlich recht äquivalent gespiegelt: die eigenen therapeutischen Fähigkeiten anzweifeln. (Auch in diesem ‚Fall‘ scheint hier durchaus ein „richtiges“ – *sensu* Böhme – Empfinden gegeben.) Solch gewagte Thesen müssen natürlich nicht durchgängig zutreffend sein, vielleicht sind jedoch durchaus tendenzielle Spiegelungen vorhanden. Es kann gerade ein Zuwachs an synästhetischem Empfinden einen Zugang zu widerstrebenden Positionen im eigenen leiblichen Spüren, also in der eigentlichen, grundlegenden Wahrnehmung (*sensu* Schmitz) anbieten. Hierin liegt Potenzial – einerseits hinsichtlich der Deutung von ImmersantInnenbeschreibungen, andererseits – und wichtiger – aber auch hinsichtlich des therapeutischen Potenzials der AlphaLiege.

Damit vollziehe ich in diesem Unterkapitelchen zu den synästhetischen Charakteren und dem eigenleiblichen Empfinden eine Wendung oder Windung, die der bei Böhme habituell verwandt ist: Indem ich zuerst die Verankerungen im scheinbar Objektiven beschreibe (etwa die Härte des Materials, die der Weichheit der Musik gegenüber steht), die Wahrnehmung dieser Charaktere aber dann im je Inneren (auch) verankere, mache ich eine Eignung der Liege gerade für jene Menschen deutlich, die aus dem einen oder anderen Grund (hier sei mit Werner/Böhme auf die Rückreise ins Fötale oder auf die Meditation in die eigenen weniger rationalen, sondern instinktiveren Empfindungsschichten hingewiesen) zu *synästhetischem oder eigenleiblichem Empfinden* oder zu leiblicher *Kommunikation* fähig sind. Wie eingangs angedeutet und erst im Fließtext anhand mancher Immersantenbeschreibungen zu zeigen sein wird, sind es gerade die Erfahrungen von Kontrast und Ingression, das Auseinandertreten von einzelnen Wahrnehmungsspuren, die Brüchigkeit im eigenleiblichen Spüren, von denen Erkenntniszuwachs und Heilungspotenzial ausgeht. Zahlreiche Quellen für (Über-)Gegensätzlichkeit wären – so gesehen – in den jeweiligen Immersanten-Innenräumen zuvorderst vorhanden. Als geeignete Felder für das Auftauchen von derartigen Spannungen erweisen sich im Laufe dieser Studie (u.a.) die folgenden Dimensionen: Entspannung vs. Anspannung (darauf findet sich der Hinweis bereits bei Slunecko, 2006, S 9), Stabilität vs. Flüchtigkeit, Glück vs. Melancholie, aber auch Geborgenheit vs. Einsamkeit – Letzteres ist vor allem für die Erfahrungen mit Nähe zum Uterus von großer Bedeutung, dazu ausführlich im Kapitel 3.. Auch von einer „Lebendigkeit, die mich ... die Sterblichkeit akzeptieren lässt“ (Magdalena) ist die Rede – dazu ausführlich im Kapitel 5.

Meine Überlegungen mit Böhme abschließend, ist noch eine Erweiterung bezüglich des Verständnisses von Schönheit (ein Wort, das – wie erwähnt – oft im Zusammenhang mit der Klangliege fällt) hinzuzufügen. In seiner Überarbeitung der Neuauflage seiner „Atmosphären“ fügt Böhme unter dem Titel der „neue[n] Bedürfnisse“ eine Bemerkung hinzu, die sehr passend für die AlphaLiege und die Räume, die mit ihr entstehen, erscheint: „Entscheidend für uns heute ist, wenn wir das Wort schön verwenden, ob ein Mensch oder ein Ding, eine Szene oder ein Ort uns spüren lässt, dass wir da sind, ob diese Dinge, Menschen oder Szenen zur Intensivierung unseres Daseins beitragen“ (Böhme 2013, S. 299).

Psychotechnik in Selbst- + Mit-Versuch. (Auto-)Therapeutisches Werkzeug.

Weitere Begriffe anderer Denker, die im Zusammenhang der *ästhetischen Arbeit* von Bedeutung sind und die zur Ästhetik in gewisser Weise ergänzend hinzugesellt werden müssen, sind etwa „Psychotechnik“ (hierbei beziehe ich mich besonders auf neuere Überlegungen von Bernd Bösel, vgl. Bösel 2016, im Entstehen) oder „Einsamkeitstechnik“ (dies vor allem in Anschluss an Gedanken von Thomas Macho⁷¹) und „affektives Dispositiv“ (Marie-Luise Angerer). Allen diesen Begriffen ist gemeinsam, dass die Produzier- und Gestaltbarkeit von Affekten oder Emotionen im Mittelpunkt stehen. So es sich bei dieser Klangliege um eine ästhetische Arbeit handelt, ist es nicht unwichtig, sie auch hinsichtlich ihre teilweise steuer- und somit quasi gezielt einsetzbaren Eigenschaften zu erforschen. In manchen Settings handelt es sich also durchaus um das Anwenden eines ästhetischen Arbeits-Stückes. Besonders interessant ist dieser Diskurs im Hinblick auf Selbstversuche mit deutlich reflexiven Bedürfnissen (vgl. Kap. 2.2.C).

⁷¹ Dabei ist vor allem Machos Essay über „Einsamkeit als Kulturtechnik“ für meine Überlegungen von Interesse, sowie eine (meines Wissens) (noch) unveröffentlichte Vorlesungsreihe zu diesem Thema. Indem Macho Einsamkeit als Prozess beschreibt, der aktiv und freiwillig initiiert wird, werden dessen ambivalente, aber auch lustvolle Anteile deutlich. *Selbstbegegnung*, *Selbstverdoppelung* und *Selbstbergung* sind wichtige Schlagworte in diesem Zusammenhang. In gewisser Nähe zu Michel Foucaults „Selbsttechnik“ soll Einsamkeit als kulturelle Technik praktikierbar werden. „Einsamkeitstechniken sind heterotopische Praktiken. Sie projizieren die erwünschten (oder gefürchteten) Wirkungen der Einsamkeit auf jenen fremden Ort, an dem wir allein sind. Einsamkeit wird gleichsam als ‚Einsamkeitsort‘ modelliert; und die Geschichte der Einsamkeitstechniken lässt sich daher auch als Ideengeschichte der Einsamkeitsorte entwickeln“ (Macho 2000, S. 38, Hervorhebung im Original).

2.6. Out of the blue

An die Schnittstelle zwischen einleitenden Theorien und den Schilderungen von ImmersantInnen möchte ich den allerersten Eintrag ins Forschungstagebuch einfügen, den ich nach meiner ersten Liege-Erfahrung im Advent 2006 verfasst habe. Ich tue dies unkommentiert.

A. Out of the blue, Weihnachten 2006

Am Anfang meiner Auseinandersetzung mit der Anschlussfähigkeit der AlphaLiege an psychotherapeutische Prozesse war: meine erste eigene Liege-Erfahrung. Es war an einem kalten Wintertag in der Woche vor Weihnachten, als ich, durch die Schilderung meines Professors neugierig geworden, das Atelier des Künstlers sha. aufsuchte, um dieses blau-strahlende Gerät zu beliegen. Da die erste Selbsterfahrung mich völlig unerwartet berührte, mich die Beobachter- oder Begutachterrolle vergessen ließ und ich ganz in meinem Erleben aufging, möchte ich den Beginn meines Eintauchens in die immersive Welt der AlphaLiege (auch) an dieser Stelle markieren.

Bereits beim Betreten des Liegen-Raumes empfand ich eine große Kluft zwischen dem geschäftigen Treiben in den Straßen des 1. Bezirks und der beinahe außerweltlichen Anmutung der Liege. Ich machte in diesem Zeitraum ein Praktikum in einer kleinen, auf Psychotraumatherapie spezialisierten Einrichtung und folgte der vagen Idee, die AlphaLiege könnte auch in besonders schwierigen Situationen zur Heilung (von KlientInnen) beitragen. Nebenbei bemerkt war auch meine persönliche Situation schwierig, meine Mutter hatte zu jenem Zeitpunkt eine Krebs-Diagnose erhalten. Als ich nach einem kurzen Gespräch alleine mit und auf der AlphaLiege zurückblieb, erinnere ich mich daran, dass mir in den ersten Minuten das bereits Gelesene durch den Kopf ging, ich verglich und überprüfte. Dann registrierte ich, dass mir sehr kalt war und mein Körper von mir unbemerkt zu Zittern begonnen hatte. Ein sanftes Schütteln übertrug sich auf die Liege – und von der Liege wieder zurück auf mich. Ich griff nach einer bereitliegenden Decke und wickelte mich damit ein, doch das Schaudern nahm davon nicht ab. Das Anliegen, mit dem ich dachte gekommen zu sein (mir einen Eindruck über die Therapietauglichkeit der Liege zu verschaffen), schien meilenweit entfernt. Mir wurde klar, dass die aktuellen Augenblicke seit längerer Zeit die ersten waren, in denen ich nicht ‚beschäftigt‘ war oder mich vielmehr nicht beschäftigt *hielt*, und ich spürte, dass die wahrgenommene Kälte keine oberflächliche war – sie saß mir tief in den Knochen. Meine Berührtheit von der Sterblichkeit meiner Mutter, die Ergriffenheit davon, dass das Reale sich unweigerlich annähert/e und ich keine Mittel hatte/habe, mich zur Wehr zu setzen, den ‚Lauf der Dinge‘ nachhaltig aufzuhalten –

diese Gefühle, diese *Gewissheiten* ließen mein Herz rasen und mich Umgebung und Umstände, das Atelier eines Klangkünstlers, das Auskundschaften eines potenziellen Diplomarbeitersprojekts – völlig vergessen. Irgendwann verstummte die Liege allmählich und ich blieb noch mehrere Minuten liegen – die Augen offen und auf eine eigentümliche Art ‚sehend‘, der Körper wieder wohltemperierter, ausgeschüttelt, doch auch sehr angestrengt, „wie von einem langen Nachtlaf durch Tiefschneedünen“ war mein Gedanke. (Das lese ich in meinem Forschungstagebuch, meiner am Abend jenes Tages niedergeschriebenen Erinnerung, vgl. dazu Fußnote 3.) Dann, irgendwann, erhob ich mich von der Liege und ging schwankend zu jener Körpertherapeutin des Traumatherapeutischen Instituts und zu Slunecko, die außerhalb der Liegen-Sphäre auf mich warteten. Kaum hatte ich einen Sessel gefunden, schloss ich die Augen wieder, wie um die Klarheit des Erlebten für mich behalten oder dessen Mit-Teilen selbst dosieren zu können. Ich berichtete langsam von meiner Liegung. Während des Erzählens kam in mein Bewusstsein, dass auch ich mich vieler Metaphern bediente, wie es Slunecko bereits in seiner Wirkungsstudie von anderen AnwenderInnen berichtet hatte. Das Erlebnis war so intensiv und intim, so andersartig (ohne angeben zu können, *wovon* es sich unterschied), dass mein Sprachrepertoire (mir) nicht annähernd ausreichte, um es wiederzugeben. Trotzdem breitete sich während meines Erzählens eine tiefe Zufriedenheit in mir aus. Allein der Raum, in dem mir deutungsfrei zugehört wurde und meine Sentiments und Ressentiments Platz fanden, hatte auf mich eine beruhigende Wirkung. Der Wunsch, mich sprachlich mitzuteilen, wich zu Gunsten eines wortlosen Genießens der vertrauensvollen Atmosphäre oder Sphäre⁷². Als ich die Augen wieder öffnete, kam mir die umgebende Welt, von der ich ein Teil war, realer vor. Mein Erzählen ging in ein gemeinsames Sprechen über Erfahrungen mit der AlphaLiege und Ideen für zukünftige Anwendungsfelder über.

Diese erste Liege-Erfahrung und die Gespräche in ihrem Nachhall brachten mich dazu, mich an jenem hervorgehobenen Nachmittag wie in einem Wintermärchen zu fühlen⁷³. Auf dem Nachhauseweg, es schneeflockte zart, überkam mich zum ersten Mal ein Glücksgefühl bezüglich meiner Studienwahl. Das (mitsamt den Schneeflocken, die fielen, als ich das Atelier verließ) an dieser Stelle aufzuzeichnen ist wichtig, denn dieses Gefühl der unbändigen Freude und Begeisterung über diese ungekannte

⁷² Zum Begriff der Sphäre vgl. Unterpunkt 2.2..

⁷³ Dass das Führen eines Forschungstagebuchs sich als eine der genialsten Ideen bei der Dokumentation dieser Studie herausstellen würde, ahnte ich noch nicht, als ich es im zeitnahen Anschluss an jenen 22. Dezember 2006 begann. Die Verwendung eines Buches für Aufzeichnungen, die gleichsam akribisch wie emotional sein dürfen und sollen, kann besonders für Langzeitstudien (beabsichtigter wie unbeabsichtigter Natur ☺) sehr weiterempfohlen werden.

Erfahrungsdimension und ihre potenziellen Anwendungsmöglichkeiten stellt die Basis dar, auf der die im Folgenden beschriebene Studie aufbaut. Der deutungslosen Geborgenheit, zu der meine anfängliche Unruhe führte und der Kräftigung, die ich bezüglich des Prozesses spürte, der in mir während des Liegens begonnen hatte, zugänglicher zu werden: Was ich erlebte, löste eine Vielzahl von Ideen und Gefühlen in mir aus, wie und dass es vielleicht gelingen könnte, im Rahmen einer Diplomarbeitsstudie mit der AlphaLiege anderen Menschen ebenso Raum für Heilung zu geben, oder vielmehr den Raum, den ich im Beginn war zu erforschen, mit ihnen zu teilen.

B. Vom ersten AlphaLiege-Erlebnis bis zum Forschungsbeginn: Überlegungen im Zwischen. *Fragment aus meinem Forschungstagebuch aus dem Jänner 2007. Etwa 1 – 2 Wochen nach dem Kennenlernen der Liege verfasst.*

Ich bin beeindruckt, wie sehr die Eigenerfahrung meine Erwartungen, die sich auf die Studie von und das (der Liegung vorangegangene) Gespräch mit Slunecko begründeten, verändert hat. Das liegt vor allem an den ‚schwierigen‘ Saiten, die die Liege in mir zum Klingen gebracht hatte, was ihre Erforschung für mich zweifelsohne noch interessanter, jedoch auch noch weitaus komplizierter, noch weniger absehbar erscheinen ließ. Ihre facettenreiche und irgendwie auch tief erschütternde Wirkung auf mich, wirft einerseits eine Vielzahl an Fragen bezüglich Rahmen und Setting(s) auf. In den Vordergrund drängt sich jedoch die Frage, für welche Menschen (TherapeutInnen wie KlientInnen⁷⁴) – mit welchen Biografien, Vorstellungen etc. – die AlphaLiege besonders geeignet sein könnte, und eng damit verwoben die Frage, mit welchen Menschen ein gemeinsames Bilden und Erforschen einer Sphäre mit und um die AlphaLiege (mir) Spaß machen könnte. – Die Formulierung ‚Spaß machen‘, die in diesem Kontext ungewohnt erscheinen mag, steht hier für die kürzest mögliche Zusammenfassung mehrerer Aspekte wie etwa: Welche Forschungsmethoden finde ich gut? Von welchen Forschungsmethoden denke ich (daher), dass sie geeignet sein könnten, ‚das Feld‘ zu erfassen? Welche Vorstellungen habe ich davon, wie ein wohltuendes psychologisches und psychotherapeutisches Miteinander aussieht? Und mit welchen Menschen liegen diesbezüglich große ideologische Überschneidungen vor? Wie sehr habe ich bereits durch meine Wahl des potenziellen Forschungsgegenstandes (AlphaLiege) und des potenziellen Betreuers meiner Diplomarbeit (m)eine immunologische Widmung offen gelegt⁷⁵? Kann also ab nun bereits alles ‚selbstläufig‘ sein, oder bedarf es weiterer Bekenntnisse (zur qualitativen Forschung, zu Menschenbildern etc.) und immer deutlicherer Bekenntnisse (zu Methoden der Dokumentation

⁷⁴ Eine Unterteilung, der mensch ihren ersten Standort anmerkt (das Traumatherapiezentrum, in dem ich zu dieser Zeit ein Praktikum absolvierte), und die mit dem Ortswechsel der Liege an den Ort, an dem sie im Anschluss lange Zeit stand, überwunden wurde.

⁷⁵ Zum Begriff der immunologischen Widmungen sowie der Offenlegung von Immunität als Prinzip und System s. Peter Sloterdijk, „Du mußt Dein Leben ändern“, besonders den 3. Teil des Buches. Zu diesem Zeitpunkt war dieses Buch erst im Entstehen, die Verwendung des Begriffs muss wohl vom regelmäßigen Besuch der Vorlesungen und Seminare Sloterdijks in diesen Jahren (im Besonderen von 2005–2009) herrühren.

und Interpretation innerhalb der qualitativen Forschung; dazu, bestimmten Standpunkten und Entwicklungen innerhalb der Psychologie und der Psychotherapie(-forschung) kritisch gegenüber zu stehen etc.), oder werde ich sogar Zugeständnisse und Kompromisse eingehen müssen? Ich bin sehr gespannt auf die folgende Phase, denn ich hätte nicht gedacht, dass im Rahmen eines Psychologiestudiums in dieser Zeit, die mir zunehmend gegen mein Verständnis von Psychologie(Forschung) voranzuschreiten scheint, so ein Raum noch eröffnet werden kann.

Fragment Ende.

3. INNENWELTEN

„In seinen tausend Honigwaben speichert der Raum verdichtete Zeit.

Dazu ist der Raum da.“

Bachelard 1960, S. 40

„Nicht die Menschen sind die Helden der Geschichte, sondern die
Rhythmen und Gewalten des Weltaufgangs und -untergangs,
in denen Menschen vorkommen.“

Sloterdijk 1993, S. 13

Das erste innenraum-archäologische Kapitel widmet sich Erfahrungen, die sehr unmittelbar und umfassend aus Intimräumen berichten, denen die uterine Anmutung deutlich anmerkbar scheint. (Eine Sensibilisierung hinsichtlich dieser Thematik ergibt sich, wie eingangs beschrieben, aus der Erststudie Sluneckos.)

Zum Aufbau: Das Kapitel begleitet (oder ich begleite) vor allem einen Immersanten (Heiner A.) und eine Immersantin (Marie B.) auf deren Reisen in pränatal anmutende Räume, erst nahe an den jeweiligen Berichten oder Gesprächen, dann mit etwas Distanz, schließlich erfolgt eine verdichtende Zusammenschau der gesammelten Einblicke. Schilderungen anderer Immersanten werden unterstützend oder kontrastierend hinzugeholt, darüber hinaus bekommt jede/r der beiden quasi Aufklärungshilfe aus den ur-eigenen Nähefeldern. Bei Heiner besteht die Möglichkeit, seine Mutter ebenfalls – einige Wochen nach seiner (hier dokumentierten) ersten Liege-Erfahrung und mit gewisser, der Sickerwirkung jenes Erlebnisses geschuldeten Absicht – mit der Klangliege bekannt zu machen. Zu Maries Schilderung, in der sich affektiv eine frühe Verlassenheits-Erfahrung Gehör verschafft, ziehe ich eine ihrer

späteren Schilderungen hinzu, genauer einen Bericht nahe an ihrem erwachsenen Alltag.

Im Zusammenhang mit der ersten Immersantschilderung werde ich eines Phänomens der fötalen Prägung gewahr, für das ich den Begriff der „Dröhnung“ lancieren möchte – für eine Ersteinführung siehe Seite 78 und auf den Seiten 92ff., die Begriffsbestimmung und Verfeinerung zieht sich bis zur letzten Seite dieser Arbeit hin. Eigenheit dieser intim-archäologischen Freilegungsarbeiten (und der des direkt anschließenden Kapitels 4.) ist also, dass sich die Nähe zu uterinen Dimensionen des Erlebens auf besonders ungebrochene Weise einstellt. Daher möchte ich ein Zitat Otto Ranks an den Beginn setzen. In seinem die Tiefenpsychologie ‚tiefer legenden‘ Werk „Das Trauma der Geburt“ bereitet er gleichsam den Weg für weitere Versuche, die ersten Traumatisierungen noch früher (vor der Geburt also) zu datieren; ich lese zwischen Ranks Zeilen sogar die Einladung, solche psycho-analytischen Tieferlegungen seien im Sinne des Erfinders:

„Während wir also glaubten, bis zum ersten verursachenden Trauma der Neurosen vorgedrungen zu sein, mahnt uns hier etwas, uns zu hüten, am Ende nicht einem Irrtum zu verfallen, den die Psychoanalyse am Anfang und seither wiederholt durch das scharfe Beobachten und Denken Freuds immer wieder rechtzeitig durch Fortschritte in der Forschung und Erkenntnis zu vermeiden gewußt hat“ (Rank 1924, S. 200).

Diese Aussage regt dazu an, ein vermeintliches Vorgedrungen-Sein zu einem Ursprungsort von schwierigen oder traumatisierten Strukturen eines Individuums *immer* zu hinterfragen – ein Gestus, mit dem Rank mir hilft, das implizite Anliegen dieser Studie noch dezidierter als in der vorangegangenen Einleitung offenzulegen: Es geht (mir) um das Tieferlegen der (tiefergelegten) Tiefenpsychologie oder eben um das Trauma *vor* der Geburt. Während ich an dieser Studie arbeite/ denke, gesellt sich zu der Unterstützung, die ich vereinzelt aus psycho-analytisch-philosophischen Feldern beziehe (vgl. teilweise bereits in der Einleitung), auch unerwartete Bergungshilfe von Seiten der epigenetischen Forschung. Dieses vergleichsweise junge Gebiet ploppt prominent zu Beginn der 2000er-Jahre auf, wobei aktuell (also etwa ab dem Jahr 2010) ein quantensprungartiger Zuwachs an relevanten Forschungsarbeiten zur Weitergabe von Ängsten und Traumatisierungen auf die nächste(n) Generation(en) zu verzeichnen ist⁷⁶.

⁷⁶Ich nehme darauf im Fließtext (soweit es mit möglich ist, ohne den überdehnten Rahmen total zu sprengen) Bezug, allerdings erscheint mir die Empfehlung notwendig, diesen

Bleibt vor dem Sprung in die psycho(re)aktiven Tauchbecken lediglich noch ein Hinweis auf der Ebene des Manöverplans: Im Anschluss an die Schilderungen von Heiner und Marie, die sich mit den frühen Formen des Enthalten-Seins beschäftigen, wird es um jene Erlebnisse gehen, bei denen an Gefühle des intensiven Eingetaucht-Seins solche anschließen, die von Übergängen in andere Medien wissen. – In gewissem Sinne geht es also (in 4.) um Erfahrungen von Geburt oder Geboren-Werden. Danach – im dritten immersions-praktischen Kapitel (5.) – ergibt sich durch die Erlebnisdarstellungen, dass eine der implizit diese Studie vorantreibenden Fragen, nämlich jene, wie sich die vorgeburtliche Dröhnung in den anschließenden Waben manifestiert, von anderen Wabenplatten – um im Bild Bachelards zu bleiben, das dieses Kapitel überschreibt – zur Betrachtung gelangt, wie diese übertragen und ausgeweitet wird. Dies geschieht entlang von Schilderungen, die näher an der je aktuellen Gegenwart von Immersantinnen und Immersanten lokalisiert sind. Die je individuelle Lebens- und Verletzungsgeschichte so tief wie möglich rückzuverfolgen und spätere Erlebnisse und späteres, je individuelles Repertoire an Verhalten und Empfinden in Zusammenhang mit früherem zu stellen – das ist eine Leitlinie dieser Arbeit. Diese gegenwartsarchäologische Forschung wird im 5. Kapitel einerseits zusammen mit jenen Immersanten weiterbetrieben/ vorangetrieben, deren Erfahrungen bereits den Inhalt des ersten Kapitels darstellen, zudem werden weitere Stimmen hörbar, die den Eindruck vermitteln, ein Studieren jener frühesten Prägungen könnte auch auf umgekehrtem Wege (d. h. ausgehend von aktuellen Schilderungen wird implizit der frühe Raum vermessbar – so die Annahme) stattfinden. (Diese Idee entsteht nebenbei bemerkt im Gehen/ im Zuge des Forschens: Bereits im Kapitel 3.3. ziehe ich eine Schilderung derselben Immersantin heran, die zu einem späteren Zeitpunkt – als das zuerst dokumentierte – stattfindet und eine aktuelle Beziehungserfahrung reflektiert.)

Die Beschreibungen dieser innigen, balancierten Zuständlichkeit, die sich auf der AlphaLiege einstellen kann, gilt es mir im Folgenden nachvollziehend aufzubereiten und (wie) aus dem geteilten Innen heraus zu übermitteln. Indem dies geschieht, wird die Frage nach der Verortung des Menschen aufgeworfen und der Versuch, Antworten zu finden, führt für und in jedem (In-)Dividual-Fall, zu einer Präzisierung der möglichen Fragestellungen. Dieses Annähern oder Schärfen (so es gelingt) verdanke ich allerdings nur in nachgeordneter Weise meinem eigenen Geschick – an dieser Stelle noch ein Hinweis auf die Immersantenauswahl: In der Rückschau auf die Auswahl stelle ich fest, dass meine Auswahl neben einem Interesse für spezielle Themen (vgl. dazu meine immunologischen Zugeständnisse und Widmungen in der Einleitung) auch

Forschungszeit, von dem in den nächsten Jahren essenzielle Impulse zu erwarten sein werden, weiter zu verfolgen (vgl. 3.2.).

implizit von meiner Vorliebe für präzisen Sprachgebrauch geleitet ist – sprich: Den Immersanten und Immersantinnen, denen ich auf den nächsten Seiten folgen werde, ist gemein, dass sie – wie mir scheint – mit ihren Worten, Gesten und mimischen Ausdrücken wirklich etwas über tiefe Empfindungen aussagen wollen/ müssen/ können. Ihnen und allen jenen Immersanten, für deren Schilderungen der Raum in dieser Arbeit zu eng wurde, ist diese immersions-detektivische Forschungsreise gewidmet

Prolog im Uterus

*Der Erforschung von Innenwelten sei ein kurzer, nicht weiter kommentierter Ausschnitt der Schilderung des 17-jährigen Immersanten **Raphael**⁷⁷: vorangestellt:*

„Weißt du, ich würd dir das ja echt gern derzähl'n. Aber es geht schwer. Also Erinnerungen, die ich deshalb nicht sagen kann, weil ich sie nicht sagen⁷⁸ kann eben. Und gleichzeitig frag ich mich überhaupt, wie lang ich die noch selber hab, weil sie mir so unwirklich vorkommen, so an nix anschließen. ... Ich sauge mich selbst, ich habe viel Gefühl für so den Zustand selbst. Ich bin selber wie der Zustand. Nackt, aber ohne an Begriff fürs Nacktsein haben und ganz leicht zerstörbar, ohne schon zu wissen, dass es überhaupt was gibt, das was mich zerstören könnt. Ja, aber ich glaub das isses eh. Also Hauptsache würde ich sagen: dieses Gefühl als wär' ich vor jedem Beginn von einer Geschichte als einem ängstlichen Ich oder überhaupt irgendwas, das was sich als Ich fühlt.“

3.1. INNENWELT HEINER – MUSIKTIERWERDUNG

Zum Auftakt der Erforschung der Innenwelt um Immersant(in), Liege und Mit, hier eine Transkriptstelle des 44-jährigen **Heiner**. Dies ist Heiners zweite Liegung. Die erste, etwa 10 Tage zuvor, erlebte er als „sehr schwierig“, im Nachhinein sieht er „klar, dass [er] aufgearbeitet [hat] dass die Mutter so jung war ... in der Schwangerschaft und so viele Zweifel hatte und auch so krank, lungenkrank war.“ – So beschreibt es Heiner zu einem späteren Zeitpunkt in einer Gesprächsrunde mit zwei Freunden und mit mir.

⁷⁷Immersanten und Immersantinnen sind bei der Ersterwähnung oder einer abrupten Wiedererwähnung (nicht im Fließtext der Interpretation des jeweiligen Menschen) grau unterlegt, dies dient der besseren Übersicht.

⁷⁸ Unterstrichene Worte bedeuten, dass der Immersant oder die Immersantin dieses Wort akustisch betont. Dies gilt für die gesamte vorliegende Studie.

[Heiners Mutter war zum Zeitpunkt seiner Zeugung 17 Jahre alt, sie gab ihn kurzfristig (ab seiner Geburt für etwa ein halbes Jahr) zur Pflege frei und wollte Heiner zur Adoption freigeben, erkrankte dann aber erneut (Lunge), nahm ihn zu sich zurück, brach darüber mit ihrem Vater und entfernte sich von der gesamten Herkunftsfamilie (vgl. im Fließtext).]

Zahlen in Klammern geben Sprechpausen in Sekunden an. Kursiv sind leise gesprochene Stellen gesetzt, unterstrichen die besonders laut ausgesprochenen Worte. Zudem sind meine Beobachtungen in eckige Klammern eingefügt. „L“ bedeutet die Gesprächsübernahme im Dialog.

Transkript Heiner A

Z P

Heiner liegt auf der AlphaLiege, das Klangprogramm ist seit wenigen Minuten zu Ende. Er beginnt sehr leise und langsam, sehr betont zu sprechen, seine Stimme klingt ein wenig belegt, verschlafen. Die Augen hält er fast durchgehend geschlossen. Ich, die Begleiterin, bin seit Beginn der Liegung mit im Raum.

- 1 H Ein Ruhepol (5) *[tiefes Ausatmen]* Das war recht bald, nicht ganz sofort,
2 *mehr nach einigen Takten, in der ‚eigentlichen‘ Musik [sehr leise],* so
3 Beginn einer ganz magische Strecke, hm Weg(.) Ruhepol – (4)innerstes
4 Innen, das total an-zieht(.) Ich will da rein, dort – da sein- ganz sicher(.) Ich
5 bin ganz bereit, fühle mich offen(.) Uuhm, angezogen sein und total
6 zu(2)stimmen, wie sehr wohl auch selbstbestimm- ahm selbstwollend,
7 lustvoll wünschen (3) ich ziehe an, *[Heiner wiegt den Kopf langsam hin und*
8 *her]* ich werd’ gezogen, angezogen, soll hinein kommen(.) Die Musik dringt
9 tief ein in mich, ich werd’ selber ein vibrierendes, tönendes Musik--Tier(.)
10 Alles kommt zur Ruhe in mir, ganz *im Takt [möglicherweise auch: ‚intakt‘],*
11 setzt sich, da bin nur noch ich (8) und um mich ist nur noch Ruhe, endlich
12 (2) *[tiefes Ausatmen]* Friede, ich fühle mich zur Gänze angenommen und
13 ich bin ganz behütet(.) Die Urform von Schutz(:) mutterhaft einerseits,
14 andererseits mir so total unbekannt, dass ich nicht ‚Mutter‘ dazu sagen
15 kann(.) Es- ist es ganz so, als wäre das, was mich – was drum ist, um mich,
16 das ist gerade (3) genau auch das, was ich bin – also woraus ich bin(:)
17 wirklich ganz wie stofflich das Selbe aber größer, richtig riiesig, eine ganze
18 Welt(.) Ich wachse (...) und mit dieser Dehnung meines Wachsens, dehnt
19 sich die ganze Welt (...) aufgehend, fruchtbar – da wächst, wächst immer

20 fruchtender – es verbindet – Wachsen- Gedeihen – Reifen- auch seelisch(!)
21 (...) ein frucht- Ort(.) Ein Gefühl, das unfassbar ist, tief und ruhig(.)
22 Unangestrengt passiert genau, was passiert(.) (5) Ich spüre, dass ich Angst
23 hab, weil die Umgebung zittert (...) und dass ich keine Angst habe, wenn
24 die Umgebung wieder ruhig ist(.) (4) Ident, ganz ident(.) Es ist auf gewisse
25 Art ein Kreislauf, ein Geborgenheitssystem(.) Alles eins, was Gemeinsames,
26 alles Wärme, (5) Liebe, aber es ist auch das nicht Gute- das ist auch
27 Gemeinsames, das g'hört auch mir auch (...) Dabei ist alles, was ich fühle
28 lauter aufgedreht als sonst(.) Ich fühl' alles verstärkt, deutlicher – also ich
29 vertraue, ich weiß – dass alles einfach gut ist, mich aushält, mich trägt –
30 uuuuhm, [Summen, etwa 12 Sekunden] und gleichzeitig ist auch das
31 unsagbar Eingeeengte, Unruhige, Sich-Sorgen-Machende, Mich-weglegen-
32 Wollende – *Hölle für mich Wurm* -(5) – [Seufzen] und Liebe(.) [Seufzen]
33 Ganz kosher ist mir das nicht, aber ich hab' endlich hier einen Raum, in
34 dem ich *mich* [*dieses Wort fast tonlos*] g' (1) spür'n kann, in dem ich ganz
35 hi:spür'n kann ohne Intention, ganz da sein, ich – mich – alles was ich
36 zuerst bin kann ich mal spüren- plötzlich liebevoll spüren(.) Da ist keine
37 Frage, ob ich mich annehmen ,kann', ich bin ja nur auf just diese Weise da,
38 klar bin ich also annehmbar(.) So schön das Gefühl, aber auch so
39 ungewohnt(.) Jaaa, das ist grade so ungewohnt wie es herrlich ist(.)
40 [*Lachen*] Hmm [*Summt etwa eine Minute sehr leise*] Ich bin so, so
41 undeterminiert, bin so frei ich selbst zu werden, du, ich glaub, auch das was
42 nicht gemeinhin ,gut' ist, fühlt sich gut an, weil es so echt ist, so pur(.) Ich
43 habe grade keine Angst vor der dunklen – (2) Seite(.) Da darf alles sein,
44 kommen wie es kommt, I am in love with my whole, whole world, an the
45 whole ,self'(.) Gerade, Gegenwart, ist alles perfekt, es ist entfaltet und nicht
46 nur dieses ,könnte', das nicht kommt und nur als Schmerz da ist und als
47 Unbefriedigung(.) Du, ich sag's dir, in mir ist auch so viel Schmerz, beinahe
48 immer schon(.)Ahm, du hast das doch auch empfangen, letztes Mal, wie die
49 Mutter und ich gelitten – die Spannungen und all das(.) Auch heut kommt es
50 mir wieder vor, wie Erinnerungen an irgendwelchen dunklen, früheren,
51 entfernten Orten oder Umgebungen, doch es ist schon viel heller als
52 zuletzt(.) Diese unbedingte Liebe, die ich auch drinnen habe, das mag zwar
53 irgendwie im Widerspruch zur vorgefundener Situation stehen, meinem

54 Stören und zu dem Schmerz, hm, wie ich's auch deutlich zuletzt gefühlt *hab'*
 55 [*das Wort ,hab' ist beinahe verschluckt*] – nein, wie es im Fühlen einfach
 56 war, ohne Kompromiss --- [*tiefes Durchatmen*] Dass das ein Heilprozess
 57 war(?) Ist(?) Dass das Spüren, Beschäftigen es schon besser macht(?) (12)
 58 [*Heiner wirkt gedankenverloren*] Ändert es was am Grundlegenden, daran
 59 hm – (15)
 60 R L *Daran wie du aufgestellt, ahm eingelassen bist, mal ursprünglich*
 61 *in die Welt(?) Meinst du das(?)*
 62 H L Exakt(.) (2) Kann das sein(?)

Näher an das Gesagte

Im Ruhepol [Zeile 1-14]

Für Musik gibt es, zumindest könnte dies eine Grundannahme sein, einen relativ gut bestimmbaren Beginn. Man betätigt einen Schalter (an einer Stereoanlage oder einer AlphaLiege) oder es wird das erste Mal über eine Geige gestrichen – Töne beginnen und umgeben mit Klang, mit Melodie. Bei Heiner ist es so, dass offenbar zuerst das Klangprogramm hörbar ist (wird) und (erst) mit einer gewissen spürbaren Zeitverzögerung eine „magische Strecke“, ein „magischer Weg“ beginnt. Dies passiert „nicht ganz sofort“, sondern „mehr nach einigen Takten“, erst, wenn die „eigentliche Musik“ beginnt. Jener >>Musik an sich<<⁷⁹ wird Orts-Charakter zugesprochen: *in* der eigentlichen Musik. (Es muss, diesem Gedanken folgend, auch uneigentliche Musik geben, oder Musik, die noch nicht jenes „Dämonische Gebiet“ ist, das Thomas Mann in ihr erkennt, Musik, deren Takte (noch) nicht zu einer Weltflucht führen, (noch) kein Tor zu einer fernen/ näheren Inexistentialität aufstoßen.) Ein innerster Ruhepol tritt in Erscheinung (oder Heiner tritt *in* ihm in Erscheinung), der zuerst ein Angezogen-Sein auslöst, das sich in der Schilderung als eher passive Seite eines Prozesses aufdrängt, die einer etwas verzögert einsetzenden (selbst-)wollenden Strebung wie diametral gegenüber stehend angenommen wird. Wo ist das „innerste Innen“? Handelt es sich bei dieser intimen Steigerung ausschließlich um ein Zentrum der eigenen Besinnung, oder ist damit auch der vorgeburtliche Raum direkt oder indirekt angedacht? Bereits im Auftakt seiner Schilderung sind bei genauem Hinsehen Metaphern für sowohl Eizelle wie Spermatozoe enthalten. Heiner verwendet dabei Worte, die eingangs dem männlichen bzw. weiblichen Part zuordenbar erscheinen („ich will da rein“ vs. „ich bin

⁷⁹Diese Akzentuierung verwende ich an mehreren Stellen. Es steckt darin ein sphärosophisch inspirierter Hinweis darauf, dass es sich um einen hervorgehobenen Begriff handelt, der (für mich) auch eine topologische Implikation oder Einladung bereithält.

ganz bereit ... offen“). Hört man ihm länger aufmerksam zu, dann stellt sich bald das Gefühl ein, dass keine Polarisierung oder Aufspaltung in eine weiblich-einladende und eine männlich-eindringende Seite (wie landläufige, von biologischem Halbwissen geprägte Zuordnungen aussehen können) stattfindet, sondern Gefühle oder Strebungen geschildert werden, die wie von einem magnetischen Pol ausgelöst beginnen, in die sich immer intensiver „selbstwollende“ Komponenten beimischen, bis die (an-)ziehenden Anteile nicht mehr von solchen unterscheidbar sind, die „lustvoll wünschen“. Sehr bald setzt eine Gleichsetzung mit den umgebenden Tönen ein, ein aktives Anziehend- und Tönend-Sein wird gleichwertig mit einem Angezogen- und im Klang-Sein empfunden. Interessant ist hier auch, dass Heiner zu einem „Musik-Tier“ wird. In diesem zusammengesetzten Wort stockt er kurz, als würde er überlegen, was dieses Musik-Wesen ist, in das er sich verwandelt. Ein Hervortreten animalischer Formen oder Eigenschaften wird auch von anderen Immersanten berichtet. Dies passt auch zu Plessners Theorie der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen. Im Gegensatz zum zentrischen – d. h. sich auf eine in sich ruhende und aus dem eigenen Zentrum heraus handelnde Weise in der Umwelt bewegend – Tier wäre der Mensch demnach ein Stück aus seiner Mitte ver-rückt (ex-zentrisch). Der *Homo sapiens* bewegt sich in einem selbst geschaffenen Treibhaus in „natürlicher Gegennatürlichkeit“ (Plessner, 1928)⁸⁰ Die Wandlung in eine tierische Form wäre demnach und in einem evolutionären⁸¹ Sinne eine Rückentwicklung. Da es (meines Wissens) jedoch noch nie ein Musiktier gab, wäre es zudem auch eine neue (epigenetische) Entwicklung oder eine Mutation. Das (zentrierte) Musiktier gehört (*sensu* Heiner) zur Gattung der Vibrierenden und Tönenden. Auf diese musikalisch-animalische Weise ins „innerste Innen“ eingesetzt, kommt „alles“ in Heiner zur Ruhe, „setzt sich“. Dann, einer Einnistung gleich, verschmilzt die Gleichwertigkeit zur Überwertigkeit: „nur noch ich“ in einem annehmenden und behütenden Umfeld. Und dieses „ich“ ist unausgelenkt und „im Takt“ bzw. „intakt“. Dass Heiner an dieser Stelle akustisch schwer verstehbar ist, tut der Nachführlbarkeit keinen Abbruch: Wer oder was im eigenen Takt ist, ist ein intaktes und selbsttönendes Musiktier. Der beschriebene Prozess kann als Einnistung in einem vorgeburtlichen Raum, jedoch auch als Tierwerdung interpretiert werden. Mit

⁸⁰ In (s)einer system- und medientheoretischen Kritik verbindet Slunecko 2010 das Denken Plessners (wie auch Bowlbys) mit dem von Sloterdijks Sphärologie. Der Gedanke des endogenen Treibhauses, das den Menschen aus dem tierhaften Eingespanntsein in die Umwelt entsichert und in dem er sich schließlich eine neue Umwelt evolutionärer Anpassungen errichtet (bzw. diese ausbrütet), ist in besagtem Artikel ausführlich nachzulesen (siehe Slunecko 2013).

⁸¹ „Evolutionär“ folgt hier Sluneckos Begrifflichkeit und bezieht sich darauf, dass „die vom Mensch hervorgebrachte Symbolwelt nicht als von seiner ‚naturgeschichtlichen‘ Entwicklung getrennt [gesehen wird, Anm. R. S.], sondern im Sinn von Ko-Emergenz aufs engste mit dieser verbunden“ (vgl. dazu die vorangegangene FN).

embryogenetischen Vorstellungen, denen zufolge der menschliche Fötus im Mutterleib tierische Phasen durchwandert, steht dies in keinerlei Widerspruch. An dieser Stelle verwendet Heiner das Wort „endlich“. Das verstärkt den Eindruck, dass Heiner die eintretende Ruhe schon weit länger ersehnt, als er auf der AlphaLiege liegt (denn im Liege-Verlauf tritt das ruhige Gefühl sehr bald ein). In einer späteren Passage eines Gesprächs in vertrauter 4er-Konstellat⁸² spricht er von einer eintretenden „Stille, die uralt ist, ganz instinktiv, ganz so wie ein zuvor unerkanntes Bedürfnis, das sich dieserart das allererste Mal und endlich erfüllen kann.“ Auch in diesem Kommentar wird erneut eine tierisch-zentrische Instinktsicherheit betont.

„Es- ist es ganz so, als wäre das, was mich – was drum ist, um mich, das ist gerade, genau auch das, was ich bin – also woraus ich bin“ [Zeile 14-20]

Ruhe und Friede >>sind<< sowohl in Heiner wie um Heiner herum und umgeben ihn, er ist von seiner Umgebung nicht verschieden. In den großen Welt-Zusammenhängen, dem Maße also, in dem ein Mensch sich sicher und geborgen in den ihn umgebenden Gegebenheiten, Räumen, Beziehungen fühlen kann, wie auch in jener ersten intimen ‚Blase‘, dem Mutterinnenraum, der für alle weiteren Beziehungen Sinn- und Vorbild ist, ist diese Frage essenziell: „Ist eine Substanz möglich, die zugleich Spuren wäre?“ So fragt auch Sloterdijk in seinen Innenraum-Erkundungen (vgl. Sloterdijk 1998, Seite 351). Für Heiner würde in diesen Momenten die Antwort „ja“ lauten – „wirklich ganz wie stofflich das Selbe aber größer, richtig riiesig, eine ganze Welt“. Beide hier genannten Aspekte verschmelzen also zu einem, es entsteht eine Art Uterus, der die Welt bedeutet, der die Welt enthält. „Was auf solche Weise innen liegt, überzeugt sich spontan von dem Vorteil, zu sein, wo es ist, da es vom Umleben in seinem Eigenleben bestätigt wird“ (Sloterdijk 1999, Seite 210). Statt Uterus könnte hier auch „Treibhaus“ oder „Brutstätte“ stehen: Hier findet Wachstum statt, Fruchtbarkeit (oder fruchtbare Bedingungen) lässt (oder lassen) Verbindungen gedeihen – so kann nah an Heiners Worten, die an dieser Stelle assoziativ aus ihm heraussprudeln, gesagt werden. Auf den ersten Blick ähnliche Worte tauchen teilweise mehrmals auf, besonders solche, die dem Begriff der „Frucht“ und dem des „Wachstums“, auch dem des betont *seelischen* Wachsens verwandt sind. Gerade jenes Hervorheben des auch seelischen Groß-Werdens, verstärkt den Eindruck, dass Heiner während des Sprechens besonders auch das körperliche Wachsen im Sinn hat. (Der Idiolektiker Ehrat – vgl. Einleitung – weist darauf hin, dass gerade auch die explizite Betonung von vermeintlich eindeutigen – bzw. für mich als Hörerin nicht gesondert betonenswerten – Umständen, hellhörig

⁸² Wie in der Einleitung erwähnt, ergaben sich im Laufe des hier aufbereiteten Projekts mehrere Gesprächsrunden. Die hier angesprochene 4er-Konstellat bestand aus Heiner, Michael, Erich und mir.

werden lassen können, mündliche Mitteilung⁸³.) Es ist dieses Wachstum auch ein Hinweis auf (früh-)kindliches und vorgeburtliches Erleben. Sloterdijk beschreibt die Schwierigkeit, Reisen in alternative Kosmen oder ins Uterinäre vorzunehmen, ohne dass Menschen (nur) erleben, was ihnen erzählt wurde oder was sie gelesen haben. „Wirft man einen Blick in LSD-Sitzungsprotokolle, die von Patienten des Drogenpsychotherapeuten Stanislav Grof über ihre sogenannten amniotischen oder Fruchtblasen-Regressionen verfasst wurden, so drängt sich der Eindruck auf, dass diese Personen [...] Bildungsreisen im gynäkologischen Atlas als eigene Erfahrungen aus[geben]; Paradiesbildchen aus dem Kindergottesdienst mischen sich mit archaischen Raumerinnerungen; in aufdringlich optischen Vorstellungen schweben ihnen Wiesen des Himmels und Lichtchöre um den göttlichen Thron vor Augen, wie sie gewiss kein Mutterleibseinwohner je so vor sich hatte“ (vgl. ebda., S. 349). Ähnlich sieht es Sloterdijk zufolge auch bei (anderen) Arten von imaginierten Reisen, bei Meditation und Psychotherapie aus. Umso unbeeinflusster von überlieferten Vorstellungen bezüglich des vorgeburtlichen Raums wirkt es nun also, wenn Heiner von bunten, optischen Bildern Abstand nimmt und auf abstrakte, emotionale Weise sein Erleben beschreibt. Seine Schilderung enthält nur wenige Begriffe, die archaisch oder auch archetypisch (nach C. G. Jung) und wie mit zahllosen Emotionen aufgeladen klingen. Jenen der „Mutter“ verwendet er zwar, markiert aber bei (je)der Verwendung seine diesbezügliche Ambivalenz. Heiner verlässt diesen „mutterhaften“ [Zeile 13] Gemeinplatz auch gleich wieder, in dem er nachschickt, diese Empfindung sei „andererseits mir so total unbekannt, dass ich nicht ‚Mutter‘ dazu sagen kann“. Diese Benennungsschwierigkeit oder vielmehr Benennungsunlust, verstärkt erneut die Wendung ins Abstrakte, ins „Überbildliche“ (dieser Begriff als dem der Übergegensätzlichkeit verwandt gedacht, also als jenseits der optischen Bilder, und nicht von „Überbild“ im Sinne einer Überhöhung). Heiner fühlt sich, kurz gesagt, als in eine riesige, dehnbare Welt eingelassen, die körperlich und seelisch aus demselben Stoff ist wie er selbst.

„Unangestrengt passiert genau, was passiert.“

Heiner spricht von einem „Gefühl, das unfassbar ist, tief und ruhig“. Es passiert nicht, was passieren muss oder kann, nicht was gut oder schlecht ist. Wie bei Erich Fried – *es ist, was es ist, sagt die Liebe* – passiert, was passiert, ohne Zweck und Bestimmung, ohne an eine Bedingung geknüpft zu sein und ohne anzustrengen. Es passiert auch ungefragt, in diesen Momenten nicht hinterfragbar und ohne dass Heiner eine Wahl oder eine Ausstiegsmöglichkeit hätte. Was in einem Satz (für mich als *Mit*)

⁸³ Vgl. dazu aber auch im Idiolektik-Reader Hans-Herman Ehrat, 2009

noch klingt, als wäre es eine ungebrochen positive Erfahrung, das entfaltet im nächsten seine höllischen Seiten.

Hölle und Liebe

An dieser Stelle der Erzählung wird zum ersten Mal eine Ambivalenz deutlich. Heiner spürt eine vage Angst, die in seiner Umgebung vorhanden ist bzw. als von dieser ausgehend empfunden wird. Wenn die Umgebung wieder ruhig ist, kommt auch Heiner wieder zur Ruhe. Ruhe ist offenbar ganz essenziell für Heiner, für viele seiner Wörter ist sie der Stamm. Wird die Ambivalenz spürbar, wandelt sich die Ruhe zur Un-Ruhe. Wie auch schon auf der vergangenen Seite erörtert, ist es auch hinsichtlich der Angst so, dass sie zuerst als passiv zu erleidend angenommen wird („Ich spüre, dass ich Angst hab, weil die Umgebung zittert“ gibt einen klaren kausalen Zusammenhang wieder) und sich erst mit dem Weitersprechen das Gefühl einstellt, dass in dieser Welt, in der kein Unterschied vernehmbar ist (zwischen Heiner und seinem Milieu), ebenfalls Angst von Heiner ausgehen kann bzw. muss, die dadurch erst in sein „mutterhaftes“ Umland kommt: „Es ist ... ein Kreislauf, ein Geborgenheitssystem.“ Heiner spricht in weiterer Folge auch die Ambivalenzen und „nicht guten“ Aspekte der symbiotischen Gemeinschaft an; in Anlehnung an Sloterdijks Exkurs zu den „Antisphären“ in seiner Sphärologie (vgl. Sloterdijk 1999, S. 593 ff., vgl. im Kapitel 4. der vorliegenden Studie), könnte hier der Begriff des Anti-Geborgenheitssystems oder des Ungeborgenheitssystems verwendet werden. Obwohl und wohl auch gerade weil es auch „nicht Gutes“ gibt, das auch Gemeinsames ist und nicht differenzierbar, gilt, dass alles eins ist. Dass alles „Wärme und Liebe“ ist, bedeutet nicht, dass darin nicht auch Zustände von tiefster Angst auftreten können. Heiners Empfinden ist in diesem Zustand sehr intensiv. Interessanterweise verwendet er in diesem Zusammenhang eine Metapher, die aus dem auditiven Bezugssystem stammt: Die Gefühle sind „lauter aufgedreht als sonst“ – in Heiner, so die Assoziation bei seiner Schilderung, ist ein Verstärker aktiv, der ansonsten auch Empfundenes oder Empfindbares deutlicher macht, sodass es auf diese Weise erst in einen wahrnehmbaren Bereich gelangt und für die Verbalisierung zugänglich wird. Es ist demnach nicht verwunderlich, dass auch „das unsagbar Eingeengte, Unruhige, Sich-Sorgen-Machende, Mich-weglegen-Wollende“ spürbar ist: „*Hölle für mich Wurm -(5) – [Seufzen] und Liebe(.) [Seufzen]*“ – von Seufzen begleitet ein leise ausgesprochener Satz. Der Wurm, ein Begriff, in dem das Winzige wie das Elendigliche gleichermaßen stecken, ist eingebettet in Hölle und Liebe, er beinhaltet („für mich“) ungefragt beides. Wenn Jean-Paul Sartre sagt: „*L'Enfer c'est les autres*“ („Die Hölle, das sind die Anderen“)⁸⁴, so ergebe die

⁸⁴ In Sartres „Huis clos“ (auf Deutsch: geschlossene Türen bzw. in der Übersetzung: „Geschlossene Gesellschaft“) kommen die drei Hauptfiguren des Stücks nacheinander in die

Weiterführung dieser Metapher für einen sich im „Mutterhaften“ befindlichen „Wurm“ keine sehr angenehme Vorstellung; das umgebende Medium ist Ruhepol und Hölle zugleich. Es handelt sich hier erneut um eine Übergegensätzlichkeit: Die Liebe und die Hölle, die die Andere ist (in der Einzahl in diesem Fall) und die uns umgibt – es handelt sich dabei um ein und dasselbe Medium oder Nobjekt, das nicht als „gut“ oder „böse“, sondern als wertfrei, als total begriffen werden muss.

Heiner setzt sich also sehr stark mit der Frage auseinander, wie und wo er in der Welt ist, mit der Erforschung, woraus er ist und woraus sein Milieu besteht. Mit der Beantwortung dieser Frage haben sich bereits einige Philosophen beschäftigt. „Die ‚Substanz‘ des Menschen ist die Existenz“: Dieser Satz kehrt in Heideggers „Sein und Zeit“ mehrfach (1927, S. 117, 212, 314) wieder, und zwar, wie er selbst in seinem Humanismusbrief erwähnt, um dessen Wichtigkeit zu unterstreichen. Als einfachste Auslegung (ob sie tatsächlich einfach ist, sei dahingestellt) dieses Theorems bietet er etwa zwei Jahrzehnte danach an: „[D]ie Weise, wie der Mensch in seinem eigenen Wesen zum Sein anwest, ist das ekstatische Innestehen in der Wahrheit des Seins“ (? 1946, S. 19). Das Wesen des Menschen zeichnet sich also einerseits durch sein „Hinausstehen“ (ek-stasis) aus, das andererseits in-die-Welt west⁸⁵: exponiertes Einwohnen also oder „ekstatische Immanenz“, wie es bei Sloterdijk an einer Stelle (1998, S. 639) heißt. Der Mensch ist gleichsam ausgesetzt wie eingetaucht. Die aus dieser Gegebenheit erwachsende Ambivalenz spürt und beschreibt auch Heiner. Interessant ist (weilers), dass Heidegger zur früheren Formulierungen hinzufügt, dass es sich um ein Innestehen *in der Wahrheit* des Seins handelt. Diese Beifügung macht Heidegger zudem auch bei dem bekannten Satz, dass die Sprache „das Haus des Seins“ ist. Dieser Satz wird zu: Die Sprache ist das Haus *der Wahrheit* des Seins.⁸⁶ Was hat es mit diesen Erweiterungen auf sich? Wahrheit beschreibt Heidegger als „entdeckend-sein“: „Wahrsein (Wahrheit) besagt entdeckend-sein“ (Heidegger 1927, S. 219). Es muss demnach beim menschlichen Sein (oder bei dessen Verwenden von oder Wohnen in der Sprache) dem Wesen nach um das Entdecken, genauer um das Entdeckend-Sein gehen. Bevor wir nicht selbst entdecken, dass wir tatsächlich ek-

Hölle. Die Hölle ist ein hässliches Hotelzimmer in dem das Licht nicht abschaltbar ist, Garcin, einer der Hauptakteure bringt es auf den Punkt: „Also das ist die Hölle. Ich hätte es nie geglaubt ... Wißt ihr noch: Schwefel, Scheiterhaufen, Rost... Was für Albernheiten. Ein Rost ist gar nicht nötig, die Hölle, das sind die andern“ (Sartre 1986, S. 58).

⁸⁵ Heidegger verwendet gerne Worte, die sich nicht vom „Ist“, sondern vom „Wesen“ herleiten, um dem Umstand Folge zu leisten, dass es sich dann weniger um Zustände denn um Wesenszüge handelt, die es zu erschließen gilt.

⁸⁶ „Die Sprache verweigert uns noch ihr Wesen: daß sie das Haus der Wahrheit des Seins ist.“ (Heidegger 1946, S.10)

sistieren, können wir es nur vom Hörensagen glauben. Um den Bogen zu schließen, ist es genau dieses „Entdeckend-Sein“, bei dem die AlphaLiege Heiner behilflich sein kann. Warum es für die/den Einzelnen essenziell ist, nicht nur „da“ zu sein, sondern darauf zu stoßen, dass sie/er tatsächlich „da“ ist⁸⁷, wird im Verlauf der vorliegenden Arbeit (vgl. in Kapitel 5.) ausführlich besprochen.

Ungeheuer

Was hier passiert, das ist (Heiner) *nicht kosher*. In diesem Punkt stimmen mehrere Immersanten überein, Valerie spricht in ähnlicher Lage davon, dass ihr „ungeheuer“ ist, „[D]ie Normalität ist in Frage gestellt“, sagt Rainer. Ein Ausnahmezustand ist eingetreten, oder Heiner ist in einen Ausnahmezustand eingetaucht. Der Übergang von einem Zustand in einen anderen ist zunächst und zumeist irgendwie merkwürdig. Für den Menschen, der ein Übergangswesen ist – „wir sind tatsächlich von Grund auf metoikoi, Zugezogene, Transitexistenzen“ (Sloterdijk 1993, S. 82) –, bedeutet dies also, dass er oder sie in unregelmäßiger Regelmäßigkeit siedeln muss: vom Mutterleib in die Welt, vom Ort des Aufwachsens beispielsweise an den Ort des Studiums und weiter an jene Orte, an denen die nächsten Seiten des Lebens geschrieben werden können⁸⁸ und irgendwann weiter in den Tod. Diese Übergänge und all jene, mit liminoiden Passagen verknüpften Emotionen und Assoziationen oder Reize, triggern immer wieder aufs Neue jenes eigentümliche Gefühl, das dem ersten Übergang innewohnte.

Koscher bezeichnet das Fleisch eines geschächteten Tieres, das, wie es von den jüdisch-religiösen Geboten gefordert wird, vollends ausgeblutet ist und damit in alter Tradition als „rein“ gilt. *Noch* nicht ganz kosher sein würde demnach auch bedeuten, dass ein Übergangszustand (der des Ausblutens oder Koscher-Werdens) herrscht. In dieser Metapher des Ungeheuer-Seins tritt das Prozesshafte stark hervor. „*Aber ich hab’ endlich hier einen Raum, in dem ich mich spüren kann*“: Als Entschädigung dafür, in einem Zustand zu sein, der hoffentlich zu einer Transformation in einen reineren, klareren Zustand führen wird (dass dem Nicht-Ganz-Koscher-Sein das Koscher-Sein folgen wird, ist nicht zwingend, es wird bei Heiner nicht explizit), bekommt Heiner einen sehr besonderen Raum. Raum haben ist wichtig, wenn es um Entfaltung und Wachstum geht. *Spürend sein/ werden*. Hierbei liegt einerseits die Betonung darauf,

⁸⁷ Diese Formulierung gebrauche ich in Anlehnung an Sloterdijks Ausführung zu den Selbstfindlingen, vgl. auf den nächsten Seiten.

⁸⁸ Dies in Anlehnung an eine Formulierung Sloterdijks in einem einleitenden Kapitel seines autobiografisch geprägten Buches „Die Sonne und der Tod“: „Ich habe nie daran gezweifelt, das Menschen sich dorthin auf den Weg machen müssen, wo die nächste Seite ihres Lebens geschrieben werden kann. Das ist der Sinn von Mobilität“ (Sloterdijk 2001, S.16).

sich selbst (stärker) zu spüren: Heiner spürt sich. Im mundartlichen „i g'spia mi“⁸⁹ kommt besonders gut heraus, dass es sich dabei um seltene Glücksmomente handelt, in denen jedes Sich-in-Frage-Stellen verstummt ist. Sich spüren ist dabei auch die Voraussetzung dafür, dass (andererseits) die Welt, die umgibt, wahrgenommen werden kann. Heiner kann „ganz hinspüren“ – eine Formulierung, in der das Fühlen etwas Fühlerhaftes bekommt, umgebende Welten und vorgefundene Zustände können befühlt werden. „Alles was ich zuerst bin“: Auch hierbei eröffnen sich (mir) bereits beim Erst-Hören zwei Fährten: alles, was ich zuvorderst bin, was mir an mir also am Wichtigsten, am Authentischsten erscheint, sowie alles, was ich am Anfang bin, alles, was ich also bin, bevor es („mein Leben“) oder ich („der Heiner“) richtig beginne. Diese Perspektiven auf das Wort „zuerst“ sind bei genauer Betrachtung im Kern ident, oder sie überlappen sich zumindest. Was wir im Mutterleib sind, ist in uns eingeschrieben⁹⁰; wenn es auch in Vergessenheit gerät, so kann es doch das sein, worauf wir zurückkommen, wenn sich erneut eine Schwelle anbietet, eine Schleuse auftut (vgl. dazu im Fließtext⁹¹). „Plötzlich liebevoll spüren“: Sowohl die Unerwartetheit der Fühligkeit als auch das Ungeheure dieses spontanen Einsetzens eines existenzielleren Gefühls von Lebendigkeit (als in der überwiegenden Mehrheit der Momente des restlichen Wachzustandes) beschreibt auch Sloterdijk: „Das Ich stößt unvorbereitet auf sich selbst als voraussetzungslosen Fund (...) Zu den Kennzeichen dieser Erfahrung des Seins im Ichsein gehört ihre Plötzlichkeit. Ein Riß im Gegenwartskino, das sich für Denken hält“ (Sloterdijk 1993, S. 16 ff.). Heiners lautes, herzhaftes Lachen tritt als Indikator für das einsetzende Reale auf, für die überweltigende Begegnung mit sich selbst:

„Wäre der Mensch ein Wesen, das sich von Natur aus selbst sucht, so wäre das Sichfinden weniger befremdlich. Doch der Skandal des Menschen besteht darin, daß er sich finden kann, ohne sich gesucht zu haben. Man ist dreiundzwanzig Jahre alt, oder einunddreißig, oder älter, und entdeckt beim Überqueren der Straße oder während ein Schlüsselbund zu Boden fällt, daß man existiert. Davor gibt es keinen sicheren Schutz. Weder Theorie noch Alkohol können eine lückenlose Daseinsverhütung garantieren. Safer *thinking*, safer *drinking* – das hilft nicht in allen Fällen. Auch wer regelmäßig Waldläufe macht und ab dreißig zur Vorsorgeuntersuchung geht, kann nicht ausschließen, dass bei ihm über Nacht der Existenzfall eintritt. Wem es passiert, der gesellt sich zu den von

⁸⁹ Nebenbei bemerkt sprach/ spricht Heiners Vater in den Momenten, in denen er Heiner „am Spürbarsten“ ist in „breitem Dialekt, irgendwas zwischen Wald- und Mostviertel“, wie Heiner es beschreibt. Dieser Hang zum Dialekt in den besinntesten Minuten ist auch bei Heiner hörbar.

⁹⁰ Zu diesem körpertherapeutisch inspirierten Begriff s. Kap. 3.3.

⁹¹ Tomatis sagt an hervorgehobener Stelle, dass jeder Schock im Leben uns wieder in das „erste archaische Bad“ eintaucht (vgl. Tomatis 1990, dem ersten Kapitel vorangestellt).

Staunen aufgebrochenen Individuen – zu den Selbstfindlingen“ (Sloterdijk 1993, S.17).

Prädikat: fraglos annehmbar – oder: Arbeit wider die Udröhnung –

Nebenbei: Der Beginn einer Begriffsfindung.

„Da ist keine Frage, ob ich mich annehmen ‚kann‘, ich bin ja nur auf just diese Weise da, klar bin ich also annehmbar“ – Genau dieses Fehlen von Wahl oder Bewertung ist es auch, das Sloterdijk dem Selbstfund als typisch zuschreibt. Sein fragloses und intentionsfreies Da-Sein fühlt sich für *Heiner ungewohnt, schön und herrlich* an. Das wertungsfreie Wort „ungewohnt“ stellt er dabei zweifach Begriffen gegenüber, die angenehm konnotiert sind: Das Wort „schön“ des ersten Satzes wird durch das Wort „herrlich“ ersetzt. Das eher optische Eindrücke beschreibende „schön“, mit dessen Hilfe Polarisierungen vorgenommen werden (schön versus hässlich) wird beim zweiten Ansatz durch das sich nicht (mehr) auf eine bestimmte Wahrnehmungsdimension beziehende „herrlich“ ausgetauscht, das zudem über keinen klaren gegenüberliegenden Pol verfügt. Sich lieben und fraglos annehmen zu können, ist keine allgegenwärtige Selbstverständlichkeit. Zudem hat Heiner das seltene Glück, dass der Selbstfund mit der Selbstbejahung und -annahme zusammenfällt. In das, was sich für „real“ hält, passiert *out of the blue* ein Riss, mit dem die Normalität des eigenen Denkens und Fühlens infrage gestellt wird. Zuvor, selbst wenn er es „*nicht klar artikulieren*“ konnte, es ihm „*sogar nicht zugänglich war*“, wie er in einem nachfolgenden Supervisionsgespräch betont, stand für Heiner seine Annehmbarkeit, seine Liebens-Würdigkeit „*immer*“⁹² in Frage. Ein „Wurm“, der mit Angst ausgetragen und dann weggelegt wird, der erhält damit zuvorderst auch eine heftige frühe Prägung oder „Dröhnung“(*) – siehe im nächsten Absatz –, gegen die es erst anzukommen heißt, wenn das Leben beweltigt werden soll, wenn das Wesen sich (irgendwann) lieben soll.

Pränatale Dröhnung

(*) Dies ist die Stelle, an der ich zum ersten Mal instinktiv den Begriff der Dröhnung für jenes Phänomen verwende, dass im Uterus eine sehr umfassende Beeinflussung des Fötus stattfindet, die in das gesamte, dem Uterus entschlüpfte Leben hineindröhnt und deren Derivate das gesamte Menschenleben durchziehen. An dieser Stelle nur ein paar Sätze, um den Lesefluss nicht zu stoppen; eine umfassendere Entfaltung des Begriffs findet im Anschluss an die Ausführungen zu Heiners Liebeerlebnis statt (und zieht sich danach bis zur letzten Studienseite hin). Der heranwachsende Fötus wird in

⁹² Die in diesem Satz eingebauten Zitate sind einem Gespräch entnommen, das etwa drei Wochen nach der an dieser Stelle besprochenen Liegung stattfand.

mehrfachem Sinne be-dröhnt bzw. ge-dröhnt: Er wird sowohl in klanglichem Sinne beschallt (zuvorderst vom organischen, mütterlichen Geschehen, dann aber auch durch, von der Mutter gefiltert, Stimm- und Geräuschcollagen⁹³) als auch auf hormonelle Weise durchdrungen. Das Sich-auf-Geburtsniveau-Entwickeln findet im Milieu (der) Mutter statt, womit ab ovo eine Nahrung mit deren Ressourcen (dies in sowohl physischer wie seelisch-psychischer Lesart, vgl. ausdifferenzierter in Kap. 3.2.) und ebenso die Auf-Ladung oder Be-Ladung mit deren Ängsten, Fragen und Unsicherheiten vor sich geht. Die Lebenssituation der Mutter spielt damit in all ihren Facetten eine wesentliche Rolle für den ungeborenen Menschen (vgl. Kap. 3.2.).

Zurück zu Heiners Schilderung. Wenn Heiner also an einer früheren Stelle beschreibt, dass ihm scheint, als wäre das, was ihn umgibt, auch das, „woraus“ er ist, das, was ihn nährt und sein Wachstum gewährleistet, so bekommt dies immer genauere Konturen. Eingedenk des mehrwertig und übergegensätzlich gewordenen Raumes stellt es auch keinen Widerspruch dar, dass Heiner sich in einem ihn festlegenden, einengenden Raum (bestimmte Sorgen und angstvolle Gedanken, wie die, ihn weglegen zu wollen, sind ihm greifbar nahe) als „*undeterminiert*“ wahrnimmt, „*so frei ich selbst zu werden*“.

„Auch das, was nicht gemeinhin ‚gut‘ ist, fühlt sich gut an, weil es so echt ist, so pur(.) Ich habe grade keine Angst vor der dunklen – (2) Seite(.) Da darf alles sein, kommen wie es kommt, I am in love with my whole, whole world, an the whole ‚self‘.“ [Zeile 93-43]

Der ihn umhüllende Raum oder die ihn umgebende Substanz bedröhnt ihn zwar, schützt ihn jedoch auch so behutsam, dass die Freiheit noch ungebrochen erlebt wird, das Gefühl der Un-bestimmtheit überwiegt. Im Raum des Nobjekts ist noch keine Wertung da, es gibt noch keine Vergleichsdimension.⁹⁴

Pure Echtheit

So lautet also die Antwort darauf, warum sich Ungeheuerliches und sogar Ungutes so herrlich anspürt: In diesem Zusammenhang scheint der angesprochene Gegenhorizont der dunklen Seite weniger auf eine Zweiwertigkeit hinzuweisen, eher scheint es sich um eine allgegenwärtige Dimension zu handeln, die zur sichtbaren, lebendigen (oder: geborenen) Welt hinzukommt bzw. diese ergänzt. Bei Rilke wird die nicht beschienene

⁹³ Diese Filterung ist, wie Tomatis zeigt, ein höchst subjektiver Prozess, der von der emotionalen Lage der Mutter stark beeinflusst ist. So konnte Tomatis beispielsweise nachweisen (vgl. Tomatis 1990), dass nur die Stimmen jener Väter zum Fötus „durchgelassen“ (und daher später vom Säugling erkannt) werden, zu denen die werdenden Mütter während der Schwangerschaft ein positives Verhältnis haben.

⁹⁴ Zum nobjekthaften Zustand des vorgeburtlichen Raumes vgl. in der Einleitung; für eine Beschreibung des für die frühe Welterfahrung typischen, cross-modalen Zustandes siehe ausführlich bei Vigotsky (1962).

Seite der Welt als das Reich der Toten erfahrbar (vgl. Hertl 2004, Seite 26). Im dritten Teil seiner sphärologischen Erkundungen führt Sloterdijk Gott, von dem es ursprünglich heißen muss „der Tote ist Gott“, mit den (verstorbenen) Ahnen zusammen, die jeder Mensch im Rücken hat oder die vielmehr in jedem Nacken sitzen (vgl. Sloterdijk 2004, S. 443). Auf diese Weise kann die Übermacht erklärt werden, die von jener uns dröhnenden „dunklen Seite“ ausgeht. Es lastet demnach bereits ein mächtiges Gewicht auf unseren Schultern, bevor wir dies noch in irgendeiner Weise (in Worte) fassen oder gar stemmen können. Das Wissen um dieses Gewicht kann *noch* nicht vorhanden sein, wie es für die nahezu dunkle, jedenfalls vom Tageslicht abgeschiedene vorgeburtliche Blase gilt, oder es kann temporär in Vergessenheit geraten, wie es u. a. in Zuständen vorkommen mag, in denen an diesen frühen Ort und Zustand wieder Anschluss gefunden werden kann. (Ob zusätzlich zu diesen beiden Weisen der Weltfremdheit noch eine weitere nach dem eigenen Tod vorhanden sein mag, das ist eine der Fragen, die Immersanten im Abschlusskapitel der vorliegenden Studie beschäftigt.) Nur ein Wesen, das von den harten Wahrheiten der Geborenen weitgehend verschont ist, kann sich und seine Zusammenhänge in wertungsfreier Unbeschriebenheit (im Sinne eines noch unbeschriebenen Blattes) befühlen. Das *pure, echte* Leben ist in diesem Zustand nichts, was nachhaltig Angst machen oder Unbehagen hervorrufen kann (vgl. dazu auf der vorigen Seite): Obwohl die umgebende Substanz bedröhnt, schützt sie gleichzeitig auch und federt die Erschütterungen ab, die durch sie und wiederum durch deren Um-Welt erzeugt werden. Gleichzeitig ist in jedem Moment mit zu beachten, dass der Fötus ebenfalls in einer ureigenen Frequenz dröhnt und auf diese Weise ebenso die ihn umgebende Welt verändert und dehnt, erweitert. Wie Sloterdijk in einem Kapitel mit dem wohlklingenden Namen: „Das fehlgeborene Tier und die Selbstgeburt des Subjekts“ betont, schließt „das Herausfallen aus allem ‚Bekannten‘, ein Sturz ins Unheimliche, ein Sichausgesetztfinden in einer nicht geheuren Lage“ an den fötalen Zustand an, es ist nämlich die physische Geburt des Menschen (Sloterdijk 1989, S. 175). Der vorgeburtliche Raum ist demnach das, was sich „bekannt“ und „heimlich“, „vertraut“ und „frei“ zugleich anfühlen kann – dazu genauer im nächsten Absatz. Wie bereits in der Erzählpassage „Hölle und Liebe“, kommt Heiner an dieser Stelle erneut auf die ambivalenten Seiten (die „nicht gemeinhin ‚gut‘“ sind) zu sprechen, das Wissen um die Schwere der physisch geborenen Subjekte dringt also durch die Membran „Mutter“ zu ihm durch, lässt Heiner schon in diesem frühen Raum aufhorchen. Denn, so auch bei Sloterdijk, ist das Leben im Uterus „vermutlich das einzige Stadium seines Empfangs bei der Welt ..., das wirklich heimlichen, das heißt heimatlichen Charakter besitzt – vorausgesetzt, daß die Ausläufer der feindgetönten Außenwelt nicht auch bis dorthin vordringen“ (vgl. ebda,

Seiten 174 ff.). Dieser Nebensatz scheint einen sehr wesentlichen Aspekt von pränatalen Traumatisierungen abzubilden, zudem scheint sich darin bereits anzudeuten, warum die frühesten *Störungen* (dieses Wort ist hier im eigentlichen Sinne verwendet: die Störungen, die aus dem Außen hereindringen) in den klarsten, den besinnlichsten, den intimsten Momenten wieder auftauchen. Auch wenn die umgebende Geborgenheit so sehr kräftigt, dass *alles, was kommt* wertfrei (an-)genommen werden kann, die Selbstliebe („I am in love with my whole, whole world, and the whole ‚self““) und die Bejahung des heranwachsenden Lebens durch die schützende Mutter das „nicht gemeinhin Gute“ letztlich aufwiegen können, so wird doch jener wahre Kern von Seufzern an die Oberfläche getragen: *„Du, ich sag's dir, in mir is' auch so viel Schmerz, beinahe immer schon!“* – Dieser Satz erreicht (mich) wie eine intime Offenbarung. Beim Transkribieren höre ich ihn mehrfach an und bin jedes einzelne Mal aufs Neue berührt und erschüttert vom Weltschmerz und der Einsamkeit in Heiners Stimmklang. Interessant ist an dieser Stelle auch der Hinweis darauf, dass der Schmerz offenbar doch späteren Ursprungs ist als Heiner selbst. „Beinahe immer schon“: Hier ist die Erinnerung an einen Beginn enthalten, der von Schmerz(en) noch nichts ahnt. Die erste frühe Störung ist der Schmerz der Mutter, der, einer Injektion gleich, den Fötus mit Leid und Sorge „infiziert“. (Wie) Kann an den eigenen Beginn, der noch nichts von Schmerz ahnt, wieder Anschluss gefunden werden? Die gegenwärtige, perfekte Entfaltetheit ist, so Heiner, dadurch möglich, dass die (im Sprung oder der [Selbst]Liebe gehemmte) Potenzialität zugunsten einer Fülle und Erfüllung verlassen werden kann.⁹⁵ Das „Könnte“ wird hier als Unwahrscheinlichkeitsform beschrieben, als Gegenhorizont zum entfalteten Leben. „Wer in der Lösung lebt, der versteht das Problem nicht“, sagt Sloterdijk in einem Gespräch mit Heinrichs (Sloterdijk 2001, S. 159) und meint damit (auch), dass die „Beobachter-Seele“ mit der Schrift entstehen musste. Damit, dass eine Distanzierung stattfindet, geht das Gefühl für das Problem verloren. Heiner beschreibt an dieser Stelle einen zu dieser Weisheit diametral gelagerten Sachverhalt: Zu tief in die Potenzialität (die hier das Problem wäre)

⁹⁵ Ein verwandtes Gefühl, vielleicht in einer noch gesteigerteren Form beschreibt (der frühe) Sloterdijk in der „Kritik der zynischen Vernunft“. Dort wo die Verletzung der Vergangenheit überwunden werden kann, setzt ein zukunfts-gewandter Prozess ein: „Es geht um Erfahrungen, für die ich kein anderes Wort finden kann als das überschwengliche vom gelungenen Leben. In unseren besten Augenblicken, wenn vor lauter Gelingen auch das energischste Tun im Lassen aufgeht und die Rhythmik des Lebendigen spontan uns trägt, kann sich der Mut plötzlich melden wie eine euphorische Klarheit oder ein wunderbar in sich gelassener Ernst. Er weckt in uns die Gegenwart. In ihr steigt die Wachheit mit einem Mal auf die Höhe des Seins. Kühl und hell betritt jeder Augenblick deinen Raum; du bist von seiner Helle, seiner Kühle, seinem Jubel nicht verschieden. Schlechte Erfahrungen weichen zurück vor den neuen Gelegenheiten. Keine Geschichte macht dich alt. Die Lieblosigkeiten von gestern zwingen zu nichts. Im Licht solcher Geistesgegenwart ist der Bann der Wiederholungen gebrochen. Jede bewußte Sekunde tilgt das hoffnungslose Gewesene und wird zur ersten einer Anderen Geschichte (Sloterdijk 1983 S. 953)“

eingetaucht, wird deren Entfaltung nahezu unmöglich. Im Anschluss an Heiners Ausführung könnte der Versuch einer Generalisierung so aussehen: Erst wer idealisierte Bilder davon, was „unbedingte Liebe“ ist (dazu im folgenden Absatz) loslässt, kann in ihr leben. Erst wer an den eigenen Beginn zurückfinden kann, in dem jenes mehrwertig und übergegensätzlich perfekt ist, was *ist*, was also die vorgefundene Situation (der Ist-Zustand), der vorgefundene Raum in der Welt ist, kann *beyond* Schmerzen, Schuldgefühlen und -zuweisungen in der Entfaltung leben. Wer die von Gott und den Ahnen erhaltene Dröhnung absorbieren kann, im Anfangsbild dieser Ausführungen gesprochen, der oder die kann erst be-freit und un-beschwert sein. (Wie Formen solcher Befreiung aussehen können, wird Thema im 5. Kapitel.)

Das Entdecken des Fötus durch die Mutter

Ersatzmäzenatentum an dunklen Orten

„Du, ich sag’s dir, in mir ist auch so viel Schmerz, beinahe immer schon(.) Ahm, du hast das doch auch empfangen, letztes Mal, wie die Mutter und ich gelitten – die Spannungen und all das(.) Auch heute kommt es mir wieder vor, wie Erinnerungen an irgendwelchen dunklen, früheren, entfernten Orten oder Umgebungen, doch es ist schon viel heller als zuletzt(.).“

An dieser Stelle seiner Schilderung spricht Heiner mich, das Mit im Raum während seiner Liegung, direkt an⁹⁶ und fragt suggestiv, ob ich beim vorangegangenen Liegeprozess das Leiden und die Spannungen seiner ersten, intimen Dyade nicht auch empfangen habe. Damit ist die Medialität des Menschen – oder seine membranhafte Beschaffenheit – direkt als Grundlage der Begegnung vorausgesetzt. Die erste gemeinsame Tätigkeit von Menschen in der sozialen Lichtung ist die Erzeugung einer Resonanz zwischen den gemeinsam Lebenden (vgl. Sloterdijk 2001, S. 245). Dass seine eigene schmerzhafteste Geschichte aufhört, nur ihm und seiner Mutter zu gehören, stößt einen Prozess an, den Heiner als heilsam (an-)erkennt. Dass sein Leid jemand anderen erreicht – auch das macht die dunklen Orte heller. Zudem ist es so, dass sich das psychische Auge an das Dunkel adaptiert: umso länger besehen, umso klarer und deutlicher treten die Konturen hervor, umso besser wird der eigene Beginn, das eigene Beginnen erkennbar. Der Gedanke zu geteilter, gemeinsamer Medialität sei an dieser Stelle durch eine dunkle Seite von Mütterlichkeit ergänzt:

„Wir sind so organisiert, daß wir eigentlich nur in Verwöhnungssystemen gedeihen können – und doch ist es eine Grundevidenz, daß Verwöhnungsmittel

⁹⁶ Die hier stattfindende Änderung der Erzählweise wird unter der nächsten Passagenüberschrift genauer betrachtet.

ein knappes Gut sind. Auch Mütterlichkeit ist eine sehr knappe Ressource, sie ist ständig von Überforderung, von Ungeduld, von Mangelerlebnissen bedroht. Sie bewegt sich, auch wo sie wie die Fülle selbst aussieht, ständig an einem Abgrund entlang. Zum Ungesagten der Kulturen gehört, daß fast alle Kindesmorde durch Mütter begangen werden. Daher dieses anthropologisch tief ansetzende Interesse, Erstmäzenate durch Zweitmäzenate zu ersetzen – Mütter durch Ersatzmütter, Personen durch Götter, Maschinen und Solidarsysteme. Man versteht das am ehesten, wenn man sich auf eine radikale religionsphilosophische Hypothese einläßt. Die Hochkulturen gravitieren um ein psychologisches schwarzes Loch: das unwillkommene, das vernachlässigte, das weggeworfene Kind, das überlebt. Es ist der eigentliche Adressat der Erlösungsreligion und deren moderner Nachfolger, der Erlösungs- und Versöhnungsphilosophien samt Therapeutik. Ich würde so weit gehen, zu behaupten, daß das sogenannte Projekt der Moderne in seinem psychodynamischen Teil mit angetrieben wird von dem Bedürfnis, sich von der Knappheit der mütterlichen Ersatzmäzenate zu emanzipieren“ (Sloterdijk 2001, S. 215).

Vom Außen (der Mutter) aus betrachtet, war Heiner ein unwillkommenes Kind, insbesondere bevor er für seine Mutter erkennbar menschlich(e) Gestalt annahm und schließlich geboren, also greifbar, anschaubar und daher auch weglegbar wurde. Wenn Sloterdijk nun in diesem Zusammenhang davon spricht, dass das technische Substituieren von Maternität sei, worum es nun eigentlich in unserer Kultur gehe, es zum Wesen der Soziotechnik gehöre, „mütterliche Leistungen in einem Nichtmutter-Medium nachzuspielen“ (vgl. ebda., S. 214), dann wird die mögliche Wirkweise der AlphaLiege und ihrer Sphäre, deren Beitrag zu einem Heilungsprozess, anschaulich und nachfühlbar. Der Kombination aus Menschen, die sich auf das Leben der eigenen Medialität einlassen (vgl. dazu in der Einleitung) und einem matrifugal angelegten Objekt oder, anders formuliert, der Kombination aus Maschine und Solidarsystem, kann es in guten Szenen gelingen, ein Ersatzmäzenat zu schaffen, das das Erstmäzenat in manchen Fällen in puncto Stabilität zu übertreffen vermag. Ein Ersatzmäzenatentum, das vorangegangene Versäumnisse ausgleichen und entstandene Wunden verbinden kann. Eine Anmerkung vorerst am Rande: Diese Formulierungen lassen erahnen, wie wichtig es ist, den Heilungsprozess über die 23 Minuten des Klangprogrammes hinaus zu begleiten. Wer (wieder) frühkindlich wird, ist besonders schutzbedürftig, das neue mäzenatische System soll nicht retraumatisieren. Das stellt Enden von Liegungen und Verabschiedungen danach, als Übergabeszenarien in eine äußere Welt, vor besondere Herausforderungen – dazu mehr im Kontext des 4. Kapitels.

A. Fragmente einer Störung: Bericht eines Gestörten // Bericht eines Störenden

„Diese unbedingte Liebe, die ich auch drinnen habe, das mag zwar irgendwie im Widerspruch zur vorgefundenen Situation stehen, (4) meinem Stören und zu dem Schmerz, hm wie ich's auch deutlich zuletzt gefühlt *hab'* [*das Wort ,hab' ist beinahe verschluckt*] – *nein*, wie es im Fühlen einfach war, ohne Kompromiss---“

Die Entschlüsselung dieses Erzählfragments, das sich (vor allem aufgrund der Brüchigkeit) nicht ganz nahtlos in die restliche Schilderung einfügt, fällt mir nicht ganz leicht, eine möglichst behutsame Zerlegung in kleinere Sinneinheiten hilft mir dabei. *Heiner hat eine unbedingte Liebe auch drinnen*. Diese Liebe, die nicht begrenzt und nicht an eine Voraussetzung geknüpft, die basal vorhanden ist – warum ist sie *auch* da, worauf weist dieses *auch* hin? Heiner ist von Grund auf mit Liebe ausgestattet, diese Basis ist jedoch derart von Sorge und Schmerz verschüttet, dass die Erinnerung daran noch eine „Ausgrabungsebene“ tiefer liegt. Dass diese tiefe Zone für Heiner auf der AlphaLiege rasch und ungeplant erlebbar wird (und das in dieser Liegung bereits zum zweiten Mal), stellt für ihn eine Überraschung dar⁹⁷. Im Gegensatz dazu waren ihm Erinnerungen an *den* – mit der Mutter geteilten – *Schmerz* zuvor schon zugänglich. Das (auto-)biografische Wissen um die ungewollte Schwangerschaft der Mutter, der eine temporäre Trennung sowie die Erkrankung beider Dyadenpole folgen, begleitet ihn schon seit der Pubertät; dem Fragen stellenden Sohn wurden Antworten gegeben, die ihm halfen, den tief für die Mutter empfundenen Groll auch verstandesmäßig zu erfassen⁹⁸. Die „*vorgefundene Situation*“ bezeichnet hier allem Anschein nach die Lebensumstände der Mutter, in denen eine Schwangerschaft kaum möglich erscheint. Die Situation der Mutter wird allerdings erst durch die Entdeckung der Schwangerschaft zu einer schwierigen, zu einer unwirtlichen.⁹⁹ Das Gefühl des unbeschwerten fötalen Beginnens könnte also ohne Weiteres in Deckung gebracht werden mit der Unbeschwertheit des Milieus „Mutter“, die Chose wird erst mit dem Einbruch der (mit dem Entdeckungsakt einsetzenden) Verzweiflung widersprüchlich. Wieso ist an dieser Erzählstelle also das Verhältnis von Figur und Grund (wieder¹⁰⁰) umgekehrt? Heiner sagt: „*[D]as mag zwar irgendwie im Widerspruch zur vorgefundenen Situation stehen-*“. Dem Verlauf oder der Logik von Heiners

⁹⁷ Die Wiederholbarkeit der Erfahrungsdimension stellt dabei (und dies berichten auch andere Immersanten) beinahe die noch größere Überraschung dar; ausführlicher dazu im 5. Kapitel.

⁹⁸ Diese Worte der Erklärung sind nah an jenen, mit denen Heiner mir diesen Teil seiner Geschichte erzählte.

⁹⁹ Vor der Entdeckung des Fötus sah die Welt der 17-jährigen Frau anders aus, sie sei, ohne an die Folgen zu denken, sehr verliebt gewesen, sagt sie in einem Gespräch (vgl. weiter unten).

¹⁰⁰ „Wieder“ bezieht sich darauf, dass diese Position überwunden schien, vgl. dazu die folgenden Sätze.

Liegeerfahrung folgend, müsste es jedoch heißen: Die Reaktion der Mutter auf die Schwangerschaft steht in krassem Widerspruch oder in starkem Kontrast zu der unbedingten Liebe, die Heiner zuvor als in ihm keimend sowie ihn umgebend wahrnimmt¹⁰¹. Die konkretisierende Ergänzung – „*meinem Stören*“ – die nach einer 4-sekündigen Pause die vorgefundene Situation näher beschreibt, verkehrt das Bild in sein Gegenteil: Die Störung des fötalen Gleichgewichts durch die Mutter wird zur Störung durch das (ungeborene) Kind. Die Verwunderung über das glückliche eigene Beginnen wirkt wie eine Rückkehr in die „unwissende“ Position (die Position des kleinen Jungen, der als Störenfried in die Welt kommt), die mit der Erinnerung an den gemeinsam-intakten Ausgangszustand (in dem die Reaktion der Mutter die erste Störung darstellt) überwunden schien. An diesem Satzteil erscheint mir zudem eine gewisse Änderung des Gestus interessant: Ich habe die Vermutung, dass ich an dieser Stelle beim Versuch zu verstehen ins Stocken gerate, weil mir nicht klar ist, ob es bei der von Heiner thematisierten Ambivalenz um seine eigene Verwunderung geht oder ob sich hier zum zweiten Mal innerhalb weniger Sätze [in Zeile 41 spricht Heiner mich erstmals direkt an, vgl. im vorangegangenen Unterpunkt¹⁰²] dokumentiert, dass Heiner aus dem Zustand der tiefen Versunkenheit in sein Erlebnis allmählich herauskommt und das Mit im Raum wieder stärker mitdenkt, es ihm also auch um eine potenzielle Widersprüchlichkeit für die Zuhörer:in geht. Wie kann es sein, dass gleichzeitig sein Leid und das seiner Mutter (also die Schwierigkeit seiner Ausgangslage in die Welt) medial spürbar und damit „wahr“ ist¹⁰³ wie auch der Umstand, dass er trotzdem mit unbedingter Liebe ausgestattet ist? Bewirkt ein allmähliches Auftauchen aus dem Trance-artigen Zustand der intrauterinen Erlebnisdimension, dass in Heiner die Position des misstrauischen/ wertenden Beobachters wieder besetzt wird? Über einen längeren Zeitraum sprach Heiner mit sehr ruhiger, tiefer Stimme, ganz so als spräche er noch aus jener Welt, von der er berichtet, dabei schien er sich nicht darum zu kümmern, ob seine Schilderung denn nach- oder mitfühlbar wäre. In dieser Erzählpassage (eine Beobachtung, die während der letzten Sätze verstärkt wird) wird seine Stimme lauter und auch andere Aspekte weisen darauf hin, dass die Erzähltiefe nachlässt und die Realität ihn wieder einfängt. So stellt er beispielsweise Vergleiche mit der vorangegangenen Liegung an und beginnt damit, Deutungen für das Gefühlte anzubieten (dazu im nächsten Unterpunkt). Vermutlich steht die Unterscheidung, ob Heiner über die eigene Ambivalenz stolpert oder sich um die Verstehbarkeit der

¹⁰¹ Vgl. dazu die frühen Passagen von Heiners Schilderung.

¹⁰² Dieser Umstand mag auch erklären, warum ich an dieser Stelle vehementer als sonst als auch interpretierendes „Ich“ in Erscheinung trete.

¹⁰³ Dazu in den Ausführungen des vorangegangenen Unterpunkts.

Übergegenwärtigkeit (voll der Liebe und ungeliebt/ unerwünscht zugleich) seiner Ausgangslage in die Welt für jemand anderen sorgt, nicht im Vordergrund. Jedenfalls klingt in meinen Mit-Ohren in dem *Mag-Sein* und dem *Zwar* (ganz zu schweigen von der Selbstbeschreibung als „*Störung*“) eine Rechtfertigung an (auf den ersten Blick) unerwarteter Stelle mit, in mir vervollständigt sich der angefangene Satz zu „*das mag zwar irgendwie im Widerspruch zur vorgefundenen Situation stehen*“, *aber ich habe diese unbedingte Liebe wirklich in mir drinnen!* Es entsteht die Assoziation, dass hier ein Mensch spricht, den das eigene Glück, die eigene ursprüngliche Intaktheit verwundert, mehr noch: der sich dafür entschuldigt, bzw. sich schuldig fühlt. Dieserart ausformuliert erscheint mir die Lage schon nachfühlbarer: Das Gewähr-Werden des eigenen robusten und lebensbejahenden Kerns kann angesichts der Lage, in die das eigene Zur-Welt-Kommen die Mutter und deren Welt bringt, durchaus zu einer ambivalenten Gefühlslage beitragen. Gerade noch eine Ansammlung separierter Zellen, die sich zu einem gemeinsamen, sich ausweitenden Zentrum vereinen, das in der Lage ist, Intaktheit zu empfinden (wie vielleicht nie mehr danach im Leben), und schon ist der Fötus ein entdecktes Ungeheures¹⁰⁴, das für seinen Lebensraum kaum fassbar ist. Das Muttermilieu erschauert. Das in Erscheinungtreten des ungeborenen Heiner löst eine Abwehrreaktion aus, in deren Epizentrum er schwebt und driftet. Die Schilderung von Heiners Mutter Magda, die einige Wochen nach diesem Gespräch selbst eine Liegung hat, gibt Einblicke in das Empfinden des anderen Dyadenpols und somit in die Homöostase der Mutter-Kind-Sphäre (dazu im folgenden Absatz). „*[Im Widerspruch dazu], hm wie ich's auch deutlich zuletzt gefühlt hab – nein, wie es im Fühlen einfach war, ohne Kompromiss-*“ Im letzten Teil des aktuell besehenen Erzählkonstrukts wird die bereits besprochene Ambivalenz zwischen Immersion und Erwachen besonders deutlich. Der erste Ansatz entspricht dabei einem wieder kontrollierten, reflektierenden Bewusstseinszustand, in dem, wie zuvor angesprochen, ein „starkes Subjekt“ auf eine Erfahrung zurückblickt. In der Formulierung des Gefühl(t)-Habens klingt das Wissen um die eigene Subjektivität (à la: so habe ich es zu jenem Zeitpunkt gefühlt, ich stelle es nicht absolut) an; Heiner ist der, dem das Gefühl gehört bzw. zuordenbar ist. Im Weitersprechen findet dahingehend eine Korrektur statt, dass die gespürte Medialität wieder aufgegriffen wird: Es war ohne Kompromiss im (geteilten) Fühlen. Dabei verschwindet auch wieder die rigide Zuordnung, um wessen Fühlen es sich handelt: Heiners, das seiner Mutter, meines ... - dass das Fühlen im Raum ist, ist die eigentlich relevante Information.

¹⁰⁴ Vgl. dazu die Schilderung von Heiners Mutter im nächsten Unterpunkt.

Mütter legen in ihren Kindern „ein Reservoir an übertragbaren ‚inneren Milieus‘ an“ (Sloterdijk 2001, S. 201). Dieser Satz enthält, ebenso wie Heiners Schilderung (besonders jene im vorangegangenen Abschnitt besprochene Passage über den Schmerz, der ihn nicht von Beginn an begleitet), den Hinweis auf einen noch ungedröhnten „Wesenskern“. Auch wenn das Dröhnen der Außenwelt im Uterus bald spürbar wird, so gibt es doch Indizien, die vom Vorhandensein eines (mehr oder minder schmalen) Zeitraums vor der ersten Störung bzw. vor dem Anlegen eines Milieu-Reservoirs zeugen. Wie das genauere Hinsehen deutlich macht, kommt die Ambivalenz in Heiners Beschreibung auch daher, dass für ein knappes Möglichkeitenfenster zwei Welten ko-existieren, die sich an ihre Verbundenheit erst gewöhnen (müssen). Ein robuster Kern keimt vorerst unbemerkt in einer Umgebung, die, sobald das Keimen und Heranwachsen bemerkt wird, ängstlich und sorgenvoll wird. Vielleicht ist der geschützte, weil unbemerkte Anfang sogar eine Annäherung an das Mysterium, wieso die Dröhnung durch die Mutter zeitverzögert einsetzt? Sobald die werdende Mutter direkt oder indirekt¹⁰⁵ mit ihrer „Frucht“ zu kommunizieren, sie also zu bedröhnen beginnt, pflanzt sie Milieus in den Nährboden „Fötus“. Jedes Gefühl aus dem noch nicht mit Angst und Verunsicherung bedröhnten Raum (das auf der Liege empfangen werden kann) könnte helfen, im aktuellen Leben an eine (angst-)freie Lebensweise wieder anzuschließen.

B. Fragmente einer Störung: Bericht einer Gestörten // Bericht einer Störenden

Die Unentdecktheit des einwohnenden Wesens, jenes eingelagerten, expandierenden Paralleluniversums, ist also vorerst dessen Schutz.¹⁰⁶ Eine der Leitlinien der vorliegenden Arbeit stellt das Aktiviertwerden von Ängsten oder Dröhnungen in Ausnahmezuständen dar, wozu sowohl das Entdecken einer Schwangerschaft gehören kann wie auch der Tod eines geliebten Menschen, das Gewahrwerden der eigenen Sterblichkeit oder ein erschütterndes Ereignis, in dessen Folge ein Trauma entsteht (vgl. dazu im jeweiligen Kapitel, siehe Einleitung und Inhaltsangabe). Da im Falle einer Schwangerschaft die Dröhnung der Mutter zur Dröhnung des Kindes werden oder beitragen kann – ein schwer zu unterbrechender *Circulus vitiosus* – geht es bei Heiners Ängsten auch um die Ängste seiner Mutter (und *vice versa*). Aus diesem

¹⁰⁵ Als indirekte Kommunikation ist hier die Reaktion der Mutter zu verstehen, die sich auf das neue Leben bezieht, ohne es jedoch direkt zu „meinen“, anzusprechen (Sloterdijk berichtet in seinem Werk „Blasen“ davon, dass im Idealfall werdende Mütter auch sehr direkt mit dem einwohnenden Fötus sprechen, vgl. ebendort).

¹⁰⁶ Die Option einer Schwangerschaft bringt sowohl die werdende (oder potenzielle) Mutter wie auch das gesamte, für sie relevante Umfeld zum Reagieren. Es kann für die schwangere Frau daraus ein Ausnahmezustand resultieren, der Ängste aktiviert. Dies wird in der hier skizzierten Geschichte Magdas besonders deutlich.

Grund ist es ein besonderes (forscherisches) Glück, auch die Schilderung von Heiners Mutter Magda in die vorliegende Arbeit einbeziehen zu können.¹⁰⁷ Die Vorbereitung des Sohnes darauf, dass, seine Pränatalität für ihn auf dieser Klanliege zum Thema wurde, ist in Magdas Schilderung deutlich spürbar; ich gebe hier jene Stelle in verdichteter Form wieder, die sich auf ihre Schwangerschaft (mit Heiner) bezieht. Magda hat zuvor ein Klangprogramm gehört und liegt während des Sprechens noch auf der Liege:

Magda: „Die Schwangerschaft mit dir [zu Heiner] war halt sehr einschneidend [...] obwohl ich im Endeffekt und ... vor allem in den letzten Jahrzehnten dein Leben als das Beste in dem meinen sehe (...) muss man schon dazu sagen, dass der Tag für mich (2) der Beginn von einer langen, höllischen Zeit war, da wurde es immer komplizierter und ich wusste nicht weiter *[an dieser Stelle gerät der flüssige Erzählfluss ins Stocken; Magda wirkt aufgewühlt, legt die Stirn in Falten, die zuvor sehr deutliche Sprache ist über mehrere Minuten schwer verstehbar und sehr leise]* (...) nicht vorgesehen (...) da war ich plötzlich ganz alleine (...) keiner hat mich mehr unterstützt, ich [war] (...) kein Kind mehr! Es würde nie mehr wieder so sein wie früher, Mutter ist für immer, keiner steht dir da bei. Nicht Franz [der Kindesvater, Anm. R. S.], irgendein Mensch um mich, *[Seufzen]* schon gar nicht Gott, keiner bei mir(.) Das Kind ist schuld! –(3) *[Seufzen]* Ja, so habe ich es erlebt *[nachdenklich]*(.) Das war ein wirkliches Zusammenbrechen. Da war etwas völlig Neues in mir, eine Unsicherheit, ein Schmerz – hach- auch, ja- *[ab hier klingt Magdas Stimme wieder kräftig; sie sieht ihrem Sohn und mir klar in die Augen, ihre Augen sind angstfrei, sie legt Heiner kurz die Hand auf den Arm]* umfassend würde ich sagen: Zum ersten Mal hat mich was total überstiegen. Das übersteigt, was ich mir vorstellen kann! Ich bin 18, ich kenne mich nicht einmal selbst – und und plötzlich ist da ein Teil, ein Etwas, das ich gar nicht einschätzen kann. Hach, hätte ich damals doch schon etwas mehr Vertrauen gehabt---*[Magdas nachdenklicher Blick geht in Lachen über; sie macht eine wegweisende Armbewegung und zuckt mit den Schultern, Heiner und ich müssen auch lachen. 20 Sekunden Pause bis zum nächsten Wort.]* Hier das Gefühl *[deutet auf ihren Bauch]*, und in mich, eigene Selbstkraft, aber, ja auch die Welt – (2) das hat sich erst einstellen müssen(.)“

Auch für Magda geschieht überraschend eine Begegnung mit dem Ungeheuren; sie entdeckt etwas Fremdes (Ungeheures) in sich, wird es gebären und hat doch gleichzeitig wenig Zugehörigkeitsgefühl oder gar Hervorbringungsstolz. Interessant und auffällig ist hierbei, dass Magda für diese Situation, die die beiden an bzw. in unterschiedlichen Polen erlebt haben und *erleben*, dieselbe Metapher wie Heiner verwendet: *Es war die Hölle!* Magda sagt: „[D]a war ich plötzlich ganz alleine.“ – Dieser

¹⁰⁷ Heiners Mutter Magda kam von sich aus auf die „uterale Kraft, ähm -Welt“ der AlphaLiege zu sprechen, in einem Gespräch mit Heiner und mir antwortet sie auf seine Bemerkung *[Heiner: „ich hab’ an meinen Anfang gedacht, hab das gespürt, wie alles begann, also, wie du sagst Uterus - aahm, wie ich im Uterus begann“]* mit jener im Fließtext wiedergegebenen Schilderung. Heiner sagt mir vor der Liegung seiner Mutter, dass er sie unbedingt auch auf die Liege holen wolle, da „die andere Seite“ ihn interessiere.

Satz zieht dadurch Aufmerksamkeit auf sich, dass er bei genauerer Betrachtung so frappant unpassend ist: Just in den Momenten, in denen Magda realisiert, dass sie (in ihrem Körper) nicht mehr alleine ist und dies auf gewisse Weise auch in ihrem weiteren Leben nicht mehr sein wird („*nie mehr wieder*“ würde es „*so sein wie früher*“; „*Mutter ist für immer, keiner steht dir da bei*“), spürt sie eine ungekannte Einsamkeit. – *Sic!* Es ist eine merkwürdige Welt, in der einer werdenden Mutter Gedanken in den Sinn kommen, die auf diese bedrückende Weise übergegensätzlich sind: Vereinsamung durch Beherbergung. Auch andere Immersantinnen schildern, dass ungeborene Subjekte das mütterliche Empfinden auf Weisen beschwingen, die „*Angst einflößend*“, „*ambivalent*“ oder „*schwerend*“ sein können (dazu ausführlicher im weiteren Verlauf der Studie, im besonderen in der Darstellung von Judith). Dadurch, dass zu Heiners Perspektive die seiner Mutter hinzukommt, wird sein fötales Wachsen und Leiden besser verstehbar. Einem Uterus einzuwohnen, dessen „Besitzerin“ sich als einsam Kämpfende empfindet – das passt so gar nicht zu jenem Bild der werdenden Mutter, das Sloterdijk zeichnet: eine sensibel-starke Beherbergerin, die mit dem in ihr wachsenden Leben in ständigem, liebevollem Kontakt steht (vgl. vor allem Sloterdijk 1998, gesamtes Buch). Heiner versprachlicht das Gefühl, vom Milieu nicht differenzierbar, nicht unterscheidbar zu sein (vgl. zu Beginn dieser Interpretation bzw. Liegungs-Aufbereitung). Was nach sphärischer Geborgenheit (*sensu* Sloterdijk) in ihrer Urform klingt, kann Heiner nicht davor schützen, dass sein Milieu, die Mutter, ihn als eingedrungenen Fremdkörper, ja, als Feind erlebt, der die „einschneidende“ Veränderung in ihrem Leben bewirkt. „Das Kind ist schuld! –(3) Ja, so habe ich es erlebt.“ Das ungeborene Leben wird von der Mutter instinktiv als der/das Schuldige an dem ihr bevorstehenden Chaos erkannt; nicht sie selbst, nicht der Kindesvater, nicht das familiäre Umfeld, das in weiterer Folge so wenig beratend und stützend agieren wird, kein fehlgeschlagenes Mittel der Schwangerschaftsverhütung, nicht die Gesellschaft und schon gar kein Gott. Sie empfindet es, als wäre „keiner mit ihr“, als wäre sie von allen alleine gelassen. Die nachgestellte Beobachtung, dass sie es so *erlebt* hat, mildert den vorangegangenen Ausruf kaum ab, denn hier klingt zwar an, dass sie die Subjektivität von Empfindungen mittlerweile anerkennt, diese Einsicht ändert allerdings nicht das Geringste an ihrem damaligen Empfinden und den darauf aufgebauten, Lebensentscheidungen. Magdas aktuelles Wissen darum, dass „das Kind“ nicht schuld ist, sondern „das Beste“ in ihrem Leben, also ihre Fähigkeit zu einem Denken jenseits von Schuldzuweisungen und planbarem Leben („nicht vorgesehen“), ist ein Prozessresultat von 45 Lebensjahren (so alt ist „das Kind“, wenn mensch die „Tragzeit“ zu den gezählten Lebensjahren hinzu zählt). Nicht nur bei Magda haben sich das Vertrauen in die Kraft, sich selbst tragen zu können („eigene Selbstkraft“) und das in die Welt, die sie umgibt, erst „einstellen

müssen“, auch Heiner ist mit genau jenem (mütterlichen) Thema (noch) intensiv beschäftigt.

Noch eine Überlegung zu Magdas Begegnung mit dem Ungeheuren und dessen Äquivalenz oder Weiterführung bei ihrem Sohn: Bei Heiner findet sich der Gedanke, dass ihm das Ungeheure (das nicht ganz Koschere) dadurch ertragbar wird, dass er *endlich einen Raum hat, in dem er sich spüren kann, in dem er ganz ohne Intention hinspüren, ganz da sein kann* (vgl. im Unterkapitel „Ungeheuer“). Er hat Raum und Ruhe, um zu *wachsen*, zu *gedeihen*, zu *reifen*, sich *auszudehnen*. Konträr dazu herrscht bei Magda gerade nicht Intensionsfreiheit, sondern ein vielstimmiger Imperativ, der dennoch nicht „scharf“, nicht konkret wird, sondern sich aus Negation, Bestrafung, Ausgrenzung zusammensetzt. Die werdende Mutter erlebt maximalen Druck, ohne zu wissen, was von ihr verlangt wird. Sie ist (mit und in ihrer Schwangerschaft) in einer höllischen, einer antisphärischen Situation, in einer Ausdehnungskrise. Bei Sloterdijk heißt es an einer frühen Stelle, dass depressiv wird, wer die Last der Welt auf seinen Schultern trägt, ohne zu wissen, wozu (vgl. Sloterdijk 1993 bzw. im Kapitel 4. der vorliegenden Studie). Im Rahmen seines Sphären-Projekts ergänzt er in einem Exkurs zur Depression, dass in jenem Zustand die Sphärenpole derart zusammengezogen sind, dass keine Sphärenspannkraft mehr vorhanden ist; die/der Depressive befindet sich auf engstem Raum und hat keinen Horizont im Blickfeld, keine Zukunftsperspektive (vgl. Sloterdijk 1999, im Besonderen S. 612 ff.). Magda ist schwanger, das hätte nicht geschehen dürfen. (Weiter geht die Analyse der Lage nicht.) In den sechs auf die Entdeckung des Fötus folgenden Monaten in der Hölle kann sie nicht zu einer befriedigenden Aussicht gelangen, es fehlt ihr (ebenso wie ihrem Sohn später) an genügend Raum für ein intentionsloses Entfalten an Optionen und Perspektiven für ihre Zukunft. Erst im Monat vor der Geburt wird ihr deutlich gesagt¹⁰⁸, was Magdas Eltern schon längere Zeit entschieden haben müssen: Magda soll „das Kind“ zur Adoption freigeben. Auch dies ist jedoch kein Befreiung bringender Gedanke für die in diese Entscheidung nicht eingebundene Magda. Hier könnte sich eine Äquivalenz in Heiners Erleben andeuten, dessen Stimmungen, Empfindungen gegen Ende des Klangprogramms zunehmend dunkler getönt erscheinen. Dieses Motiv wiederholt sich im Übrigen bei mehreren seiner Liegungen, bei einer späteren Session erklärt er gegen Ende: *„Am Ende ist da immer eine Ungewissheit, eine Trauer – ich weiß nicht recht, wohin es geht – und daher will ich nicht, dass es aufhört.“* „Zum ersten Mal hat mich was total überstiegen“, sagt Magda. Das Ungeheure in Heiners frühestem Leben ist noch nicht mit der Frage nach der „Berechtigung“ konfrontiert. Er

¹⁰⁸ Dieses Wissen beziehe ich aus Gesprächen mit Heiner.

ist. Dieser Umstand ist ungeheuer, doch in dieser Welt ist noch nichts verboten, die Ausdehnungskrise oder das Ausdehnungsverbot, wie es in diesem Kontext präziser heißen muss, befällt ihn auf subtilere Weise, denn er wächst den Wänden des Ungeheuren entgegen. Magda wird jedoch von dem in ihr heranwachsenden Wesen (jetzt schon) überstiegen, überragt. Was da heranwächst, das ragt über sie hinaus. Ihre Sphäre hat den Zustand der geringsten Weite erreicht, da ist es klar, dass alles, was wächst, daraus hervorquellen und sie übersteigen muss (metaphorisch gesprochen).

Der abschließende Satz dieser Transkriptstelle macht deutlich, worum es in der ausgewählten Gesprächspassage geht: Eine Mutter bittet ihren Sohn um Verständnis für den Mangel an seelischer Weite in früheren Tagen. Dass sie damit zum exakt richtigen Zeitpunkt ankommt, ist kein Zufall, Heiner hat sie – vgl. oben – eingeladen. Der „Heilsprozess“ ist schon in Gang gesetzt (vgl. auf der folgenden Seite) – und da ist es sphärisch gedacht, wenn die Mutter nicht nur medial, sondern auch physisch anwesend sein „darf“/ hinzugeholt wird. Was schon lange rumort, wird endlich explizit. Damit, dass die Mutter das seelische Niveau des Sohnes halten kann und nicht in Entschuldigungen stecken bleibt, sondern Zusammenhänge erklärt und Gefühle erlebbar macht, schenkt sie ihm die erhoffte Ergänzung seiner Perspektive. Das Bild wird rund, die Dyade lacht (das Mit¹⁰⁹ ebenfalls), die Sphäre heilt.

Weiter nah an Heiners Schilderung:

Ein Heilprozess

„[Tiefes Durchatmen] Dass das ein Heilprozess war(?) Ist(?) Dass das Spüren, Beschäftigen es schon besser macht(?) (12) [Heiner wirkt gedankenverloren] Ändert es was am Grundlegenden, daran hm – (15) R: *Daran wie du aufgestellt, ahm eingelassen bist, mal ursprünglich in die Welt(?) Meinst du das(?)* H: Exakt(.) (2) Kann das sein(?)“ [Zeile: 56 – 61]

Mit dem Aufklaren seiner frühen Erinnerungen wird Heiner die *ab ovo* vorhandene unbedingte Liebe erfahrbarer, die von der Dröhnung durch die Mutter überlagert gewesen war. Ist das zweite(!) innere Milieu (bzw. Milieu-Reservoir – vgl. im vorangegangenen Abschnitt, es geht diesem ja bereits ein anderes voraus) getrübt und unsicher, so sind alle folgenden Übertragungsversuche von diesen frühesten Unsicherheiten und Ängsten geprägt, die ungesunden Beziehungsstrukturen, die ab dem Beginn der Kommunikation mit und der Bedröhnung durch die Mutter angelegt werden, werden so lange auf alle weiteren Beziehungen übertragen, bis der Kreislauf gestoppt werden kann. Wie kann aus diesem Kreislauf ausgestiegen werden, ändert es bereits etwas „am Grundlegenden“, wenn man sich auf das *Spüren* des initialen

¹⁰⁹ Das Mit, das für die potenzielle Erweiterung der „Zwei“ stehen kann, für die gelungene Ausweitung oder Übertragung der ersten Intimität auf andere Mitspieler des Lebens (dies in Anlehnung an Sloterdijk 1998, vgl. in der Einleitung der vorliegenden Studie).

Schocks, das *Beschäftigen* mit dem eigenen, im Dunklen liegenden Beginnen einlässt? Das sind die Fragen, die sich Heiner stellt, und diese Fragen sind formulierte Hoffnungen zugleich. Dass ein Heilungsprozess begonnen hat, ist wohl auch deshalb schwierig zu (selbst-)attestieren, da Prozesse der Heilung tiefer Traumata zumeist mit großen Erschütterungen und Konfrontationen einhergehen (vgl. dazu auch Levine 2010). Unter diesem Gesichtspunkt ist es also naheliegend, dass Heiner tatsächlich in einen Heilungsprozess kommen konnte; die erste(n) Phase(n) des Heil-Werdens ist/sind mit auftauchendem Leid und mit ambivalenten Gefühlen verbunden. Dass es mit dem Wiederholen (der Liegeerfahrung) und intensiven Beschäftigen „*viel heller*“ wird, wie Heiner beschreibt, spricht dafür, dass sich an Heiners Gefühl des In-die-Welt-Eingelassen-Seins etwas grundlegend ändert. Bei dem an früherer Stelle dieses Kapitels angeführten Sloterdijk-Zitat wird klar, dass es auf die Betonung ankommen muss: „Was auf solche Weise innen liegt, überzeugt sich spontan von dem Vorteil, zu sein, wo es ist, da es vom Umleben in seinem Eigenleben bestätigt wird“ (Sloterdijk 1999, S. 210). Was oder wer vom Umleben eben nicht bestätigt, sondern in Frage gestellt wird, kann kein (restlos) gesundes Eigenleben entwickeln. Die Weise des Innen-Liegens kann sich während einer Schwangerschaft ändern, kann sich ins absolute Gegenteil verkehren, von ozeanischer Weite zu höllischer Enge.

(Dies gilt, nebenbei bemerkt, wohl nicht ausschließlich für Heiner. Da die Hochschwangerschaft wohl zumeist mit einem zunehmenden Gefühl der Verengung des Raumes einher geht, muss die ozeanische Weite, von der als basalem Lebensgefühl bereits Freud spricht¹¹⁰ (vgl. Freud 1930, Kapitel 1), (vielleicht individuell) wiederentdeckt werden.)

3.2. DRÖHNUNG – Einführung eines grundlegenden Begriffes.

„Frühe Dröhnung“ – diese Wortkombination mutet beim ersten Lesen merkwürdig (und unwissenschaftlich an. Genauer und unter Einbezug von tiefenmusikologischen Aspekten betrachtet, kann jedoch kaum ein anderer Begriff besser beschreiben, was dem Fötus im Mutterleib passiert. Wie bereits Sloterdijk und vor ihm Tomatis beschreiben, ist das junge menschliche Leben im Besonderen durch zwei Klangqualitäten geprägt: durch die Stimme und den Herzschlag der Mutter (vgl. ausführlich in: Tomatis, 1999, sowie Sloterdijk 1993). Was das ungeborene Kind hört, ist zutiefst von der Wahrnehmung der Mutter durchdrungen, Angst und Freude erreichen es mit dem Herzrhythmus und im Stimmklang. Hinzu kommen zahllose

¹¹⁰ Und dies interessanterweise lange bevor Tiefseeforscher Hans Hass beginnt, in die ozeanischen Weiten vorzudringen. Eine Metapher also, deren Botschaft sich mit der Zeit erweist. Dass der Ozean immer auch für etwas kaum je ganz Erforschbares und etwas Ängstigendes (Haie, Unwetter, Ölpest) steht, macht die Verwendung der Metapher zweischneidig. Im aktuellen Zusammenhang ist die Konnotation jedenfalls eine positive.

weitere Töne, die entweder von der Mutter erzeugt werden (wie etwa Verdauungsgeräusche, vgl. dazu Tomatis 1987 und 1990) oder durch sie wie durch einen Filter das Ungeborene erreichen (sei es die Stimme des Kindesvaters¹¹¹, Baustellenlärm oder Mozarts Musik). Das Kind wird also in doppeltem Sinne bedröhnt bzw. gedröhnt: Es wird sowohl in klanglichem Sinne beschallt wie es auch im Milieu (der) Mutter heranwächst und damit *ab ovo* von und mit deren Ängsten, Fragen, Unsicherheiten genährt und „aufgeladen“ wird. Die aktuelle Lebenssituation der Mutter spielt damit in all ihren Facetten eine wesentliche Rolle für das Ungeborene. Dass das Wording „frühe Dröhnung“ auch die Assoziation zu bewusstseinsbeeinflussenden Substanzen entstehen lassen kann, ist – nebenbei bemerkt – durchaus beabsichtigt, denn auch der Hormonhaushalt des Fötus ist kein unabhängiger¹¹².

Böhme erinnert an die Schriften des namensverwandten Mystikers Jakob Böhme (1575 – 1624) und beginnt dessen Theorie der Körper, die als Resonanzräume stimmbar wie Instrumente sind, für zwischenmenschliche Kommunikationsprozesse anschlussfähig zu machen (vgl. Böhme 2003, S. 261). Diesen Gedanken aufnehmend ist der Fötus also ein Instrument im Instrument: Eine Stimmung findet reagierend auf das umgebenden Klangspektrum statt. Die Dröhnung (im tonalen Sinne) geschieht dabei nicht auf direktem Wege – zum Beispiel dergestalt, dass eine depressive Schwangere auch ein depressives Kind bekommen muss, vielmehr ist es ein reagierendes „Stimmen“: Wie sich bei Heiner zeigt, führt die Existenzangst der Mutter zu einer Verunsicherung des Kindes, die dabei jedoch kein direktes Abbild, sondern auch eine Reaktion auf ihre Situation darstellt (vgl. dazu den letzten Absatz dieses Unterpunktes).

Während ich diese Studie verfasse, wird mir unverhofft durch epigenetische sowie psychodynamische und psychoanalytische Forschung der Rücken gestärkt. Epigenetik ist ein verhältnismäßig junger Strang in der Forschung über die genetische Weitergabe von Information, auch eine nur kurze Einführung in dieses umfassende Gebiet würde den Rahmen dieser Studie (noch mehr) überspannen, eine facettenreiche Einführung findet bei Vanessa Lux und Jörg Thomas Richter in „Kulturen der Epigenetik. Vererbt, codiert, übertragen“ (Herausgeberwerk 2014) statt. Die Wandelbarkeit der DNA und

¹¹¹ Tomatis schildert eindrucksvoll, dass die Mutter dadurch, wie sie emotional zum Kindesvater steht, seine Stimme zum Kind „durchlassen“ oder dies be- oder verhindern bzw. „verzerrern“ kann. Die Vermittlung (der Stimme) des Vaters durch die Mutter beschreibt Tomatis bereits 1987. Die Wirkung des Vaters auf den Fötus vermittelt sich in der Veränderung der Mutter, die sein Hinzukommen bewirkt. Je nach der Beziehung des biologischen Elternpaares (eine Ausweitung auf weitere potenzielle Bezugspersonen findet bei Tomatis noch nicht statt) lässt die Mutter die Stimme des Vaters zum Fötus frei durch oder unterwirft sie dämmenden Prozessen (vgl. ausführlich Tomatis 1987 + Tomatis 1990).

¹¹² Eine Einführung in die Endokrinologie der Schwangerschaft geben Leidenberger et al. 2009; vgl. auch Kap. 4. der vorliegenden Studie.

was diese mit dem Dröhnungsbegriff zu tun haben kann, tritt bereits zu Beginn dieses Buches hervor:

„DNA existiert nicht isoliert. Sie ist mit einer Vielzahl von molekularen Mechanismen verbunden, die sie in Form halten, vervielfältigen und gegebenenfalls reparieren. Sie sorgen etwa dafür, dass Hautzellen und Nervenzellen einer Person, obwohl sie die gleiche DNA enthalten, unterschiedlich aussehen und funktionieren. Das sich derzeit formierende Forschungsfeld der Epigenetik untersucht, wie diese Mechanismen Gen-Aktivität regulieren und sich im Phänotyp niederschlagen. Es umfasst einen Bereich ‚von der Zelle über den Embryo und den einzelnen Organismus bis hin zu Generationen‘ (Weigel, 2010: 116). Eine Reihe biomedizinischer Forschungsfelder, darunter Stammzell- und Krebsforschung, Reproduktionsmedizin, Human- und Entwicklungs-genetik, Evolutionsbiologie, Ernährungsepidemiologie und sogar Psychiatrie, erhofft sich von der genaueren Kenntnis dieser epigenetischen Mechanismen wesentliche Durchbrüche. Speziell in den Blick genommen werden dabei Methylgruppen, die sich an der DNA anlagern, die Bindungseigenschaften von Histonen, um die die DNA im Zellkern gelagert ist, und im Zellplasma schwimmende Mikro-RNA. Einige dieser Mechanismen sind relativ stabil, andere verändern sich über die Lebensspanne eines Organismus. Die anfangs nur geringen Unterschiede in den DNA-Methylierungsmustern einiiger Zwillinge nehmen beispielsweise mit dem Alter zu (Fraga et al. 2005) “ (Lux et al. 2014, xiii, Einleitung).

Im nächsten Absatz heißt es:

„Erste Studien weisen darauf hin, dass einige dieser Mechanismen durch die Umwelt, insbesondere durch Ernährung und Stress beeinflusst werden, mit Folgen, die in späteren Generationen nachweisbar sind“ (vgl. ebda.).

Von besonderem Interesse innerhalb der von Lux und Richter zusammengetragenen Forschungseinsichten sind für meine Belange die Kapitel „Transgenerationale Weitergabe von Trauma und Depression“ (Marianne Leuzinger-Bohleber und Tamara Fischmann, in Lux und Richter 2015, S. 69 ff.) sowie „Erbtes Trauma“, (Lux, in Lux und Richter 2014, S. 89 ff.). Leuzinger-Bohleber und Fischmann führen Psychoanalyse und epigenetische Überlegungen zusammen, um aufzuzeigen, wie es kommt, dass das Kind als „Verlängerung der Mutter“ oder auch als „ihr Selbstobjekt, durch eine psychische Nabelschnur auf Leben und Tod mit ihr verbunden“ ist (Leuzinger-Bohleber und Fischmann, in Lux et al. 2014, S. 82). Diese beiden Kapitel liefern erste Impulse für die Einsicht, dass Psychotraumata und Depressionen auch zu unseren Erbinformationen gehören. Trotz der zunächst anders klingenden Implikation der Kapitelüberschriften geht von dieser Forschung die Botschaft *der Wandelbarkeit der Information*, die uns in dieses Leben mitgegeben – quasi in die Wiege gelegt – wurde, aus. Epigenetisch-psychoanalytische Ansätze geben uns einen Schlüssel in die Hand, ja im Grunde einen ganzen Schlüsselbund, mit dem wir uns selbst ermöglichen können, angelegte Informationen, die epigenetisch blockiert (oder zugehörnt von

mütterlichen Ängsten et al.) wurden, die jedoch zu unsere Entfaltung positiv beitragen können, doch noch zu ent-sperren.

Meine spezifische Frage – was die mütterliche Situation in der Schwangerschaft konkret mit dem Fötus macht – wird in einer Langzeitstudie über Frauen, die während „9/11“ schwanger waren und Traumatisierungen erlitten, aufgegriffen (vgl. Sarapas et al. 2011¹¹³).

Dieser kurze Verweis auf das weite und zunehmend weiter werdende Gebiet der Epigenetik soll an dieser Stelle genügen. Wichtig ist für mich nach diesem Hinweis auch wieder eine gewisse Abgrenzung. Die pränatale Dröhnung sehe ich nicht als Prozess, in dem eine Information wie eine 1: 1-Prägung weitergereicht wird, vielmehr ist es ein re-agierendes Stimmen (vgl. oben bei Böhme): Die Gesamtlage der Mutter, all ihre oben beschriebenen Prozesse, seien sie nun biochemischer oder seelischer Natur, bewirken, dass der Fötus aufnimmt, aber auch reagiert. Ein feines Zusammenspiel aus übernehmenden und immunisierenden Faktoren schädigt und schützt das ungeborene Wesen gleichzeitig. Es ist robust genug, die vitalen Bestätigungen aufnehmen zu können, jedoch auch so vulnerabel, um von starkem, anhaltendem Stress und herausragend traumatisierenden Ereignissen bis in die Zellkerne beeinflusst zu sein. Konkret kann dies bedeuten, dass eine verneinende, ablehnende Be-Dröhnung (eine verunsicherte, angstvolle oder ablehnende Schwangere, die dieses Kind „nicht brauchen kann“, vgl. die Schilderungen des 4. Kapitels) für eine gelähmte, depressive Stimmungslage die Grundlage legen kann/gelegt haben kann. Die fehlende Bejahung wird in eine Hemmung umgewandelt, nicht in die Welt kommen zu wollen, die sich in einem latenten Raumnahme-Problem festsetzen kann (vgl. im Fließtext).

Eine Nachschärfung und Weiterentwicklung des Begriffs der pränatalen Dröhnung findet bis zur letzten Seite der vorliegenden Studie sukzessive und an den Schilderungen von Immersantinnen und Immersanten orientiert statt.

¹¹³Vgl. dazu die Studie: <http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC3825240/pdf/DM30-02-328054.pdf>

Ebenfalls interessant in diesem Kontext: <http://press.endocrine.org/doi/full/10.1210/jc.2005-0550> ; vgl. dazu auch eine Studie mit ähnlicher Thematik: <http://www.jneurosci.org/content/31/33/11748.abstract> (Alle Daten im November 2015 online abgerufen).

3.3. INNENWELT MARIE

3.3.1 Vorüberlegungen zu Maries Schilderung: Das Drama des ersten Überlebens oder der Verlust eines Zwillings im Uterus

Wovon ist nun also die erste Welterfahrung, jenes Erleben im Uterus, das (Un-)Gegenstand dieses Kapitels ist, geprägt? Jedenfalls vom Herzschlag der Mutter und von ihrer Auseinandersetzung mit dem, was ihre Mit-Welt ist. Der Fetus wird mit Nahrung, Nährstoffen und ersten (Res-)Sentiments gefüttert. Als vorgeburtliches Mit postuliert Sloterdijk die Plazenta (vgl. Sloterdijk 1998), doch von ihr abgesehen kann es noch weitere (organische) Systeme geben, die dem Fetus vorgeburtlich vorschweben und die dennoch nicht mit dem mütterlichen Milieu verwechselbar sind. Durch eine (und mit einer) Immersantin kam ein Thema zu mir, dem (noch) nicht viel (wissenschaftliche) Aufmerksamkeit geschenkt wird; seither begleitet es mich auf eindringliche/ eindrückliche Weise, taucht unvermutet in weiteren Gesprächen und Kontakten auf und scheint auch über die von ihm betroffenen Verhältnisse hinaus zu einer Erhellung der vorgeburtlichen Räume zu führen. Die Rede ist davon, dass ein mehr oder minder großer Anteil der Menschen im Uterus eine gewisse Zeit lang einen oder mehrere zum Verwechseln ähnliche/n ‚Raumteiler‘ hatte; d. h. von ursprünglich mehrfach befruchteten oder von mehreren befruchteten Eizellen (je nachdem, ob es sich um potenziell eineiige oder zweieiige Zwillinge handelt), geht öfters nur ein allein-geborener Zwilling aus dem vorgeburtlichen Raum hervor. Dazu, wie hoch dieser Anteil genau ist, liegen sehr unterschiedliche Zahlen vor, die Gründe hierfür liegen in der Flüchtigkeit des Forschungs-(N)Objekts (vgl. weiter unten). Je tiefer ich versuche in dieses Thema vorzudringen, umso mehr verstärkt sich mein Eindruck, auf eine höchst ambivalent besetzte Problematik gestoßen zu sein, die bislang in ihren Auswirkungen auf die Überlebenden von wissenschaftlicher Seite kaum beachtet und nur sehr vereinzelt von Psychotherapeuten, zumeist solchen mit systemischer Orientierung, aufgegriffen wird ¹¹⁴.

Anmerkung: Da mir bereits in einer ersten Phase der Sichtung der Immersanten-Erlebnisse drei Schilderungen (von etwa 170) auffielen, habe ich in dieser Anfangsphase einige Informationen zu diesem Thema zusammengetragen und hatte ursprünglich vor, der Verdichtung dieser Thematik das aktuelle Unterkapitel zu widmen. Meine sehr wortgenaue Interpretationsweise hat schließlich dazu geführt, dass ich

¹¹⁴ An dieser Stelle noch der knappe Hinweis darauf, dass sich im Internet mittlerweile mehrere therapeutische, semitherapeutische und/oder (etwas) dubios anmutende Praktiken angepriesen finden, die beim Ermitteln der eigenen zwillingshaften Abstammung helfen wollen: Das Spektrum reicht von Familien(auf)stellungen mit unterschiedlich theoretisch fundiertem Background über Aura-Analyse und Ahnenbefragung hin zu unterschiedlichsten Fragebogen-Formaten. Dass all diese Ideen und Theorien auf dem Wunsch basieren, den Quellen für die eigenen schwer zugänglichen seelischen Verletzungen näher zu kommen, darauf wird im Verlauf näher eingegangen.

mich doch in der Hauptsache einer Geschichte, nämlich der von Marie, widme. (Ihrer Geschichte mit pränataler Anmutung stelle ich in weiterer Folge ein späteres Gespräch mit Marie hinzu – zu dieser Forschungsentscheidung im Fließtext.) Die folgenden etwa vier Seiten (in kleinerer Formatierung) können überblättert oder quer gelesen werden – Maries Geschichte ist auch ohne diese Ausuferung gut lesbar. Da allerdings auch beim Überarbeiten dieser Studie meine Empfindung noch die ist, dass dieses Feld eines sein kann, das in therapeutischer Praxis großen Nutzen haben könnte – *dies nicht zuletzt, weil bislang eben so wenige therapeutisch anschlussfähige Methoden auf so frühe Verletzungen aufmerksam werden (können)* – möchte ich diese Notizen trotz ihrer mangelhaften Ausarbeitung (roh bleibend und dennoch raumgreifend) einsehbar machen. Als weiteres Argument für die Erwähnung dieser Sachlagen kommt hinzu, dass die im Folgenden angesprochenen Daten auch unter einem Gesichtspunkt interessant sind, der sich erst im 4. Kapitel mit der Ausweitung von Irigarays Forschung auftun wird – sehr verkürzt gesagt: Ich versuche dort (vgl. Kapitel 4. der vorliegenden Studie) mit dem Begriff der „doppelten Topologie der Frau“ ein Konstrukt anzudeuten, das die Frau als ein zweifach räumliches Wesen denkt – einmal selbst in einem Raum – im Uterus – beginnend, dann aber auch einen Raum in sich habend (unter anderem für eine potenzielle Schwangerschaft). Diese doppelte Topologie führt dazu, dass die weibliche Geschichte der Zeugungen und Schwangerschaftsverläufe innerhalb dreier Generationen eines Stammbaumes¹¹⁵ interessant wird (dazu im 4. sowie im 5. Kapitel). (Hat eine weibliche Linie eine Geschichte mit beispielsweise Totgeburten, so ist dies in mehrfacher Hinsicht – Spannungsfeld *Genetik – Epigenetik – Angst der werdenden Mutter* – für eine aktuell schwangere Frau relevant. Ebenso kann es für einen potenziellen Kinderwunsch oder hinsichtlich der Entscheidung gegen ein eigenes Kind von Bedeutung sein.)

Notizen über „verschwindende“¹¹⁶ Raumteiler

Der lebendgeborene Mensch stellt eine Minderheit dar. Wer in die Welt kommt und die Augen zum Einsatz bringt, hat bereits eine gefährliche Odyssee überstanden (Prozentzahlen dazu im folgenden Absatz). Dabei ist nicht nur das Überleben des Einzelnen eine relativ hohe Unwahrscheinlichkeit, was im Beginn eine multiple Befruchtung ist, mündet nur in Ausnahmefällen in einer Lebendgeburt von Mehrlingen. Wer quasi mit Gesellschaft gezeugt, jedoch alleine geboren wird, dem/der sind Erinnerungen an die allererste Begleitung „eingeschrieben“ (um ein auch hier passendes Wort aus der Körpertherapie und darin oft mit Traumata assoziiert, vgl. beispielsweise bei Levine 1998, zu entlehnen.) Dieses Kapitel handelt von betroffenen Halbzwillingen, für die frühestes Erinnern bedeutet, auch auf die Dröhnung durch erste Begleitung und deren Wegfallen zu stoßen, es handelt

¹¹⁵ Sowohl in der Epigenetik wie in der Psychoanalyse findet aktuell eine Einigung auf den Umstand statt, dass drei Generationen für das Geschehen der Gegenwart von besonderem Interesse sind – vgl. u. a. bei Luise Reddemann, 2015; ich komme darauf im 5. Kapitel ausführlich zu sprechen)

¹¹⁶ Diese Formulierung spielt auf das unten erläuterte „vanishing twin syndrome“ an. Die Mehrdeutigkeit, dass auch eine Raumteilung mit der Mutter stattfindet, macht diesen Namen aber auch für jene verschwundenen Föten legitim, die ‚ohne Gesellschaft‘ gezeugt wurden.

von der Ent-Schreibung dieser Erfahrung in Bilder und Worte, die dem erwachsenen Bewusstsein zugänglich werden. Vorab ein Exkurs, der vom wahrscheinlicheren menschlichen Schicksal erzählt, nämlich dem, vor dem Eintritt in die Sicht- und Sehbarkeit bereits wieder verschwunden zu sein; dabei bezieht sich der übernächste Absatz besonders auf flüchtige BegleiterInnen. Dieser Einschub spricht klinische Daten eher krude an, um für den Fall der Vertiefungslust auf ausführlichere Quellen zu verweisen.

Es ist davon auszugehen, dass bei einem Großteil sexuell aktiver Frauen ein großer Teil von befruchtete Eizellen nach relativ kurzer Zeit (nach einigen Tagen oder wenigen Wochen) wieder (mehr oder minder unbemerkt) „abgehen“. Dieses Geschehen findet zumeist unbemerkt statt, oder es wird der betroffenen Frau lediglich durch uneindeutige und eher schwach ausgeprägte Schwangerschaftssymptome zugänglich, beispielsweise kann der Zyklus verschoben sein und/oder es kann zu einer schwachen Blutung und/oder Bauchkrämpfen kommen (für eine ausführlich Lektüre vgl. Lehrbuch der Geburtshilfe und Gynäkologie, Knörr et al., 1982). Die Gründe dafür, dass eine Vielzahl junger Organismen nicht gesund oder kräftig genug ist, um überlebensfähig zu sein, sind vielfältig (fehlgebildete Zygote/n aufgrund von Mutation – hier sind Chromosomenaberrationen wie Trisomie-Bildung besonders häufig – Medikamenteneinnahme, körperliche Belastung, Umweltnoxen, etc., vgl. Macklon et al. 2002). Findet nun zuerst eine multiple Befruchtung statt, ist die Überlebenschance der einzelnen Organismen relativ¹¹⁷ unabhängig voneinander. Macklon et al. veranschaulichen die Chancen einer befruchteten Eizelle, als Lebendgeburt in die Welt zu kommen, in einer Grafik mit dem bedeutungsschwangeren Titel „The Pregnancy Loss Iceberg“ (ebda.). Demnach enden 70 % der befruchteten Eizellen als Abort. Von diesen 70 % sterben etwa 86 % (60 % der Gesamtzahl an befruchteten Eizellen) in einem frühen Stadium der Schwangerschaft ab, die Hälfte davon in den ersten Tagen oder Wochen (sie werden im klinischen Sprachgebrauch als „Einnistungsfehler“ bezeichnet), die andere Hälfte in den ersten Wochen bzw. Monaten (bezeichnet als frühe, präklinische Fehlgeburt). Etwa 10 % der Föten, die den Mutterleib nicht lebend verlassen, sterben gegen Ende der Schwangerschaft, in einem hoch entwickelten Stadium, ab. Wir, die wir das gerne bemühte „Licht der Welt“ erblicken, stellen (in der Grafik von Macklon et. al) die Spitze des Eisbergs dar, wir „sind“ 30 % der ursprünglich heranwachsenden Zygoten. Bezüglich der Frage/n wie viele von uns 30 % (wie lange) „Begleitung“ hatten, herrscht noch größere Unklarheit, in wissenschaftlichen Studien ist von etwa 8 bis 30 %¹¹⁸ die Rede. Es kann, bei aktuellem Stand der Forschung, also davon ausgegangen werden, dass von 10 geborenen Menschen ein bis drei im Mutterleib einen Zwilling hatten. Bei durch In-vitro-Befruchtungen entstandenen Schwangerschaften ist der Anteil deutlich höher.

Je nachdem wie lange ein „verschwindender“ Zwilling lebt, wird er vom mütterlichen Organismus (sowie vom Organismus des verbleibenden Zwillings) wieder nahezu zur Gänze aufgenommen und resorbiert, dieses Phänomen des ersten Schwangerschaftsdrittels (oder 1. Trimenon) wird im englischen Sprachraum (in dem die Forschung dieser Thematik bereits etwas größere Aufmerksamkeit schenkt) „vanishing twin“ genannt (vergleiche dazu z. B. Landy et al. 1986). Stirbt ein Fetus im frühen 2. Trimenon ab, so entsteht für gewöhnlich ein „Fetus papyraceus“, ¹¹⁹ der sich später in den Eihäuten der ausgetragenen Schwangerschaft findet. Nach dieser Phase ist das Überleben eines einzelnen Zwillings dann besonders schwierig, wenn eine monochoriale Zwillingsschwangerschaft vorliegt, d. h., dass beide eineiige Zwillinge sich vom selben

¹¹⁷ Erschwerte Ausgangsbedingungen (vgl. oben) sind dabei natürlich für alle entstandenen Organismen spürbar, was dann aber in jedem „Einzelfall“ dazu führt, dass beispielsweise eine Junkie-Mutter ein gesundes Kind zur Welt bringt, eine auf ihre Gesundheit achtende junge Frau jedoch nicht, die Gründe dafür sind nicht restlos klärbar. Fest steht für die Medizin jedenfalls, dass das Absterben eines Mehrlings für den/die Verbleibenden in den seltensten Fällen ein Risiko für die körperliche Gesundheit darstellt.

¹¹⁸ Das Lehrbuch der Geburtshilfe und Gynäkologie (Knörr et al. 1982) gibt zwei Daten an: etwa 10 % für die bemerkten und etwa 30 % für die „wahre Incidenz“ der unbemerkten Aborte. Interessante Informationen und Auflistungen finden sich ebendort auf den Seiten 289 ff. Bleibt hinzuzusagen, dass diese Zahl bereits aus den 1980er-Jahren stammt – die Entwicklungen auf dem Feld der In-vitro-Befruchtung geben Anlass dazu, dass diese Zahlen und vor allem auch jene für diesen Kontext relevanten Zahlen bzgl. der Abgänge von Zwillinge noch um einiges angestiegen sind.

¹¹⁹ D. h. ein „papierener“ Fetus, dessen Flüssigkeit resorbiert wurde, vgl. Knörr et al. 1982, S 343.

Mutterkuchen ernähren, also nur eine Plazenta vorhanden ist; dies kommt sehr selten vor (dazu Beinder 1998). Auch im Falle der (üblicheren) dichorialis Schwangerschaft (je Fötus eine Plazenta) ist das Überleben eines Fötus besonders in der zweiten Hälfte des zweiten Trimenons (also etwa ab der 18¹²⁰. bis 22. Schwangerschaftswoche) schwierig (es besteht im Besonderen die Gefahr, dass die Mutter an einer Amnioninfektion, ausgelöst durch den abgestorbenen Mehrling, erkrankt). Zwischen der 24. und 28. (evtl. 30.) SSW besteht dagegen eine gute Chance, die *in utero* verbliebenen lebenden Feten zur (perinatologisch relevanter) Reife bringen (und damit die frühgeburtsbedingte perinatale Mortalität und Morbidität verbessern) zu können. (Zur „Besondere[n] fetale[n] Risikosituationen bei Mehrlingen im 2. und 3. Trimenon“ siehe ausführlich Beinder 1998.) Die verhältnismäßig hohen Unterschiede in der Geschwindigkeit des Heranreifens/ Wachsens der Embryonen (bzw. Föten)¹²¹ erschweren, dass genau angegeben werden kann, bis zu welcher Schwangerschaftswoche es sich um einen „vanishing twin“ – die zahlenmäßig weitaus stärkste Gruppe nicht überlebensfähiger Zwillinge – handelt. Bislang findet wenig Aufklärung von oder Gespräch mit betroffenen Schwangeren über dieses Thema statt, über Anzeichen (beispielsweise während Ultraschalluntersuchung) und sogar über greifbare Zeugnisse (je Fötus, der die ersten Wochen überlebt, verlässt bei der Geburt eine eigene Plazenta den Mutterkörper) einer Mehrlingsschwangerschaft wird oftmals geschwiegen, dies wohl auch, um die werdende Mutter zu schützen (wie Ehgartner, 2006, vermutet).¹²² Zum bereits Erwähnten tritt hinzu, dass auch das „Kriterium“ der Vertrautheit mit dem eigenen Körper dazu beiträgt, ob eine Schwangerschaft überhaupt in einem frühen Stadium wahrgenommen wird/ werden könnte (vgl. dazu im Fließtext). Für die Schwangere dürfte ein stark spürbarer Unterschied darin liegen, ob die Leibesfrucht¹²³ vollständig und ohne dass eine medizinische Indikation für eine Kürettage vorliegt abgeht oder nicht. Ab etwa der 18. SSW (vgl. oben) ist es sehr unwahrscheinlich, dass es zu einem unbemerkten (und vollständigen) Abortus eines Mehrlings kommt, zudem geht das Überleben eines einzelnen Mehrlings ab dem 2. Trimenon wohl zumeist mit ständiger Überwachung und mütterlicher Sorge einher.¹²⁴

Die (Betrachtung der) organische(n) Entwicklung des Embryos/ Fötus gibt einige Hinweise darauf, wie es beim verbleibenden Wesen „ankommen“ mag, wenn ihre/sein(e) Begleiter/in stirbt. Wie in der Einleitung der vorliegenden Arbeit angesprochen, sind die Sinne des werdenden Menschen noch nicht separiert, das Ohr ist dabei das Organ, dessen Entwicklung und Spezialisierung am frühesten beginnt und am schnellsten abgeschlossen ist. „Die erste Anlage des Ohres lässt sich bei Embryonen von etwa 22 Tagen als Verdickung des Oberflächenektoderms beiderseits des Rautenhirns erkennen“ (Sadler 2008, S. 431)¹²⁵ und mit viereinhalb Monaten (*ab ovo*) ist die Entwicklung des gesamten Innenohrs und des vestibulären Systems abgeschlossen. Dieses Organ entwickelt sich zeitlebens nicht mehr weiter (ausgenommen der krankhaften bzw. altersbedingten Verschlechterung der

¹²⁰ Hier spielt das Wachstum bzw. der Entwicklungsgrad des Fetus eine große Rolle, vgl. dazu weiter unten.

¹²¹ Diese Bezeichnungen enthalten einen Hinweis auf das Alter des jungen Wesens; Embryonen nach Ausbildung der inneren Organe werden als Föten oder Feten bezeichnet, dies ist ab der 9. Schwangerschaftswoche der Fall (vgl. Moor et al., Embryologie, 2007).

¹²² Dazu finden sich interessante Beobachtungen in Erfahrungs- und Forschungsberichten, vgl. beispielsweise bei Ehgartner (2006): „Als ich im Jahr 1988 am Ende der 9. Schwangerschaftswoche mit Blutungen in das Krankenhaus kam, wurde sofort ein Ultraschall gemacht. Der Arzt verhielt sich dabei auffällig und zeigte ohne etwas zu sagen auch der Schwester die Bilder des Ultraschalles. Da dies meine zweite Schwangerschaft war, fiel mir auf, dass es auf dem Bildschirm zwei blinkende Stellen (zwei sichtbar schlagende Herzen) gab. Ich fragte dann den untersuchenden Arzt, ob es möglich sei, dass es sich um Zwillinge handle. Er sagte wortwörtlich: ‚Wenn Sie mich schon direkt fragen, ja, es sind Zwillinge. Aber wir sagen das den Patientinnen in dieser frühen Phase nicht, da meist nur ein Kind bleibt und das andere einfach verschwindet‘“ (Ehgartner 2006, S. 3).

¹²³ In diesem Begriff werden für gewöhnlich das ungeborene Kind, die Plazenta sowie die Eihäute zusammengefasst (vgl. Moor et al. 2007).

¹²⁴ In diversen Internetforen finden sich berührende Berichte von Betroffenen.

¹²⁵ Zur vertiefenden Lektüre empfiehlt sich: Walter Sadler, „Medizinische Embryologie: Die normale menschliche Entwicklung und ihre Fehlbildungen“ (2008).

Hörkraft oder anderen potenziellen Störungen oder Beeinträchtigungen von Gleichgewichts- und Hörsinn).¹²⁶ Die unmittelbare Nähe eines Raumteilers ist für den Embryo/ Fötus klar von den Geräuschen unterscheidbar, die von der Mutter ausgehen. Es kann davon ausgegangen werden, dass diese zeitgleich heranwachsenden Wesen einander spüren, aufeinander reagieren, miteinander in Kommunikation stehen (aus Tomatis' Forschung – vgl. 1987 und 1990 – gehen diese Überlegungen indirekt hervor); eine Kommunikation, die wohl viel direkter, unvermittelter und früher als die mit der Mutter beginnt: Deren Empfindungen wirken sich zwar ebenfalls von Beginn an auf den heranwachsenden Organismus aus, das Entdecken und sich direkt „Beziehen“-Können setzt (vgl. im vorangegangenen Unterkapitel) allerdings erst erheblich später (und damit zu einem Zeitpunkt, zu dem das erste Drama des überlebenden Wesens bereits vorbei sein kann) ein.

Je nachdem in welcher Phase ein Embryo oder Fötus seinen uterinen Begleiter verliert, ist seine Weltlage demnach von anderen Motiven begleitet; bleibt in einem frühen Stadium hauptsächlich der echohafte Herzschlag aus und die Schwingungen im geteilten uterinen Raum¹²⁷, verändern sich, so tritt in einem späteren Stadium noch die Sorge der Mutter um den verbleibenden Zwilling hinzu (vgl. oben, aufwendige medizinische Maßnahmen können hinzukommen), die sich unter anderem in der Ausschüttung von Stresshormonen manifestiert¹²⁸. Soweit sehr verknüpft zur medizinischen Sicht auf dieses Phänomen. Was für Auswirkungen ein solch früher Verlust eines so intimen Nähepartners haben kann, ist schwer zu erforschen/ rekonstruieren und wohl individuell sehr verschieden. Wobei gerade in diesem Zusammenhang die Namensherkunft des Phänomens auf bedrückende Weise spürbar wird, denn die Rede vom „verschwindenden“ Zwilling impliziert, dass danach häufig jeder Hinweis auf dessen ehemalige Existenz fehlt. Wieder einmal zeigt sich deutlich, dass wir angesichts unseres eigenen Beginnens zunächst und zumeist im Dunkeln tappen (vgl. Sloterdijk – an sich einer seiner Leitgedanken, im Besonderen 1988, 1. Kapitel). Die oben zusammengetragenen Fakten (oder Hinweise auf solche) und Näherungen mögen dazu beitragen, das Ausmaß dieses wenig erforschten Bereiches erahnen zu lassen. Das weitgehende Fehlen von Aufzeichnungen zu vorzeitigen Abgängen von Schwangerschaften wirkt sich unter anderem darauf aus, dass (noch) keine Langzeitdaten vorliegen, mittels derer mögliche Zusammenhänge mit anderen Phänomenen und Problemstellungen erforschbar wären.¹²⁹

Um diesen einleitenden Exkurs abzuschließen, sei hier noch ein Hinweis auf Studien mit gemeinsam geborenen Zwillingen gegeben (besonders auch mit solchen, die danach in unterschiedlichen Familien und Umgebungen aufwachsen), die darin übereinstimmen, dass zwischen Zwillingen eine intuitive Verbundenheit besteht, die durch die Wissenschaft kaum erklärbar ist. Der geteilte Uterus kann in Ableitung der Erkundungen Sloterdijks Ausgangsraum für „Geheimsprachen“ (vgl. dazu unter anderem Sloterdijk 1998, S. 212 ff.) und lebenslange intuitive Verbundenheiten sein, die auch über große geografische Entfernungen erhalten bleiben können, sodass beispielsweise ein Unfall,

¹²⁶ Nebenbei bemerkt weisen Studien darauf hin, dass der Gehörsinn nicht nur der erste erwachende menschliche Sinn ist, er ist auch der letzte, der ihn verlässt; Sterbende reagieren bis nahezu zuletzt auf akustische Reize und scheinen die mit dem vestibulären System in Verbindung stehende Lage im Raum und die Nähe von anderen Menschen spüren zu können.

¹²⁷ Ähnlich der Echoortung mancher Tiergruppen (wie Fledermäusen oder Zahnwalen), die eine Orientierung in dunklen Lebensräumen ermöglicht.

¹²⁸ Weniger naturwissenschaftlich gesprochen: Die Dröhnung kann gespenstisch und laut werden – zum Begriff der Dröhnung, der sich neben hormonellen und akustischen auch auf psychische Aspekte der mütterlichen Situation bezieht, vergleiche im vorangegangenen Unterkapitel. Und die hier angesprochene Sondersituation, dass ein toter Fötus im Uterus „haust“, während ein weiterer beim Überleben unterstützt werden soll, lässt wohl kaum eine werdende Mutter unbesorgt. Zu anderen Ängsten einer „normalen“ Schwangerschaft, die die Veränderungen im eigenen Leben betreffen, tritt eine existenzielle hinzu, es kann sein, dass dies (wie auch Marie anspricht, vgl. in der folgenden Schilderung) der erste Zeitpunkt im Leben ist, wo ein verlorener Mensch betrauert werden muss. Keine leichte Ausgangslage für eine Frau, deren Stabilität in diesen „anderen Umständen“ besonders wichtig ist.

¹²⁹ Die größte Fülle zu dieser Thematik tut sich im Internet auf, es gibt bereits zahllose Foren von Menschen, die einen Zwilling (dokumentierterweise) verloren haben oder sich von einem solchen Verlust betroffen fühlen.

den der eine Zwilling erlebt, vom anderen wie am eigenen Leibe verspürt wird. Die starke Aufeinander-Bezogenheit hat ihren Ursprung fraglos im sprachfreien Umgang und Austausch jener prä-okularen Zeit. Auch allein-geborene Zwillinge haben während ihres Heranwachsens über einen mehr oder minder langen Zeitraum noch eine weitere, prägende „Quelle“, die in noch höherem Maße als das System Mutter auf sie reagiert, mit ihnen in Kommunikation steht oder vielmehr ihnen vorschwebt. Was kann/ muss es also für einen überlebenden Fetus bedeuten, wenn in jener ersten Höhle von einem Herzschlag auf den anderen das Echo verstummt? Diese Frage taucht ganz explizit bei der allein-geborenen Marie auf, die ihre Zwillingsschwester erst wenige Wochen vor der Geburt verlor.

In gewissem Zusammenhang mit dieser Thematik stehen auch jene Geschichten, in denen kurz vor der Schwangerschaft mit einem lebendgeborenen Menschen ein Abgang, eine Totgeburt oder eine Abtreibung stand (vgl. dazu im 4. Kapitel). Im Sinne des Dröhnungsbegriffs kann auch jede Vorerfahrung der Mutter einen Einfluss auf eine aktuelle Schwangerschaft haben. (Auch an dieser Stelle wird die „Informationsgewalt“ deutlich, die Mütter über ihre Kinder bezüglich deren (früher) Biografien haben. Nun liegt es, wie oben ausführlich besprochen (viele Mütter wissen nichts von den Kindern, die sie nicht austragen), bereits in der Natur des „(anderen) Umstands“, dass vieles „im Dunkeln“ bleibt. Hinzu kommt, dass Mütter über wesentlich verlorene oder abgetriebene Föten auch schweigen können bzw. es ihnen überlassen ist, wie sie dieses Wissen mit dem überlebenden Kind teilen (Stichworte: „Familiengeheimnis“, „die Ahnen auf unseren Schultern“).

3.3. INNENWELT MARIE Ich war nicht für diese Einsamkeit vorgesehen

Marie ist 45-jährig, sie liegt während des Sprechbeginns auf der (noch tönenden) Klangliege.

Z P.

1 *Marie atmet eine Zeit relativ heftig und scheint es etwa 5 Minuten schwer zu*
2 *haben, zur Ruhe zu kommen. Dann wird der Atem langsamer und ihre*
3 *Gesichtszüge entspannen sich (diese Phase dauert etwa 10 Minuten an); in*
4 *den ersten etwa 15 Minuten sagt sie nichts, etwas nach der Hälfte des*
5 *Klangprogramms zuckt sie zusammen, zieht sich erst die Decke, die zu ihren*
6 *Füßen liegt bis zum Kinn hoch und verschränkt dann (unter der Decke) die*
7 *Arme vor dem Körper. Es vergehen wieder mehrer Minuten, gegen Ende des*
8 *Programms*

9

10 M [leicht krächzendes Räuspern] Wieder da(?) (8) Hm(?)

11 R L Wie(?)

12 M L Ich
13 meinte nur(:) du bist ja wieder da(.) Ich habe dich nicht reinkommen
14 hören(.)

15 R L Hm(.) (2) Ich war die ganze Zeit da(.)

16 M L Wer(?)

17 R L Hm(?) Ich(.) Ich bin gar
18 nicht hinaus gegangen -

19 M L Aber- is' ja eigenartig(.) [Marie schweigt etwa 3
20 Minuten bis zum Ende des Klangprogrammes, schließlich seufzt sie.]

21 Du sagst, warst, bist die ganze Zeit herinnen in diesem Raum gewesen, ja(?)
22 Es ist eigenartig, ich versuche es mir zu erklären(.) Während du zuerst ganz
23 deutlich da warst, ich habe dich gehört, ahm, hast geatmet, ich habe auch
24 überlegt ob ich dir erzählen soll, wie es mir - was mir durch den Kopf geht,
25 aber dann war es mir zu anstrengend--- [zögernd] ahm aber jedenfalls habe
26 ich dich zuerst die ganze Zeit gehört, gemerkt, dass du da bist dann – Ja
27 wahrscheinlich ist dann alles im Hintergrund versunken, wahrscheinlich
28 wird ja auch nach ein paar Minuten die Musik lauter, gell(?) Die ganze
29 Gegenwart – weg- ganz weg – nur noch ich in diesem kleine Raum mit

30 diesen Projektionsflächen drum um mich herum, beängstigend.)(5) [*lautes*
31 *Luftausstoßen*] Jaa(.) Weg, der Alltag, alles –und dann fielen mir plötzlich
32 die, aahm Bedingungen im Raum auf(.) [*Marie scheint etwa eine halbe*
33 *Minute lang sehr tief in Gedanken versunken zu sein.*] Einerseits kann ich es
34 mir also logisch erklären, andererseits war da ein so über-zogen heftiges
35 Gefühl in mir, als ich dachte, du wärest unabgesprochen hinaus und war
36 richtig ärgerlich, weil du doch versprochen hattest, dass du da bleibst, es war
37 unsere Vereinbarung, ich war sauer, wollte schon aufstehen und dich
38 suchen(.) Dann dachte ich, du bist wohl nur aufs Klo, und – ja, dann fiel mir
39 auf, wie, wie, ähm, bloß ah kindisch das war, kindlich, meine Reaktion, es ja
40 auch völlig egal ist, ich könnte dir ja auch später erzählen, ich muss ja nicht
41 immer alles sofort mit jemandem teilen, fast fünfzig, es ist meine Erfahrung,
42 meine Erfahrung, ja, und dann habe ich ohnedies wieder so (2) in die Musik,
43 gefunden(.) Nur jetzt habe ich mich eben gewundert, wenn du sagst, du bist
44 ohnehin dageblieben, und das ist auch das Logischere, *sonst wäre ja zwei*
45 *Mal eine Tür (1) gehen müssen, Schritte und so* – dann, dann frage ich mich,
46 wo genau du hin bist, ich will sagen(:) wieso mir da meine Wahrnehmung
47 einen Streich gespielt hat(?) Warum habe ich mich plötzlich so grundlos
48 über was geärgert (3) nein, Bedürftigkeit ist das richtige Wort, es war nicht
49 Ärger, ich habe mich bedürftig gefühlt und alleine gelassen, verwaist, als
50 erwachsene Frau von einer anderen, de facto unbekannten, erwachsenen
51 Frau—Das sollte ich mir wohl anschauen, das ist schon was(.) [Lachen]
52 Jaa(.)Aber sonst [sie macht eine wegweisende Bewegung] war es eine ahm
53 gute, ahm ordentlich intensive Erfahrung [Lachen] und diese Täuschung,
54 dass ich da, also wie eine – das ist das eigentliche Geschenk, denn da kann
55 ich was lernen, das verblüfft mich – (8) Haaam, am Anfang, wie ich vorhin
56 angedeutet habe, wollte ich dir davon erzählen, wie ich mich mal als Kind,
57 Anfang pubertär, in einem kleinen Boot versteckt habe, ich bin unter die
58 Plane gerutscht, die das Boot, altes Ding, abdecken soll, für den Fall, dass es
59 regnet oder so(.) Ich bin mit den Eltern auf Urlaub gewesen, es gab Streit(.)
60 Sie schrie-en wieder viel und wieder (1) wollte *ich* am Liebsten wieder
61 unsichtbar werden(.) Dass sie mich dann suchten, fanden, schimpften, und,
62 und - - das ist nicht das Interessante, das, will ich damit sagen, was an der
63 Geschichte hängen geblieben ist, das Schöne(.) Diese lange Weile, kam mir

64 wie eine ganze Ewigkeit vor, in der ich nachts in der dunklen Nacht liege
65 und es schaukelt und die Wellen schlagen an das Boot und ich fühle mich
66 völlig sicher und es ist so unendlich still trotz aller Geräusche der Nacht, das
67 ist es, haam [*Seufzen*] was hängen gebleibt.)(5) Das war vielleicht das
68 schönste in meinem Leben(.) Dieses Gefühl, das ich da vernahm, das war so
69 rein und unberührt(.) (5)

70 R L Klingt sehr schön(.)

71 M L Und

72 wie(!) [*Lachen*] Jah, das war schön, komisch, ein völliger Moment von
73 Andacht und von Stille(.) Ich habe das heute wieder richtig in der Nase
74 gehabt, diesen, diesen Geruch nach nassen Sachen, nassem, salzigem,
75 modrigem Innenleben von diesem Kahn(.) Komisch, was bewirkt, dass man
76 – dass man, ja, es einem gut geht, ja, gut einfach, schlicht gut geht,
77 heimelig(.) (12) Ich habe diese Situation schon hunderte Male in den, ahm,
78 in Gedanken herauf beschworen, doch es ist mir nicht wirklich so gut
79 gelungen, (3) nicht so gut wie heute, gerade am Anfang von dem Stück war
80 es genau wie damals ganz der Anfang, da waren Details, die, die, die hatte
81 ich vergessen, das ist komisch, nie mehr gedacht an das, bis jetzt- - und jetzt
82 war ich von einem Moment auf den nächsten plötzlich hineinversetzt(6)
83 Kleinigkeiten, die man kaum irgendwie sagen kann, wie der Holz-ahm
84 Balken von der Sitzbank, ja, den ich im Rücken hatte, dass ich Ganserlhaut
85 hatte, dass die Plane mich manchmal auf den Knien berührt hat, solche
86 Sachen sind erschienen, jaaa(.) Hin zu dem, dass mir mein Atem so
87 unwirklich vorkam, gar nicht wie der eigene (7) [*Seufzen*] und gerade dass
88 es nicht der eigene hööm, Atmen war, das ist, hat mich mehr beruhigt(.) Als
89 würde er - es auf mich reingehen und in mir pochen, Bauch, dieserart die
90 Furcht vor der ganzen, großen, unbekannten Situation nehmen(.) [*Marie*
91 *schaukelt*] Jetzt würde ich sonst vielleicht „Derealisation“ sagen, und dass
92 ich wohl da auch vor dem Streit der Eltern weggeflüchtet bin, dass ich
93 wahrscheinlich schon sehr müde war und deshalb, dass das die Stimmung
94 erklären kann, und durchaus so- [*Seufzen*] – ich glaube, das ist das erste Mal
95 in meinem Leben, dass mir diese eigene ahm, ahm Unbe- ahm die Fremd-
96 (1)heit, dass sie mir bewusst oder klar gewesen ist(.) Aber dabei empfand
97 ich--, ich war spannend, ich will sagen, ich habe mir zugehört, beim Ein-

98 und Ausatmen, jaaa, ach, auch das Herz schlagen hör' ich, ach- ja, bei
 99 allem(.) Eine Freude(.) Mir beim Fühlen zuhören, [Lacht verlegen] das
 100 klingt ein wenig-

101 R L Ich kann mir gut was d'runter vorstellen-

102 M L Okay, jaa, es war- hm, manchmal sind es so
 103 —jaa, es war, als hätte ich mir bei den Gefühlen zugehört, als wäre ich auch
 104 eine Andere(.) Vertraut und fremd(.) Für das Alter – das, das war schon ein
 105 starker Eindruck(.) Jaa(.) Wir kennen uns ja wirklich nicht(.) Das ist gut,
 106 denn ich merke daran, ich glaube, ich merke daran, wie ähm Übertragung
 107 und so, du weißt schon – ähm ‚funktioniert’- ich hatte dich plötzlich so
 108 schrecklich lieb, dass ich dachte ich - - äähm es, es, es zerreißt mich, ich
 109 dachte, ich könnte nie wieder ohne di- dieses – also ohne dieses – ähm-
 110 leben, ich war wie hypnotisiert- war ganz in diesem – ich habe das gesamte
 111 Verständnis von dir ausgehend gespürt, das ich mir je immer von einem
 112 anderen aaaahh Wesen erwartet, gewünscht habe(.) Wenn du glaubst, das ist
 113 gruselig – muss ich dir sagen, nein, es war wirklich schön- jaaa(.) Alles
 114 andere war außen vor eine Weile(.) Ich habe dich so innerlich verstanden- -
 115 [Seufzen] Aber plötzlich war dann eine warme Woge, eine Kaft in mir- (4)
 116 merkwürdig(.) (4) Und dann warst' woanders – haam, da habe ich dich dann
 117 nicht mehr so stark als mein Gegenüber gespürt, ich war dann wieder mehr
 118 (1) bei meinem Prozess(.) Ich entfernte mich immer weiter, ja, von dir
 119 immer weiter (2) und woander- anders alleine(.) Hmm, du, weißt du, ich
 120 meine, das fällt mir irgendwie auch ein, darüber dachte ich kürzlich- ja, es
 121 fiel mir kürzlich ein, ich hatte das ganz verdrängt- du musst vielleicht
 122 wissen, dass ich als Zwilling angelegt war(.) Ich war eigentlich als Zwilling
 123 konzipiert, also lange war ich zwei im Mutter- in der Mutter.)

124 R L (5) *Wie(?) Du hattest einen Zwilling zuerst(?)*

125 M L –zunächst
 126 hatte ich, ja, einen Zwilling, ja(.) Ich hatte eine Zwillingsschwester, die
 127 allerdings gegen Ende der Schwangerschaft nicht mehr kräftig genug war –
 128 um- und auch um mich hatten die Eltern Angst, aber ich war immer
 129 ausreichend kräftig(.) Ja(.) Ich habe das lange nicht mehr gedacht, aber letzte
 130 Woche dachte ich bereits daran, in der Überlegung mit dieser Liege, weil ich
 131 in dieser Studie etwas von „Uterus-Gefühl“ gelesen habe(.) Und vorhin ist es

132 durch meinen Kopf gehuscht, der Gedanke, dass ich das eben auf dich über-
133 übertrage, ja(?) dass mir nicht so gut geht, wenn ich plötzlich in diesem
134 Uterus-Gefühl, das ist tatsächlich dem sehr nahe, es ist faszinierend, wenn
135 ich da alleine bin(.) Und das zuerst nicht war(.) Ja ich glaube, ich bräuchte,
136 vielleicht wirklich so viel Nähe, weil ich so angelegt bin(.) Vorhin mit dir im
137 Raum- das hat sich, da dachte ich- so, ja so muss es eigentlich sein(.)
138 Hmm(.) [Sie wirkt sehr nachdenklich] Eine solche Trauer(!)

139 R L (8) Darf ich fragen,
140 wann du das erfahren hast(?)

141 M L Ja immer, achso immer, das glaube ich mit
142 5 Jahren vielleicht, jedenfalls klein, und es war mir ganz logisch(.) Es ist
143 unbedingt nötig, so etwas zu wissen, denn du weißt es ja ansich- und sonst,
144 sonst, ja, würde ich wohl denken, mit mir stimmt was anderes nicht(.) (4) Ich
145 denke einfach, es ist schade, dass ich noch immer nicht weiß, wie ich mit
146 dem Schmerz eigentlich wirklich- *ach, was ist es, umgehen(?)*, versöhnen(?)
147 – ich bin noch nicht mit diesem Schicksal ausgesöhnt(.) Ich bin nicht für
148 diese Einsamkeit vorgesehen(.) Wobei—ja, das verwundert mich jetzt, weil
149 diese Erfahrung in dem Booterl, die mir heute wieder einfiel, das war
150 eigentlich eine schöne Alleine-Erfahrung(.) Ja, das war wunderschön und
151 mir ging es so- ich war wunschlos glücklich, ganz tief und fest(.) Jaa, das ist
152 verwunderlich, nicht wahr(?)

153 R L Hm(.) [4] Ich erinnere mich, das du da von
154 deiner, der Wahrnehmung deines Atems sprachst, ja(?) Und da war irgend
155 eine Formulierung, ja, die ließ mich aufhorchen, hm, dass du, es sich für
156 dich anhörte, als wärest du auch eine Andere, *hm, vielleicht so ähnlich*
157 *formuliert*

158 M L Ja(?) Das habe ich gesagt(?) Ja, da kommt was, da klingt- das
159 klingt schon nach mit(.) Fast müssten wir uns das noch mal anhören [deutet
160 auf das Diktiergerät] – doch, es ist doch komisch, dass das offenbar so ein
161 Thema ist das -

162 R L *schwer erreichbar; flüchtig, magst du es*
163 *anhören(?)*

164 M Nein(.) Jetzt bleiben wir im Gespräch(.) Ja, dass ich eine Andere
165 bin, ja, das fühlte sich tatsächlich irgendwie, ja, es war nämlich nicht eine

166 de-reale – ja, in Wahrheit war die Situation nämlich eine realere Situation,
167 ja, ich war irgendwie auf eine doppelte Weise da, einmal selber ganz müde
168 aufmerksam und aber da war auch eine fremde, eine fremde, eine irgendwie-
169 da waren fremde – wie wenn etwas da ist, aus-strahlt, ahm so eine vage
170 Nähe, ein anwesendes Wesen, ich dachte kurz, es könnte Gott sein, aber
171 dafür habe ich ihre Gefühle zu stark ahm ent-kodieren können, nicht darüber
172 sondern gleiche Ebene, ahm vertraut(.) Es war da und ich war ganz, war
173 ganz selbstsicher, hat mich stark gemacht, aahm beseelt(.) Dabei war das
174 aber nicht bloß ein starkes, ahm mensch- *menschliches* Wesen (3) oder nicht
175 nur (4) [tiefes Seufzen] Schwer zu sagen(.) Ahm, es ging auch von dir aus,
176 es war alles was geht und du, eeh- es war auch ich- ich – (2) Und, jaa
177 [gedehnt] anders war's, als das, was drüber, über mir ist(.) Das war
178 deutlich(.) Jaa [zögerlich] – du hast eben auch schon viel - - (3)[macht eine
179 wegweisende Bewegung] Das war versöhnlich, waren einige Minuten, da
180 war ich beisammen(.) (5) Ja(.) *Ewig angefühlt, ich(.) Ja-- ob da gewesen*
181 *sein oder sein-* (2) wenig Unterschied(.) (5) Und ich wüsste gerne, ob ich
182 noch mehr erfahren kann, wie sie so war und wie sie geworden wäre(.)
183 Letzteres nicht, nein, das kommt mir nicht gut vor(.) Ich glaube, es muss
184 Gründe geben, warum manchmal eine nicht weiterleben kann, Gründe für
185 alles(.) Was ich gerne wüsste ist, wie ich wäre, ob weniger traurig und
186 sicherer, bestimmter und anwesender und so, und ob ich das noch werden
187 kann, vielleicht ob ich sie integrieren kann, in mich hinein, wäre das nicht
188 denkbar(?) Wenn sonst jemand stirbt, lebt er ja auch in uns weiter-(12) Das
189 ist alles sehr verwirrend(.)

190 R L Ja(.) Was du ansprichst, dass Tote in uns
191 weiterleben, ich frage mich, ob sie das automatisch tun oder erst, wenn wir
192 sie – (3) ahm, ich weiß nicht, ich denke aktiv, hm, also oder ob sie erst
193 weiterleben, wenn wir sie das lassen können, weiterleben--

194 M L Ja, das
195 muss automatisch sein(.) Achso, war das eine Frage(?)Also, ich würde
196 empfinden, dass es automatisch so geschieht, also sonst denke ich, wären
197 doch alle Angehörigen noch ‚schlimmer‘ dran-- *habe noch nie jemanden*
198 *verloren.* [Sehr leise und rasch.] Ja, ja (6) achso(.) Ja(.) So gesehen müsste
199 ja auch meine Schwester automatisch und tatsächlich, also körperlich

Was antwortet, wer wird begrüßt, obwohl er den geteilten Raum nicht (körperlich) verlassen hatte? In Maries Stimme schwingt Erleichterung, wohl über die (angenommene) Rückkehr, mit. Die Musik ist zu diesem Zeitpunkt voll im Gange. Für Marie fühlt es sich an, als hätte ich den Raum verlassen und kaum merklich wieder betreten. Ihr war, als hätte beides – sowohl das Gehen, wie das Kommen – unauffällig vonstatten gehen können. Der Akt des Verlassen-Werdens (oder Besucht-Werdens) ist ihr nicht zugänglich – allein die Phase oder Passage des Einsam-Seins. Ein Moment der Unaufmerksamkeit, der Hingabe an den Augenblick, an das Lauschen der Musik – und schwupps, schon hat die Begleitung einer/einem den Rücken zugekehrt.

Exkurs zum Tod:

„[I]mmer wieder habe ich diesen Traum, ... eine Vorstellung, die auch jetzt kam: dass ich ganz plötzlich alleine bin. Ich gehe Hand in Hand mit ihr und ich habe nicht gespürt, dass sie mir entglitten ist ... und ich drehe mich um, als ich merke, sie ist weg... und alles, was ich finde, ist, als ich ein Stück zurück gehe, ein Loch im Boden, durch das ... sie gefallen sein muss. ... Und ich denke: ‚verdammt, ich hab's nicht verhindern können, weil ich ... unaufmerksam war, jetzt ist sie weg, weil ... ich nicht immer aufgepasst habe!‘“ [Ute, eine 41-jährige Immersantin über den Tod ihrer Partnerin, vgl. in Kapitel 5.]

Dieses Motiv, dass das Verlassen werden just mit dem Moment zusammenfällt, in dem die Aufmerksamkeit einen Deut nachlässt, kommt auch bei Ute vor. Eine Abarbeitung an der Frage, wie mächtig und stark das Subjekt ist, als das man sich empfindet. Hätte Ute ihre Freundin keinen Augenblick lang aus den Augen und Händen gelassen, wäre der Tod dann nicht eingetreten? Das ist unwahrscheinlich. Doch irgendwo in (manchen von) uns, scheint die Hoffnung zu sein, wir und unsere Aufmerksamkeit, unsere Liebe könnten einen Unterschied machen, der zählt. Einen Unterschied, der über Leben und Tod entscheidet. Wenn andere uns verlassen, wenn sie gehen, wenn sie sterben – dann kann für das starke Subjekt – i. e. das sich als stark gerierende Subjekt – der Grund hierfür nur darin liegen, dass es nicht stark genug war, nicht aufmerksam genug, nicht liebevoll genug. Es ist ihm eine große Schuldigkeit spürbar, die dem Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber dem „Schicksal“, dem Lauf des Lebens, immer noch vorgezogen wird. Wem spürbar wird, dass Verlust oder Tod auch dann eintritt, wenn aufmerksam und liebevoll hingesehen wird, dem geht der Irr-Glaube an die (vollständige) Kontrolle über das (eigene) Leben verloren. (Ich greife Gedanken aus diesem Exkurs auf S. 113 und im 5. Kapitel wieder auf.)

Ende des Exkurses

Auf meine Entgegnung, ich wäre die ganze Zeit da gewesen, fragt Marie: „Wer?“ Diese Frage lässt (mich) aufhorchen und bleibt von diesem Augenblick an im Raum. Fürs Erste mutet sie nicht passend und dadurch rätselhaft an, im Gesprächsverlauf wird in ihr immer deutlicher ein Leitmotiv Maries erkennbar. Marie verstummt nach diesem kurzen Gespräch über eine gefühlte An- und Abwesenheit, die vorerst nicht klärbar scheint, wieder. Als schließlich die Töne verklungen sind, wird Maries Seufzen hörbar.

Das starke Subjekt will eine logische Erklärung

„Du sagst, warst, bist die ganze Zeit herinnen in diesem Raum gewesen, ja(?) Es ist eigenartig, ich versuche es mir zu erklären(.) Während du zuerst ganz deutlich da warst, ich habe dich gehört, ahm, hast geatmet, ich habe auch überlegt ob ich dir erzählen soll, wie es mir - was mir durch den Kopf geht, aber dann war es mir zu anstrengend--- [zögernd] ahm aber jedenfalls habe ich dich zuerst die ganze Zeit gehört, gemerkt, dass du da bist dann – Ja wahrscheinlich ist dann alles im Hintergrund versunken, wahrscheinlich wird ja auch nach ein paar Minuten die Musik lauter, gell(?) Die ganze Gegenwart – weg- ganz weg – nur noch ich in diesem kleinen Raum mit diesen Projektionsflächen drum um mich herum, beängstigend.)(5) [lautes Luftausstoßen] Jaa(.) Weg, der Alltag, alles –und dann fielen mir plötzlich die, aahm Bedingungen im Raum auf(.)“

Marie zitiert („du sagst“) vorerst, was das „mutmaßliche“ Mit-im-Raum ihr sagt, allein: Sie spürt es nicht. Es steht (meine) Aussage gegen (ihr) Empfinden, auch das mitlaufende Tonband könnte nur schwer zwei Atem-Spuren hörbar machen. Gleichzeitig scheint Marie zu wissen, dass das Hinausgehen selbst (als Akt oder Wahrnehmungstäuschung) nicht zur Debatte steht und die Kenntnis der Begleiterinnen-Seite kaum dazu beitragen kann, dass sie zu Klarheit gelangt. Ihre Unsicherheit dokumentiert sich in der Suche nach den trefflichen Worten („sagst, warst, bist“), dem fragenden Tonfall sowie inhaltlich in der Bemühung, eine logische Erklärung für die erlebte Wahrnehmungstäuschung zu finden („Es ist eigenartig, ich versuche es mir zu erklären“). Schließlich kann Marie sich zusammenreimen, wie es „wahrscheinlich“ (dieses Wort verwendet sie mehrmals) gewesen sein muss: Die Gegenwart verschwindet im Hintergrund, die Musik wird lauter (wahrgenommen). Als Marie in diesem kleinen Raum noch „deutlich“ nicht alleine war, trat die Umgebung noch nicht so beängstigend hervor. „Die ganze Gegenwart – weg- ganz weg“: Mit der abhandengekommenen Gegenwart ist wohl einerseits die Zeitdimension angesprochen, der Alltag rückt in Entfernung, andererseits ist es auch die Gegenwart einer Begleitperson, die ganz aufgehoben erscheint. Marie findet sich alleine in einem Raum wieder, in dem weder das Alltägliche noch ein anderes Wesen Schutz und Ablenkung bieten können. Hier wird ihr auch die (menschliche) Umgebenheit von Projektionsflächen erkennbar. Damit macht/ beschreibt Marie einen essenziellen

Erkenntnissschritt, der nicht nur ihre Liegeerfahrung auszeichnet (vgl. im Fließtext). Der Mensch ist, wie bereits in der Einleitung ausgeführt, ein mediales Wesen: viel weniger starr und „gegeben“ als mehr feld- und raumabhängig. Dies gilt für Föten ebenso, wie für die „ausgewachsene“ Form, den sogenannten Erwachsenen. Wir befinden uns immer in der Mitte eines Feldes, mit dem wir in einer medialen, einer sphärischen Beziehung stehen. Es ist schwierig, für diese Beziehung die trefflichen Begriffe zu wählen (vgl. in der Einleitung), ein Wort, das sich zur Beschreibung anbietet, ist das der „Übertragung“¹³⁰, wobei Sloterdijk darauf hinweist, dass es dabei – in Abweichung von dem Sprachgebrauch, der sich in der Psychoanalyse eingebürgert hat – weniger um eine Beziehungsübertragung auf andere Menschen gehen könnte als um eine Übertragung von ersten Raumverhältnissen auf spätere (vgl. dazu – mit Sloterdijk 1998 – in der Einleitung dieser Studie). Dieser Satz Maries („Die ganze Gegenwart – weg-ganz weg – nur noch ich in diesem kleine Raum mit diesen Projektionsflächen drum um mich herum, beängstigend.“) enthält demnach Maries sphärische Weisheit¹³¹, ihren Willen zur Selbsterkenntnis in sehr kondensierter Form; in ihm ist umschrieben, worum es hier geht: um Maries erste Raumerfahrung. Die Wände des Zimmers werden zu Projektionsflächen, innerhalb derer die erste Weltlage wieder erlebt werden kann. Obwohl noch nicht einmal zur Welt gekommen, ist Marie bereits ein erstes Mal allein zurückgelassen worden. Zuerst war die Begleiterin zur sprachfreien Kommunikation verfügbar [Zeile 25-26] und war damit eine so lebendige Lebensraum-Teilerin, dass der „eigentliche“ Lebens-Raum gar nicht genauer inspiziert wurde. („Weg, der Alltag, alles –und dann fielen mir plötzlich die, aahm Bedingungen im Raum auf.“) Der „eigentliche“ Lebens-Raum hat in diesem Kontext eine doppelte Bedeutung: Erst als die zuerst deutlich vorhandene Gesprächspartnerin „verschwindet“, wird der kahle Raum erlebt/erlebbar, in dem nun Platz für die eigenen Projektionen ist. Zum anderen tritt hier ein erstes Mal in Erscheinung, was bzw. wer später erst sprachlich eingeführt wird: Damit, dass die Fixierung auf die Gegenwart wegfällt, klingt ein anderes, früheres, grundlegendes Verlassenwerden an: das durch Maries Zwillingschwester.

Doch noch ein Blick wenige Zeilen zurück [Zeile 23-24], als die Begleiterin noch deutlich im Raum wahrgenommen wurde: Marie sagt, sie habe überlegt zu erzählen, was ihr „durch den Kopf geht, aber dann war es mir zu anstrengend.“ Von jemandem, der nahezu gleichzeitig berichtet, wie schwierig das erlebte Wegfallen von Gesellschaft empfunden wird, ist dies ein interessanter Hinweis darauf, dass der Sprache ihre Macht entzogen wird, sie verliert diese oder hat sie noch nicht. An einer späteren Stelle

¹³⁰ Vgl. für die Erstbeschreibung bei Freud, „Zur Dynamik der Übertragung“ (2000).

¹³¹ Es ist Absicht, dass in diesem Wort anklingt, dass einzelne Menschen an das große Menschheitsprojekt angeschlossen sind; das mediale Wesen Mensch ist an vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Wissen auf empathische Weise angeschlossen, vgl. dazu in den Ausführungen zu Medialität, S. 236.

[Zeile 40-42] berichtet Marie, dass das (sofortige) Mitteilen von Erfahrungen für sie einen hohen Stellenwert hat. Wird es in dieser Szene als zu anstrengend und daher verzichtbar erlebt, so kann dies dafür sprechen, dass Marie in einem Zustand der Zufriedenheit ist, der unter anderem damit zu tun haben könnte, dass auf einer nonverbalen Ebene reges Mit-Teilen erlebt wird. Erst die als „deutlich“ erfahrene intime Nähe (denn was sonst ist es, wenn die andere nur durch ihre atmende Begleitung im Raum so merkbar wird, dass ihr vermeintliches Verlassen als derartig einschneidend wahrgenommen wird?), lässt den innerlichen Sprachwunsch verstummen. Mehr noch: Ein sonst als notwendig empfundener Antrieb wird plötzlich als Anstrengung empfunden. Erst das vom Bedürfnis nach Anstrengungsvermeidung gestiftete Schweigen ermöglicht, dass Marie sich zuerst auf ihre Erfahrung einlässt und dann vielleicht Tieferes zu erzählen hat, als wenn sie bei der ersten Regung eines Verbalisierungsbedürfnisses diesem nachgegangen wäre.¹³² Das Motiv, dass Marie, als die Gesellschaft noch „da war“ auch die Gelassenheit hatte, wahrzunehmen, dass verbalisierendes Mit-Teilen sie anstrengt, wird etwas später im Verlauf wieder aufgegriffen (vgl. unten). Meine hier verwendeten Attribute fokussieren bereits mehr auf die 'erwachsene Marie', denn im Pränatalen ist noch kein Deutungs- und Verbalisierungsbedürfnis erwacht.

Einerseits kann ich es mir also logisch erklären, andererseits war da ein so über-zogen heftiges Gefühl in mir, als ich dachte, du wärest unabgesprochen hinaus und war richtig ärgerlich, weil du doch versprochen hattest, dass du da bleibst, es war unsere Vereinbarung, ich war sauer, wollte schon aufstehen und dich suchen(.) Dann dachte ich, du bist wohl nur aufs Klo, und – ja, dann fiel mir auf, wie, wie, ähm, bloß ah kindisch das war, meine Reaktion, es ja auch völlig egal ist, ich könnte dir ja auch später erzählen, ich muss ja nicht immer alles sofort mit jemandem teilen, fast fünfzig, es ist meine Erfahrung, meine Erfahrung, ja, und dann habe ich ohnedies wieder so (2) in die Musik, gefunden(.) Nur jetzt habe ich mich eben gewundert, wenn du sagst, du bist ohnehin dageblieben, und das ist auch das Logischere, *sonst wäre ja zwei Mal eine Tür (1) gehen müssen, Schritte und so* – dann, dann frage ich mich, wo genau du hin bist, ich will sagen(:) wieso mir da meine Wahrnehmung einen Streich gespielt hat(?) Warum habe ich mich plötzlich so grundlos über was geärgert (3) nein, Bedürftigkeit ist das richtige Wort, es war nicht Ärger, ich habe mich bedürftig gefühlt und alleine gelassen, verwaist, als erwachsene Frau von einer anderen, de facto unbekannten, erwachsenen Frau—Das sollte ich mir wohl anschauen, das ist schon was(.) [*Lachen*] Jaa(.).Aber sonst [sie macht eine wegweisende Bewegung] (Zeile 33-52)

¹³² An dieser Stelle ein kruder Gedanke: Kann Heilung vielleicht in dem Moment beginnen, in dem uns – überspitzt formuliert – unsere eigenen Neurosen anstrengend oder langweilig erscheinen? Diese Überlegung kam mir auch bei der Schilderung einer anderen 21-jährigen Immersantin, bei Catrin: „Mein altes Ich kommt mir plötzlich so mühsam vor, warum kämpfe ich gegen Windmühlen? Es ist doch im Grunde viel leichter, eigentlich macht mein Wunsch nach ‚starken Emotionen‘ alles schwierig, so kann ich nie welche haben oder immer nur kurz, weil ich immer auf der Lauer bin. ... So loslassen davon wie hier ... kann ich selten.“

In Maries anfänglich geschilderten Beobachtungen dazu, dass sie wahrgenommen habe, ich hätte den Raum verlassen, vermischen sich zwei Ebenen: Ursache und Wirkung. Erst fällt ihr eine Wirkung auf, genauer gesagt: Erst beschreibt sie Symptome, die zu einer gewissen Selbstauffälligkeit führen. Das diese Auffälligkeit erforschende Beschreiben bringt dahinterliegende (oder mögen sie darunter oder zu Grunde liegen) Motive ans Licht, auf die Maries psychotherapeutisch trainierte Seele erstaunlich rasch, neugierig und feinführend reagiert. Interessant ist unter anderem die Verwendung des Wortes „über-zogen“ in diesem Zusammenhang. Ein heftiges Gefühl also, das allerdings aus einem anderen (Be-)Reich herübergezogen wurde. Marie ärgert sich über das gegen die Vereinbarung gehende, „unabgesprochene“ Verlassen- Werden.

Randbemerkung zu meiner Weise des Interpretierens

Bald, genauer ab Zeile 110, scheint Marie selbst auf die Fährte zu kommen, aus welchem früheren Raum die Empfindung herrührt, es würde sie zerreißen, wenn ein anderer Mensch den Nähe-Raum verlässt, und ab Zeile 122 spricht sie den Umstand, ihre Zwillingsschwester im Uterus verloren zu haben, explizit an. Die Entscheidung, wann ich auf dieses Hintergrundwissen im vorliegenden Fließtext zugreifen soll, ist mir nicht leicht gefallen; die Herangehensweise, diese Interpretationsebene der verlorenen Zwillingsschwester von Beginn der Schilderung an mit zu denken und Maries Worte immer auch schon mit dem Wissen um diese pränatale Verletzungsgeschichte anzusehen, erscheint mir letztlich die sinnvollere zu sein. Mit diesem Filter betrachtet, ist Maries Schilderung stark und wiederkehrend mit Annäherungen an die heißen Kerne ihrer pränatalen Dröhnung beschäftigt. Aus diesem Umstand resultiert eine teilweise starke Redundanz meiner verschriftlichten Beobachtungen, da ich zuerst verkleidete Regungen und dann Geschichten, die an Tiefe gewinnen und/aber mitunter auch starke selbstreflexive Tendenzen aufweisen, auf die (sprachlich vermittelbaren) Spuren dieses Verlusts hin betrachte. *Anmerkung aus der Zusammenfügungsphase dieser Studie: Im Rückblick bin ich mit diesem Gestus meiner Vorgehensweise zufrieden; die Spuren, bevor das Thema explizit wird, scheinen mir facetten- und aufschlussreicher zu sein.*

Fehlende Absprache bedeutet fehlende Kontrolle (vgl. dazu den Exkurs zum Tod I, S. 109), den Hinweis auf die Illusion, jedes Verlassen-Werden könne absehbar, ankündigbar oder gar verhandelbar sein. Das Verlassen wird dieserart zum Vorhaben stilisiert (wobei nicht scharf wird, *wer* hier etwas vorhat): ein abgesprochenes, angekündigtes Verlassen. Selbst wenn dazu kein Diskurs möglich ist, so trifft es uns vorbereitet (so die Hoffnung), und ein Teil des Schmerzes oder Schocks *muss* dadurch vorweggenommen sein (so die Hoffnung). Derrida sowie Sloterdijk verhandeln dieses Phänomen einer gewissen seelischen Eingestimmtheit in oder auf das Verlassen-

Werden oder Zurückbleiben unter den Begriffen der „ursprünglichen Trauer“ (Derrida) oder „Vortrauer“ (Sloterdijk) der Überlebenden. Was nun aber, wenn die Einstimmung ausblieb, und dies aus dem schauderhaft naheliegenden Grund, dass das erste Verlassen-Werden bereits geschah, noch bevor das eigene Geboren-Werden und Überleben eine erahnbare Option wurde? Vortrauern¹³³ oder von einer ursprünglichen Trauer ergriffen sein kann erst, wer von der Endlichkeit des menschlichen Lebens ahnt. (Ein Umstand, der im Mutterleib noch unbekannt ist, das ungeborene Wesen kann keinen Begriff davon haben, was es erwartet – es ahnt ja nicht einmal, dass dieser Raum aus späterer Perspektive nur der Vorraum gewesen sein wird, der dem, was quasi das „wirkliche Leben“ genannt wird, vorangegangen sein wird). „Dann dachte ich, du bist wohl nur aufs Klo“ – der Weg zur Toilette stellvertretend für nachvollziehbar unaufschiebbare Grundbedürfnisse, solche, die „unabgesprochenes Verlassen“ rechtfertigen. Mitten in der logischen, mehr an sich selbst gerichteten Erklärung, fällt Marie auf, wie „kindisch“ ihr Empfinden ist. In diesem Wort steckt beim ersten Lesen eine Abwertung (bzw. eine negative Selbst-Bewertung), Maries Tonfall ist an dieser Stelle jedoch sehr heiter und leicht, mit ihrem Weitersprechen – sie schickt einen zweiten Begriff hinterher: „kindlich“ – wird die Bedeutung offenkundiger: Sie empfindet wie als Kind (eine Rückkehr, die, wie bereits an anderen Stellen ausgeführt, ein Eintauchen in eine vergangene, in den Körper eingeschriebene Zeit bzw. Erfahrungsdimension bedeutet). Das Zurücktreten der Sprachdominanz, das Kind-Werden – das alles sind Indikatoren für ein Immersionserlebnis des eigenen Beginns.

„[E]s ja auch völlig egal ist, ich könnte dir ja auch später erzählen, ich muss ja nicht immer alles sofort mit jemandem teilen, fast fünfzig, es ist meine Erfahrung, meine Erfahrung, ja, und dann habe ich ohnedies wieder so (2) in die Musik, gefunden(.) [Ab Zeile 40]

Hier spricht Marie ein Phänomen an, dem auch über ihren individuellen Erfahrungsraum hinaus große Bedeutung zukommt. In einer von Erreichbarkeit und Statusmeldungs-Updates dominierten Kultur steht nicht mehr die Erfahrung, die man macht, im Vordergrund, sondern der Erfahrungsbericht, den man darüber in Umlauf bringt: Das moderne Individuum erfährt sich durch die Rückmeldung zu seiner Statusmeldung. Aus dieser Rückkoppelungsschleife tritt Marie aus. Was Heidegger für „zuhandene Dinge“ beschreibt, kann auch auf den Moment des Austritts oder Bruchs aus bzw. mit einem Medium umgelegt werden, das dann erst richtig auffällt, wenn eine

¹³³ Was auch immer das heißen mag, dieser Begriff ist mir in der Theorie verstehbar, in der Praxis jedoch nicht ganz nachvollziehbar. Was es im ‚Einzelfall‘ heißen kann und weshalb es manchmal ausbleibt, dies wird im Nächsten Kapitel Thema.

„Störung“ eintritt (ich beziehe mich hier auf Sluneckos¹³⁴ Ausführungen, die er unter die von Heidegger inspirierte Kapitelüberschrift setzt: „Wenn etwas zerbricht, leuchtet Welt auf“, Slunecko & Przyborski 2009).¹³⁵

Mit dem „Zurückfinden“ in die Musik, die nun von Marie auch als lauter empfunden wird – eine Parallele übrigens zu Heiners Schilderung (vgl. in Kap. 3.1.) – gelingt ihr auch ein Eintauchen in eine unausgelenkte Erfahrung. Trotzdem macht Marie in ihrer Erzählung noch einen Exkurs, bevor sie mit (los-)gelöstem Gestus von ihrer Erfahrung berichten kann. Dies ist notwendig, weil Marie – wie eingangs bereits angedeutet – wissbegierig ist, die Gründe ihres „so über-zogen heftigen Gefühls“ zu erforschen. An die Gründe für den Ärger über das vermeintliche Verlassen-Worden-Sein muss an dieser Stelle (bevor es tiefer in die Musik, tiefer in die Erzählung gehen kann) eine erste Annäherung geschehen, das macht die Dringlichkeit in Maries Stimme deutlich. Das Satzkonstrukt [von Zeile 43 bis 47] ist besonders vielschichtig:

Nur jetzt habe ich mich eben gewundert, wenn du sagst, du bist ohnehin dageblieben, und das ist auch das Logischere, *sonst wäre ja zwei Mal eine Tür (1) gehen müssen, Schritte und so* – dann, dann frage ich mich, wo genau du hin bist, ich will sagen(:) wieso mir da meine Wahrnehmung einen Streich gespielt hat(?)

„Nur“ und „eben“ zu Beginn des Satzes heben einander beinahe auf: *Nur* weist auf einen Widerspruch oder Vorbehalt hin, nimmt sich aber auch ein wenig zurück („nur eine Kleinigkeit noch“, „eh nur“ etc.). *Eben* unterstreicht dann doch die Wichtigkeit, die

¹³⁴ „Auch in Heideggers in *Sein und Zeit* (1927, §15-18, §69) vorgetragener Zeuganalyse ist dieses Motiv, wenn auch unter deutlich anderen Theorievorzeichen angelegt: Kein Gebrauchsding („Zeug“) steht alleine für sich, sondern ist nur in seinen Verweisungszusammenhängen zu denken, d.h. es verweist auf andere Gebrauchsdinge und auf diejenigen, die es gebrauchen – doch diese Verweisungen sind nicht thematisch. Diese leuchten erst dann auf, wenn der habituelle Gebrauch, in Heideggers Terminologie: die Zuhandenheit, gestört ist. ‚In der Störung meldet sich ein Geflecht von Bedeutungen, welches allerdings latent schon immer da war und das Verstehen geleitet hat‘ (Ciocan & Cercel 2004, 177). Erst wenn die Zuhandenheit gestört, die Verweisungszusammenhänge gelöst werden, z.B. wenn das Zeug im wahrsten Sinne des Wortes zerbricht, sieht man das vorhandene Zeug und nicht mehr das zuhandene Zeug (d.h. jenes, das uns in seinem Sein gerade *nicht* entgegentritt, weil wir es nur in seinem Gebrauch wahrnehmen). Wieder unphänomenologisch gesprochen: Erst in der Störung treten die Gegenstände also aus der sonst habituellen, nichtreflexiven, unthematischen Gegebenheit heraus und wir begreifen, in welcher vielfältiger Weise sie unser alltägliches Handeln strukturieren.“ (Slunecko & Przyborski 2009, Seite 4).

¹³⁵ An dieser Stelle ein kurzer Exkurs, bzw. ein Querverweis auf das 5. Kapitel der vorliegenden Arbeit. In diesem (Ent-)Störungs-Zusammenhang ist auch eine spirituelle Fährte angedeutet, die in anderen Immersantenschilderungen deutlicher enthalten ist. In Maries Schilderung klingt hier auch eine religionstheoretische (oder -praktische) Dimension an, denn es geht umfassend um die Souveränität des Individuums, also auch um dessen Losgelöstheit von höheren Mächten. „Die Erlöser haben uns immer nur verschieden auf die Freiheit vorbereitet, es kommt darauf an, sie als erreichte vorzutäuschen. Das ist der Sinn aller Simulationen,etc.“ (Sloterdijk 1996, S. 104). Nach dem Abschluss aller Befreiungsgeschichten sind wir dazu verdammt, Souveränität zu simulieren. Wie kommt das, aus alten Glaubenslippenbekenntnissen losgekettete Individuum dazu, in/aus/auf Freiheit eine neue, individuelle Stabilität aufzubauen, eine Souveränität also nicht bloß vorzutäuschen? Vgl. dazu Kapitel 5.

in dieser Regung liegt, die Verwunderung will ernst genommen werden („justament“). Maries anschließende Formulierung enthält nochmals [wie schon in Zeile 21] den Hinweis darauf, dass eine gewisse Unklarheit bezüglich der Aussage der Begleiterin (noch) zurückbleibt: In „wenn du sagst“ schwingt (in meinen Ohren) mit: „wenn stimmt, was du sagst“. Diese Aussage wird im darauffolgenden Einschub logisch untermauert; die fehlenden Schritte, die Tür, die nicht zwei Mal geht – es ist das Ausbleiben von Zeichen, das als (An-)Zeichen dafür in Erwägung gezogen wird, dass ich „ohnehin dageblieben“ bin, dass also das Mit-im-Raum lückenlos da/ anwesend blieb. [„Dann, dann“ – worauf jene Wortwiederholungen hinweisen, die Marie an manchen Stellen vornimmt (und dies bei ansonsten ruhigem Tonfall und elaborierter Sprache), wird weiter unten besprochen.] An dieser Stelle spaltet sich Maries Satzkonstrukt in gewisser Weise auf, es werden zwei Varianten angeboten.

Wenn die Begleitung also körperlich im Raum blieb: Wo genau ist sie dann hin? Wie kann jemand anwesend bleiben und abwesend werden zum selben Zeitpunkt? Interessant ist auch der Wunsch nach Präzision: „Wohin genau?“ Diesem ersten – affektiv aus Marie heraus brechenden – Formulationsansatz kommt besondere Bedeutung zu. An ihm lässt sich die Frage nach einer psychologischen Topologie des Menschen aufzeigen. Sloterdijk arbeitet das Axiom über die menschlich Teilhabe an Räumen in seiner „Vorüberlegung Innenraum denken“ aus (vgl. Sloterdijk 1998, Seite 83 ff.). Dort heißt es: „Auf die Frage, wo ein Subjekt sich aufhält, sind durch psychologische Untersuchungen Antworten gegeben worden, die den physikalischen und zivilen Augenschein Lügen strafen.“ Topologisch gedacht ist der Mensch zu jedem Augenblick „über radikal verschiedene Orte verteilt, bewusste und unbewusste, taghafte und nächtliche, ehrenhafte und skandalöse, solche, die dem Ich gehören, und solche, an denen innere Andere ihr Lager aufgeschlagen haben“ (vgl. ebendort). Nun ist Sloterdijs Theorie zwar eine herausragend um- und weitsichtige, sie stößt jedoch an eine Grenze, die kaum in einem Zusammenhang so schmerzhaft auffällig wird wie im hier besprochenen. Denn wenn Sloterdijk formuliert: „Nur die Körper von Toten sind ohne Mehrdeutigkeit zu lokalisieren“ (Sloterdijk 1998, S. 83), dann trifft er gerade nicht, was Maries hier so fundamental umtreibt. Mögen andere tote Körper ohne Mehrdeutigkeit zu lokalisieren sein, so trifft dies auf abgestorbene Föten nicht oder nur bedingt zu. Zuvorderst sind sie in einem zweifachen Innen zu verorten – in der Welt und in der Mutter – und bereits das macht die schöne, postulierte Eindeutigkeit augenfällig schwierig. Hinzu kommt, dass je nach ihrem Todeszeitpunkt (auf den Entwicklungsgrad bzw. die SW bezogen, vgl. oben) eine gewisse Flüchtigkeit (eine Verflüchtigung in den abgeschlossenen Raum hinein) hinzukommt, die für andere

(zuerst lebend geborene) Tote nicht auf diese Weise zutrifft (was hier sehr diffus klingt, wird in der Ausführung nahe an Maries Worten nachvollziehbarer). Dieser Umstand betrifft Marie allerdings weniger auf eine fluid-physische Weise, ihre Zwillingschwester war – wenn die Information stimmt¹³⁶ – ja schon so weit entwickelt gewesen, dass sie nicht mehr von Marie und dem mütterlichen System reabsorbiert werden konnte, trotzdem ist auch in dieser Form die Uneindeutigkeit der Verortung des (physikalischen aber auch als seelisch intendierten) Körpers zu achten. Denn in diesem Innen-Innenraum (der Uterus in der Welt) geht es angesichts eines eben abgestorbenen vorgeburtlichen Menschenwesens für das noch nicht okulare (Noch-)Nicht-Gegenüber weniger um eine physikalische Verortung des Körpers als mehr um dessen eigenrhythmischen Mit- und Entgegen-Bewegen. Der gerade noch emanierende Körper, der anbei- und vorschwebt und an *taghaften und nächtlichen* Orten koexistiert – *denn auch für einen Embryo gibt es bereits unterscheidbare Zustände bzw. Örtlichkeiten* (vgl. Sloterdijk 1998, Seite 83 ff.) – ist plötzlich tot. Plötzlich ist seine Vorhandenheit eine spürbar andere, da ist noch ein Körper im Raum, doch was gerade noch Gefühle hatte und sich bewegte, ist plötzlich ein „Klumpen“. Was an Gefühlen und Bewegungen da war, ist noch als Echo in diesem Raum mit verschlossenem Ausgang enthalten (im Raum mit anwesende Körper verändern den Hall- und Klangraum); es ist, was den zurückbleibenden Fötus, der keine Worte dafür hat, was und wie ihm gerade geschieht, nährt bzw. in ihn 'einsickert'. Auch wenn Marie zum Zeitpunkt des Todes ihrer Zwillingschwester bereits alt/ groß genug war, um die physischen Reste des schwesterlichen Organismus nicht (gänzlich) aufnehmen zu müssen, so besteht trotzdem eine intime Verschränkung des lebenden und des toten Fötus, die über den Todeszeitpunkt hinausdauert und die Spuren in Maries System hinterlässt.

Eine weitere Deutungsmöglichkeit/ Bedeutung kann noch aus Maries Frage – „*Wenn du sagst, du bist ... dageblieben, ... dann frage ich mich, wo genau du hin bist?*“ – extrahiert werden. „In Bezug auf Wesen, die auf menschlich ekstatische Art *am Leben* sind, stellt sich die Ortsfrage von Grund auf anders, weil die primäre Produktivität der Menschenwesen darin besteht, an ihrer Einquartierung in eigensinnigen, surrealen Raumverhältnissen zu arbeiten“ (Sloterdijk 1998, S. 83). Marie ist auf gewisse Weise – auf die Weise, die sich auf den psychischen Topos bezieht – während ihrer Liegung mehrfach verortbar. Sie ist mit einer anderen erwachsenen Frau (wie sie selbst sagt, vgl. in den Zeilen 39–43) im Raum, sie ist – wie sie gleich berichten wird – im Rumpf eines kleinen Bootes (einem Ort, den es physikalisch in ihrer Kindheit gab und der seither als Topos existiert, vgl. in den Zeilen 56–100), und sie ist im Mutterleib (dazu

¹³⁶Ich bin hier auf die Information angewiesen, die ihr von ihrer Mutter gegeben wurde.

explizit noch später im Gespräch). Vermutlich kommen zu diesen drei Orten noch ein paar weitere Aufenthaltsräume (*sensu* Sloterdijk) hinzu. Hat der aktuelle Kontext (dieser Arbeit) zuvorderst die vorgeburtliche Weltlage Maries evoziert, so ist zudem die Lage zu/mit mir, der Begleiterin zu be(tr)achten (dies mag für manche BetrachterInnen ohnedies näher liegen). Wenn es sein kann, dass mit der AlphaLiege die tonalen menschlichen Verhältnisse erlebbarer werden (wie bereits in der Einleitung angedacht), dann *muss* es folglich auch möglich sein, dass dies auch (sprachlich) in Erscheinung tritt. Slunecko spürt dieser Thematik im Spezialfall „Psychoanalyse“ nach, denn (besonders) auch auf jener Couch werden Nuancen des Seelischen spürbar und tätig: „Eine Situation ist demgegenüber eine ‚Analyseeinheit‘, die ihre eigene Vergangenheit und Zukunft mit umfasst. Sie ist notwendigerweise ein Unikat. Eine Situation steht auch nie still. Ihre Wahrheit ist in Bewegung. Sie ist eher etwas, *aus dem heraus* wir wissen (weil wir an ihr partizipieren) – als dass wir *über sie* etwas wissen. Sie steht uns nicht gegenüber, wir sind in ihr, wir sind sie (Slunecko 2012, S. 564)“. Die Wahrheit der Situation ist also in Bewegung, und ebenso sind die Akteure der Situation in Bewegung, sie wandeln im Koordinatensystem der intra(in)dividuellen Raum-Zeit-Achse umher. Spricht Marie also an, was sonst vielleicht nicht einmal Bewusstseinsniveau erreichen würde, dass sie sich nämlich zeitweilig alleine gelassen fühlt, so ist dies eine unerwartete, aber willkommene Passung zwischen einer Situation in allen ihren Nuancen und ihrer Versprachlichung durch die beteiligten Akteure. Bei diesem Akt (der Passung) muss – wie Slunecko vorschlägt – eine gewisse Zuschauerontologie überwunden werden, denn es macht nur Sinn, wenn die Sicht- bzw. Fühl-Weisen von liegender wie auch begleitender Person einbezogen werden. Marie spürt (m)eine fluktuierende Anwesenheit.

Selbstbezügliches/ Reflexion am Rande

Die Stimmung und Reise der Immersantin werden dokumentiert, bei Interesse transkribiert, thematisiert und interpretiert/seziert/analysiert ... Doch auch ich bin die Situation. Dem Vorwurf Maries, ich hätte den Raum verlassen, kann ich also ausweichen oder mit Interpretation begegnen, ich kann abstreiten oder „analytisch aufrüsten“, Interaktion immer als jene Übertragung deuten, die mit mir als „Reingard“ nichts zu tun hat, ich kann das, was sie sagt, aber auch als Wort zur geteilten Lage ernst nehmen. Was von „Außen“ wie eine Ko-Trance wirken mag/ kann, können zwei parallele Trance- oder Entspannungszustände sein, die lediglich in physisch/ physikalisch geteiltem Raum stattfinden. Wenn ich diesen Umstand in alle Analyseversuche einbeziehe, so ist Maries Beobachtung, ich hätte den Raum verlassen, plötzlich mehr als zulässig. Ich erinnere mich an die Empfindung, dass ich häufig (besonders bei Menschen,

die mir nicht vertraut waren) zu Beginn der Liegung und zum Ende hin verstärkt bei deren Themen war, während des Klangprogramms aber oft eigenen Empfindungen und Gedanken nachhing, mich also aus einer mit-fühlenden Sphäre ausklinkte und auch keine beobachtende Position annahm. Insofern habe ich den geteilten Raum, der der Entfaltung von Maries Empfindungen gewidmet war, also möglicherweise gerade an dieser Stelle verlassen und ging woanders hin.]

Verschiedene Facetten der Frage danach, wo (genau) die anderen hingehen, werden an mehreren weiteren Stellen der vorliegenden Studie auftauchen (vgl. in Kapitel 5.). In Maries Weitersprechen findet ein scheinbares/vornehmliches Sich-Selbst-Dolmetschen statt: „[I]ch will sagen: wieso mir da meine Wahrnehmung einen Streich gespielt hat?“ Dabei wird allerdings die seelische Genauigkeit und topologische Neugierde wieder aufgehoben und weicht der vergleichsweise „banaleren“ Frage (die Banalität dokumentiert sich auch in der Formulierung „einen Streich spielen“) nach einer „Wahrnehmungstäuschung“. Es scheint eine Kluft zwischen diesen beiden formulierten Fragen zu liegen, und es stiftet Verwirrung, dass in Maries Worten der Hinweis zu liegen scheint, sie wären Sinn-ident oder es würde sich bei der zweiten Variante sogar um eine präzisere Variante handeln. Vielleicht liegt ein Schlüssel darin, Maries „ich will sagen“ nicht als Redewendung, die beschreibt, dass es nun deutlicher oder präziser wird, zu verstehen, sondern ganz wörtlich und direkt: Es ist die gewolltere Variante. Zu diesem Gesprächszeitpunkt flackert also bereits die bedeutendere Ebene auf bzw. durch jene hindurch, auf die Marie sich aktuell *willentlich* beziehen möchte. Bedeutend wäre, dass bereits zum Auftakt Maries Verlassen-Werden im Raum steht. (Das Gespräch hat die Tiefe/Höhe noch nicht erreicht, in der es schwerelos möglich wäre, einer Deutung nachzuspüren, die über das Spielchen hinausgeht, das sich unser Wahrnehmungsapparat gelegentlich mit uns erlaubt. In Anlehnung an Anna Freud könnte interpretiert werden, dass die der Familie der Abwehrmechanismen¹³⁷ des Ichs zuzurechnende Intellektualisierung Marie aus einem konfliktuösen Erleben heraus hilft.

¹³⁷ Der psychoanalytische Begriff der Abwehrmechanismen – bereits bei Sigmund Freud erwähnt und von seiner Tochter Anna Freud weitergehend ausgearbeitet – bezeichnet vom „Ich“ gesteuerte Vorgänge, die dem Zweck dienen, konfligierende psychische Tendenzen (Triebe, Motive, Wünsche, Werte) mit dem Ziel, den vorhandenen seelischen/ psychischen Konflikt zu verringern, auszugleichen. Dies geschieht meist unbewusst. Der Begriff des „Strukturturniveaus“ – ursprünglich von Heinz Kohut eingeführt, auf Otto Kernberg geht dann die Unterscheidung in *hohes, mittleres* und *niedriges Strukturturniveau* zurück – erweitert die klassische Psychoanalyse um die Möglichkeit, den Entwicklungsstand bzw. Reifegrad der psychischen Funktionen und der Persönlichkeitsstruktur eines Menschen zu beschreiben. Auf diese Weise wird eine über die Konfliktpathologie – also die Unfähigkeit, unbewusste Konflikte adäquat lösen zu können – erweiterte Beschreibung psychischer Störungen möglich. Dieser Einteilung folgend sind Intellektualisierung sowie Rationalisierung Abwehrmechanismen auf hohem Strukturturniveau.

Theoretisches Analysieren einer Situation bzw. die Suche nach Gründen beispielsweise für bestimmte Wahrnehmungen also, die in der aktuellen Lage akzeptierbarer sind, als die Annahme von tiefer liegenden emotionalen Bedeutungen – auf diese Weise muss für Marie die zuvor kurz angerissene Frage noch nicht scharf werden. „One of the main aims of intellectualisation is to keep the affects of arm's length and to neutralise them“ (Laplanche et Pontalis 1988, p. 225).

Warum habe ich mich plötzlich so grundlos über was geärgert (3) nein, Bedürftigkeit ist das richtige Wort, es war nicht Ärger, ich habe mich bedürftig gefühlt und alleine gelassen, verwaist, als erwachsene Frau von einer anderen, de facto unbekannten, erwachsenen Frau – Das sollte ich mir wohl anschauen, das ist schon was(.) [*Lachen*] Jaa(.)
Aber sonst [*sie macht eine wegweisende Bewegung*] war es eine ahm gute, ahm ordentlich intensive Erfahrung [*Lachen*] und diese Täuschung, dass ich da, also wie eine – das ist das eigentliche Geschenk, denn da kann ich was lernen, das verblüfft mich – [Zeile 48-56]

Marie wird (selbst) klar, dass es weniger um Ärger oder eine Wahrnehmungstäuschung geht als mehr um das Einsetzen eines tiefen und beunruhigenden Gefühles von Bedürftigkeit. Damit sind die Abwehrmechanismen verstummt; es geht Marie nicht mehr um die kürzest mögliche bzw. die erträglichste Erklärung, nicht mehr um (Selbst-)Bewertung oder Schuldzuweisung. „Bedürftig ... alleine gelassen, verwaist“ – hier wird der Gefühlsraum abgezirkelt, der Maries Dröhnungentspricht, ihrer vorgeburtlichen, tiefen „Aufladung“, die immer dann re-aktiviert wird, wenn es „intim“ wird. Was hier ein erstes Mal in analytischer Schärfe umrissen wird, wird im folgenden Gespräch ausführlich und vor der Folie des eigenen Beginns entfaltet/ aufgefaltet. Für die eigenen „schwachen“ Seiten oder Momente so gnadenlos treffende Worte in Anschlag zu bringen, zeugt von beachtenswerter Offenheit und Selbstreflektiertheit, dies noch dazu vor einer *de facto Unbekannten*. Dieser Umstand steht in starkem Kontrast zu den gewählten Begriffen, die Akteurin wirkt (auf mich) nicht bedürftig. Maries Stimmlage ist tief und ihre Stimme klingt sehr ruhig und angeregt, gerade so, als würde sie direkt „aus dem Bauch“ kommen. Ob es tatsächlich die „erwachsene Frau“ in Marie ist, die sich durch das Gehen einer anderen erwachsenen Frau allein gelassen fühlt? Das Wort „bedürftig“ kann sich auf die Abhängigkeit des Fötus von der Mutter beziehen, das Wort „verwaist“ auf das einsame Zurückbleiben im System Mutter nach dem Abgang der ersten Begleiterin. Marie bemerkt selbst, dass sie sich das *wohl anschauen sollte*. „Das ist schon was.“ Eine Bemerkung, der etwas Verwundertes und etwas Bewunderndes („ordentlich intensiv“) gleichzeitig anhaftet. Wenn die eigene Verletzungsgeschichte in ruhigen, tief in Musik eingetauchten Momenten dermaßen laut wird, dass ein früheres Raumverhältnis auf eine aktuelle Situation übertragen wird

und damit wieder (nach-)spürbar, dann ist das schon was. Es (die „Täuschung“ oder das *Verblüffende*) ist „das eigentliche Geschenk, denn da kann ich was lernen.“

Das Boot und das Mädchen – eine Geschichte

(8) Haaam, am Anfang, wie ich vorhin angedeutet habe, wollte ich dir davon erzählen, wie ich mich mal als Kind, Anfang pubertär, in einem kleinen Boot versteckt habe, ich bin unter die Plane gerutscht, die das Boot, altes Ding, abdecken soll, für den Fall, dass es regnet oder so(.) Ich bin mit den Eltern auf Urlaub gewesen, es gab Streit(.) Sie schrieen wieder viel und wieder (1) wollte *ich* am liebsten wieder unsichtbar werden(.) Dass sie mich dann suchten, fanden, schimpften, und, und - - das ist nicht das Interessante, das, will ich damit sagen, was an der Geschichte hängen geblieben ist, das Schöne(.) Diese lange Weile, kam mir wie eine ganze Ewigkeit vor, in der ich nachts in der dunklen Nacht liege und es schaukelt und die Wellen schlagen an das Boot und ich fühle mich völlig sicher und es ist so unendlich still trotz aller Geräusche der Nacht, das ist es, haam [*Seufzen*] was hängen geblieben(.) (5) Das war vielleicht das schönste in meinem Leben(.) Dieses Gefühl, das ich da vernahm, das war so rein und unberührt(.) (Z 56–70]

Ehrat weist darauf hin, was für ein Glück es ist, wenn ein/e Erzählende/r von sich aus zu einer Geschichte ansetzt, da in Geschichten das Potenzial steckt, größere, für die Person wichtige Sinnzusammenhänge detailliert und in Eigensprache am Exempel zu schildern bzw. zu hören (mündliche Mitteilung, Juli 2007, Näheres zur Idiolektik in der Einleitung). Marie hat sich als Kind, „Anfang pubertär“, in einem kleinen Boot versteckt, wobei sie eine Plane zur Seite schieben musste, um ins Innere rutschen zu können. Es ist (im Gesprächszusammenhang) unvermeidlich, hierbei eine Uterus-Assoziation zu haben. Das Mädchen flüchtet vor dem lauten Außen in ein „unendlich stilles“ Innen, in dem sie „wieder unsichtbar“ sein kann. Das Außen ist dabei unpersönlich, unnahbar, dissoziiert, das wird unter anderem durch die Wortwahl merklich: „mit d e n Eltern“ statt mit „meinen Eltern“; „es gab Streit“ etc. Der Prozess der Eltern wird verknapppt und rasch ausgesprochen: Sie stritten, schrieen, suchten, fanden, schimpften, und, und. Als Gegenhorizont wird der „völlig sicher[e]“ Ort ruhig und rhythmisch zu den schaukelnden Wellen passend reich besprachbildert. Dem elterlichen Streit wird förmlich Raum und Zeit – Wichtigkeit – entzogen. Im Bootsbauch wird die Wortwahl hingegen poetisch und kreativ, es finden sich mehrere auffällige rhetorische Figuren: zum einen Pleonasmen – „eine lange Weile wie eine ganze Ewigkeit“; „nachts in der dunklen Nacht“ –, zum anderen Oxymora, d.h. auf den ersten Blick widersprüchlichen Formulierungen wie die, dass ein Boot, an das die Wellen schlagen, ein sicherer Ort, sowie, trotz aller

Geräusche der Nacht, „unendlich still“ sei. In dieser Stelle von großer metaphorischer Dichte dokumentiert sich, was Marie selbst expliziert, nämlich die Hervorgehobenheit dieser Augenblicke: „Das war vielleicht das Schönste in meinem Leben.“ Die Streitigkeiten der Eltern (die sonst wohl eine große Bedeutung im kindlichen Universum hatten) werden zum Randgeschehen, die Erinnerungen an den Zufluchtsort hingegen sind, „was hängen geblieben.“

Zu mehreren Formulierungen nun noch etwas ausführlicher:

und wieder (1) wollte ich am liebsten wieder unsichtbar werden.

Interessant ist hier (besonders auch) das Wort „wieder“, das an zwei Stellen auftaucht. Einerseits findet sich in dieser Formulierung der zweifach deutbare Wiederholungswunsch, die Idee, nicht sichtbar sein zu wollen, sollte erneut auftreten, und/oder das Unsichtbar-Sein selbst. Bei Letzterem könnte von einer Erinnerung an ein (mindestens) einmal erlebtes Unsichtbar-Sein ausgegangen werden, ein einmal erlebter Zustand soll wiederhergestellt werden. Das einsekündige Stocken gibt einen Hinweis darauf, dass der Satz eventuell während des Sprechens seine „Stoßrichtung“ ändert, d. h. es bleibt nicht ganz auflösbar, ob Marie sich nach beiden hier angedachten Wiederholungsarten sehnt oder ob es eventuell tatsächlich (stärker) um die zweite Variante geht. Das „ich“ in dem Satzteil ist kaum hörbar, es entsteht der Eindruck, es wäre das starke Ich (vgl. dazu im vorangegangenen Unterpunkt) beinahe überwunden – gerade so wie Maries Sichtbarkeit in dieser Geschichte. Interessant ist weiters die Frage, was „Unsichtbarkeit“ unter Einbezug der Gedanken zur psychischen Topologie bedeutet. Was kann das für ein Ort sein, an dem die Sichtbarkeit für andere nicht gegeben ist, an den gelangen kann, wer unter einer Schutzplane hindurch rutscht, die vor Blicken aus dem Außen schützt? Mir kommt dazu die Ein-Wort-Antwort „Reminiszenz-Uterus“ in den Sinn, um einen möglichen Topos für Menschen, die dem ersten entbunden sind, aber in der Gegenwart das Bedürfnis (die Bedürftigkeit, um es mit Marie zu sagen) empfinden, wieder in jenem Topos zu pausieren. Marie liefert [in den Zeilen 68, 69 und 71–85] eine genauere Beschreibung dieses uterinen Verweil-Raumes. Um an den Gedanken der Verortung des Fötus in einem zweifachen Innen (der Aufenthaltsort in der Mutter, die in der Welt ist, vgl. S. 119) anzuschließen: Wer in einem Mutterbauch ist, ist nur zunächst unsichtbar; denn sie oder er ist zwar nicht direkt sichtbar, jedoch auf ausgesprochen auffällige Weise versteckt. Unbemerkt (auch als eine Art „Unsichtbarkeit“ aufzufassen) ist der Fötus jedenfalls zumeist sehr rasch nicht mehr, ganz zu schweigen von der Einflussnahme, die auf den schlecht versteckten Heranwachsenden ausgeübt wird. Wenn Marie sich also als Kind in einen als abgeschieden erlebten Uterus flüchtet und auch wenn sie diesen Ort dann als

Erwachsene gedanklich heraufbeschwört, so ist dies auch ein stilisierter Raum, in dem gewissen Eigenschaften verstärkt empfunden werden können und andere in den Hintergrund geraten. Bei Marie ist eine wichtige und früh formulierte Eigenschaft des Boot-Uterus die, dass sie vor den Eltern verborgen ist. Die Mutter wird also nicht als ein den Uterus in irgendeiner Form beherbergendes oder auch nur von ihm wissendes System erlebt. Sie wird dissoziiert. Der Schutzraum ist auch für sie nicht einsehbar. Die Unentdecktheit des Fötus durch die Mutter ist ein interessanter Aspekt mit facettenreichen Auswirkungen, ich nehme darauf an weiteren Stellen und explizit am Ende des 4. Kapitels Bezug.

nachts in der dunklen Nacht liege

Nun gibt „nachts“ bereits einen Hinweis auf die Tageszeit. Die hinzugefügte Verdoppelung gibt der Nacht den Charakter eines Raumes, dem man einwohnen kann: Marie liegt in der Nacht drinnen und diese ist dunkel. (Die Nacht ist nicht zwangsläufig dunkel, der Mond oder Laternen könnten Licht spenden.) Marie ist also auch hier in einem zweifachen Innen: in der Nacht und in dem Bootsbauch. Die Nacht bekommt damit etwas mütterlich Schützendes zugesprochen.

und es schaukelt und die Wellen schlagen an das Boot und ich fühle mich völlig sicher

Im Schutz der Nacht und im Schutz des Bootes kann das Schaukeln der Wellen und ihr Schlagen an das Boot die gefühlte Sicherheit nicht gefährden. „Schlagen“ hat dabei einen nicht ungefährlichen Klang; möglich, dass die Bedrohlichkeit im Außen (in weiter Ferne die streitenden Eltern, näher die schlagenden Wellen) das Innen noch heimeliger wirken lassen.

und es ist so unendlich still trotz aller Geräusche der Nacht

Auch hier wird wieder ein Kontrast erwähnt. Nochmals tritt dabei die Ewigkeit – hier heißt sie: „unendlich“ – auf. Ist die Nacht in einem Uterus-Bild mit der Mutter gleichzusetzen, so habituier Marie an deren Geräusche: ob Herzpochen oder Windrauschen: Es signalisiert lediglich, dass die Einbettung intakt und lebendig ist.

Diese Passage abschließend, noch ein Gedanke, ganz explizit gesprochen: Wer soll Marie nicht sehen? Ist dieser Wunsch auf die (streitenden) Eltern (allein) bezogen oder umfasst der Wunsch nach Rückzug größere Teile der Welt oder die Welt „im Gesamten“, handelt es sich (auch) um das Bedürfnis nach einer Ruhepause von/vor ihrer Weiterentwicklung? Marie betont eingangs, dass sie zu jenem Zeitpunkt „Anfang pubertär“ ist. Ermöglicht ihr der Rückzug in einen Uterus auch einen gewissen Abstand

zur kaum aufhaltbaren Veränderung in Richtung „erwachsener Frau“? Dieser Faden wird etwas später wieder aufgenommen.

Eine genauere Beschreibung des Topos Kahn-Innenleben [Zeilen 68, 69 und 71–85]

Marie vernimmt an jenem Ort ein Gefühl, das „rein und unberührt“ ist. Gesellt sich unberührt zu unsichtbar, so wird der Eindruck eines unkörperlichen Zustandes verstärkt, zumindest für den Fall des geborenen Menschenwesens. (Diese Worte passen besser zu einem „echten“ Uterus.) Hinsichtlich der weiteren Beschreibung des modrigen alten Kahns mutet die Beschreibung der unberührten Reinheit als doch eher metaphorisch an. Bei der weiteren Ausführung Maries – „ein völliger Moment von Andacht und von Stille“ – entsteht die Assoziation, dass in dieser Situation auch eine religiöse Dimension vorhanden ist. „Ewigkeit“ – „unendlich“ – „rein“ – „völlig sicher“ – „Andacht und Stille“: Der jeweils gefundene Topos erfüllt Eigenschaften eines „heiligen Ortes“, wie eine andere Immersantin es nennt:

Exkurs/ Gegenüberstellung: Mausoleum: Eine 38-jährige Immersantin, **Tanja**, berichtet unmittelbar nach ihrem Liegeerlebnis in der Kirche: „[D]ass die Kirche so groß is', is' bald irgendwie ahm nimma wichtig gewesen, aber das Thema is' geblieben(:) Ich hab' mich wie in am eigenen Mausoleum gefühlt, wie in ner Familiengruft (...) nicht klar, ob ich lebe oder doch nicht (...) wie an nem heiligen Ort, an dem alles heilig ist, also alles sich auch sehr ähnlich ist, wenn du weißt was ich meine: alles Leben heilig(...) so eine Ahnung(:) ,das Leben ist ewig(!)' Ich liebe diesen Ort, ich fühle mich da selbst heilig (...) in einer guten Art g'meint(.) Alles gemeinsam ist, sind wir in was wie ,Gott'(.).“

Auch bei dieser Immersantin ist der Topos als zweifacher Innenraum beschrieben: in einem Mausoleum in etwas wie Gott. Auch hier ist von „ewig“ und einer Form der Reinheit (hier „heilig“) die Rede. Dieses Transkript wird im Kapitel 5. nochmals erwähnt.

Exkursende

„Ich habe das heute wieder richtig in der Nase gehabt, diesen, diesen Geruch nach nassen Sachen, nassem, salzigem, modrigem Innenleben von diesem Kahn(.).“

Dieses Hervortreten des Geruchssinnes, das Gerüche assoziieren lässt, die so nicht im aktuellen Raum sind (oder mir darin nicht auffallen), ist ein Phänomen, das auch von manchen anderen Liegenden geteilt wird¹³⁸. Wie das empfundene Verlassen durch die Begleiterin, könnte hier angemerkt werden, dass die Immersantin einem Spielchen

¹³⁸ Diese Gerüche sind häufig mit Kindheitserinnerungen verbunden und zudem interessanterweise mehrfach mit „erdige[m], was Blühendes“ – sagt eine 60-jährige Immersantin **[Irma]** im 5. Kapitel – oder auf andere Art deutlich „biologischen Gerüchen“ – wie ein 51-jähriger Immersant mitteilt. Diese beiden Geruchs-Mitteilungen wurden zudem in der winterlichen Kirche gemacht – und damit weit von Natur oder einer blühenden Jahreszeit entfernt.

oder einer Täuschung ihrer Wahrnehmung erliegt (diese Überlegung wäre nahe an ihrem affektiven Einwurf bzgl. meines Raumverlassens, vgl. oben). Da sie selbst jedoch an dieser Stelle nicht in Abwehr eine Rationalisierung der Lage vornimmt, wird deutlich, dass das Wiedererleben der als so ergreifend schön empfundenen Situation auf allen Sinnesebenen stattfindet. „Nass, salzig, modrig“ scheint einen Widerspruch zur davor beschriebenen Reinheit darzustellen. Dabei klingt im Wort „modrig“ auf gespenstische Weise die Erinnerung an Maries verstorbene Zwillingschwester an. Die Erinnerung an Modergeruch löst ein „heimeliges“ Gefühl aus – *it feels/ smells like home*. Marie verwendet das Wort „komisch“, um ihre Verwunderung darüber auszudrücken, welche Komponenten bewirken, dass es ihr schlicht und einfach gut geht. Zudem wird ihre Befremdung darin deutlich, dass an dieser Stelle wieder eine gewisse Distanzierung auftritt, die sich darin äußert, dass Marie ihren Zustand mit „man“ und „einem“ beschreibt. Marie spricht ganz offen und berührt; kommt sie dabei ihren ursprünglichsten Verletzungen besonders nahe, rührt sich (jedoch) wieder ein zarter Anflug einer Abwehr. Abwehrmechanismen sind dazu da, seelische Konflikte zu vermindern¹³⁹, die besprochene Distanzierungsmaßnahme kann demnach einen Indikator dafür darstellen, dass die Dröhnung sich annähert.¹⁴⁰

„Ich habe diese Situation schon hunderte Male in den, ahm, in Gedanken heraufbeschworen, doch es ist mir nicht wirklich so gut gelungen,“ [Zeile 77–79]

Marie formuliert hier die Diskrepanz zwischen Erinnerung an und Rückkehr in eine Situation. In früheren, nicht genauer beschriebenen Situationen konnte Marie zwar eine gewisse gedankliche Nähe zu jener schönen Situation herstellen, sie wurde dabei jedoch nicht an jenen außergewöhnlichen, heilsamen Ort „versetzt“. Diese Versetzung konnte erst erreicht werden, als das „Wollen“, „Wünschen“, „Heraufbeschwören“ in den Hintergrund trat. Die gelungene überintentionale¹⁴¹ Heraufbeschwörung einer Situation könnte durchaus einen Spezialfall von „Regression“ darstellen, hätte dieser Begriff nicht in der herkömmlichen, psychoanalytischen Les- und Sprechart eine normative Ladung. Wer regrediert, der kehrt in einen Zustand zurück, dem ein erwachsener, „gesunder“ Mensch entwachsen sein sollte (so lässt sich aus der Lektüre von Vater und Tochter Freud schließen). Da jedoch auch der Begriff der „Rückkehr“ zu kurz greift, um das ‚Gebeamt‘-Sein der oder des Einzelnen in einen primordialen Raum zu beschreiben, bleibt zu überlegen, ob „Regression“ nicht durch Entstaubung über-wertig

¹³⁹ Vgl. Fußnote 54

¹⁴⁰ Dieser Satz ist besser mit dem Hinweis verstehbar, dass ich ihn in Anlehnung an eine Formulierung von Slavoj Žižek verwende. Jener beschreibt auf ähnliche Weise (und wiederum in Anlehnung an Jacques Lacan), dass die Musik in Horrorfilmen ein Indikator dafür sei, dass das Reale sich annähere. Wird die Musik gespenstischer, kommt das, wovor der Held/die Heldin (bzw. das Publikum) sich fürchtet, näher.

¹⁴¹ In Anlehnung an den Begriff der „Übergegensätzlichkeit“.

(also *beyond* einer Wertung) gemacht werden kann. In der Präzisierung Maries wird deutlich, dass es für ihre Art der Herauf-Beschwörens-Meditation noch keine rechte Bezeichnung in den Anwendungsfeldern der Psychotherapie¹⁴² gibt.

Zurück in Maries Schilderung. „Doch es ist“ ihr mit Willenskraft „nicht wirklich so gut gelungen, (3) nicht so gut wie heute“, wo sie in die Situation „von einem Moment auf den nächsten plötzlich hineinversetzt“ ist. Es ist ein Versetzt-Sein – die Kluft zwischen aktiven und passiven Polen ist überwunden. Weder ist Marie die Steuernde, die Zeit und Ort ihren Willen aufdrängen und eine vergangene Situation heraufbeschwören kann wie einen Flaschengeist, noch ist die Situation die einsaugende Allmacht, der sie sich nicht entziehen kann (eine Assoziation, die der Begriff der „Regression nahe legen würde). Die Formulierung, dass es *ihr* gelungen sei, kann auf einen noch abgeschwächt vorhandenen Steuerungswunsch hinweisen, allerdings ist hier bereits eine Abgrenzung enthalten, zudem eine Atempause (vgl. oben), sie könnte auch meinen, es sei dann, wenn sie sich darum bemüht habe, nicht so gut gelungen, wie wenn sie sich nicht bemühe, dies wird nicht restlos klärbar. Andere Formulierungen, vergessene Details, die „erscheinen“ und das „hineinversetzt“-Sein, sprechen deutlich dafür, dass die Beobachterrolle weitgehend verlassen wurde und Marie in dieser Erfahrung eine *Beyond*-Position einnimmt. Eine Position also, die eigentlich keine Positionierung besitzt, sondern vielmehr empathisches Einwohnen ist, in welchem – auch olfaktorisches – Eingetaucht-Sein möglich wird, das als Selbstzweck sich genügt. (Gerade daraus, dass der Zweck noch nicht im Raum ist, die Situation nicht beruhigen oder anregen soll, wird ein heilend wirkender Raum entfaltet.) Ich freue mich zusehends mit dem Topos des Reminiszenz-Uterus (vgl oben) an.¹⁴³

¹⁴² Es folgen zwei Fußnoten-Überlegungen zur psychotherapeutischen Praxis: Diverse (körper-)therapeutische oder schamanische Methoden bauen darauf auf, dass eine Situation, beispielsweise ein „sicherer Ort“, gedanklich wieder aufgesucht werden soll. (Dieser Ort kann in manchen Methoden auch ein fiktiver sein oder einer, der sich aus erlebten Szenen patchworkartig zusammensetzt.) Therapiearbeit, die sich an Ressourcen orientiert, dient auch als Basis für unterschiedliche traumatherapeutische Ansätze, die das Rückkehren in Situationen, die den Ursprung einer Traumatisierung darstellen können, anleiten (vgl. beispielsweise die Ansätze des „Somatic Experiencing“ von Levine oder EMDR von Francine Shapiro). Der Unterschied zu diesen Methoden liegt allerdings – dazu im Fließtext – darin, dass bei Marie auf der AlphaLiege die Rückkehr an den heilsamen Ort nicht angesteuert wird. Bzw. wird er das nur teilweise – vgl. in der nächsten FN. Es handelt sich also „nicht wirklich“ um eine therapeutische Methode, jedoch auch „nicht wirklich“ um eine Regression.

¹⁴³ Dies ist eine der Stellen, an der sich die Eignung der Liege für Selbstversuche entlang eigener Intentionen, Bedürfnisse und Assoziationen andeutet. Marie wusste bereits im Vorfeld von meiner Studie, sie informierte sich zudem über das (N)Objekt und stellte auch mir vor Ort einige Frage zum konkreten Setting (wie lange das Programm dauern würde etwa, oder auch, ob es danach von vorne beginnen würde). Dafür, dass es eine (selbst-)therapeutische Methode sein könnte, spricht auch Maries therapeutische Vorerfahrung sowie ihr gegenwärtiges In-Supervision-Sein. Der wohlige Zustand der Reminiszenz stellt sich allerdings erst ein, als das aktive Wollen und Beschwören in den Hintergrund tritt. Eventuell liegt in genau dieser Diskrepanz das therapeutische Potenzial der Alphaliegge: Das angekündigte Setting erscheint überschaubar (ein weißes Zimmer, eine blaue, klingende Liege und eine andere Frau, die

„Gerade am Anfang von dem Stück war es genau wie damals ganz der Anfang, da waren Details, die, die, die hatte ich vergessen, das ist komisch, nie mehr gedacht an das, bis jetzt- - und jetzt war ich von einem Moment auf den nächsten plötzlich hineinversetzt (6) Kleinigkeiten, die man kaum irgendwie sagen kann, wie der Holz-ahm Balken von der Sitzbank, ja, den ich im Rücken hatte, dass ich Ganserlhaut hatte, dass die Plane mich manchmal auf den Knien berührt hat, solche Sachen sind erschienen, jaaa(.)“[Zeile 79–86]

Maries Bezugnahme auf des „Stücks“ Anfang und dessen Ähnlichkeit damit, „wie damals ganz der Anfang“ war, lassen an mehrere Arten des Beginnens denken, so auch an die allumfassende Anfangsvergessenheit, die dem Menschen zu eigen ist¹⁴⁴. Was Marie „Kleinigkeiten“ nennt, sind jene Bestandteile, die die Situation einzigartig machen, die Erinnerung an sie ist lange nicht bewusst zugänglich gewesen, dadurch lassen sich diese Kleinigkeiten nicht zur besseren Anrufung des Flaschengeists verzwecken. Da sind Mit-Kleinigkeiten im Bootsbauch (erschieden), die Marie berühren – im Rücken, an den Knien ... – und damit zu Komplizen ihrer Lebendigkeit werden: Sie bekommt „Ganserlhaut“. Und über diese Begleit-Erscheinungen hinaus, wird auch Maries Atem zu einem übergegensätzlichen Phänomen – „mein Atem ... gar nicht wie der eigene“.

Hin zu dem, dass mir mein Atem so unwirklich vorkam, gar nicht wie der eigene (7) [*Seufzen*] und gerade dass es nicht der eigene hööm, Atmen war, das ist, hat mich mehr beruhigt(.) Als würde er - es auf mich reingehen und in mir pochen, Bauch, dieserart die Furcht vor der ganzen, großen, unbekannten Situation nehmen(.) [*Marie schaukelt*]

Diese Passage eignet sich erneut sehr gut, um eine Tangente an Sloterdijks psychologische Topologie anzulegen.

„Die Revolution der modernen Psychologie erschöpft sich nicht darin, zu erklären, dass alle Menschen konstruktivistisch wohnen und dass sie ohne Ausnahme dem Beruf von wilden Innenarchitekten nachgehen, die unablässig an ihrer Einquartierung in imaginären, sonoren, semiotischen, rituellen, technischen Gehäusen arbeiten. Die spezifische Radikalität der psychologischen Wissenschaften vom Menschen manifestiert sich erst, wenn sie das Subjekt als etwas auslegen, das nicht nur sich selbst in symbolischen Ordnungen einrichtet, sondern auch von Anfang an ekstatisch in die gemeinsame Welteinrichtung mit anderen hineingenommen ist. Es ist nicht nur Designer seines eigenen, mit relevanten Objekten vollgestellten Innenraums, es muss sich immer und unvermeidlich auch als befreundetes Mobiliar, als Resonanzkörper, als feindliche Wand im Behälter der inneren Nahen und Nächsten hinstellen lassen. Folglich ist die Beziehung zwischen menschlichen Subjekten, die ein Nahefeld teilen, zu beschreiben

mensch aber hinausschicken kann), innerhalb der Überschaubarkeit tut sich (aber) ein Raum auf, der sich erst jenseits des absichtlichen Heraufbeschwörens auftut und dann trotz des Wunsches und der Vorüberlegungen überrascht.

¹⁴⁴ Dies ist ausführlich in Sloterdijks „Poetik des Beginnens“ ausgebreitet (Sloterdijk 1988, darin vor allem die ersten beiden Kapitel).

als die zwischen unruhigen Behältern, die sich gegenseitig enthalten und ausgrenzen. Wie kann dieses bizarre Verhältnis gedacht werden? Im physischen Raum ist es ausgeschlossen, dass ein Ding, das in einem Behälter liegt, zugleich einen Behälter enthielte. Ebenso ist undenkbar, dass ein Körper in einem Behälter zugleich als etwas vorgestellt werden könnte, was aus eben diesem Behälter ausgeschlossen wäre. Aber genau mit Verhältnissen dieses Typs hat es die Lehre vom psychologischen Raum von Beginn an zu tun. Was für geometrische und physikalische Größen eine unüberwindbare Paradoxie bedeutet, ist für die Lehre von den psychologischen oder menschlichen Örtern der anfängliche Sachverhalt: Die Individuen, die die sogenannten Unteilbaren, sind Subjekte nur insofern, als sie Teilhabe einer geteilten und zuge teilten Subjektivität sind“ (Sloterdijk 1998, S. 84/5).

Sloterdijk beschreibt also die Beziehung zwischen menschlichen Wesen, die ein Nähefeld teilen, als die zwischen unruhigen Behältern, die sich gegenseitig nicht nur ausgrenzen, sondern (vor allem) auch enthalten. Was im Alltag Subjekt-gewordener Menschlinge zumeist verdrängt ist, ist Marie hier als (Ausgangs-)Zustand erlebbar. „Als würde er - es auf mich reingehen und in mir pochen“: Aus *ihm* – dem Atem – wird, während seine Wirkweise in ihr beschrieben wird, es – das Subjekt – das in ihr pocht. *Reingehen* – mehrmaliges Anhören macht deutlich, dass es sich hier um keinen Verhörer handelt, es ist wohl vielmehr eine Mischkulanz aus „auf mich eingehen“ und „in mich rein gehen“. Mit diesen beiden sprachlichen Auffälligkeiten – *er*, *es*, *reingehen* – bekommt das vorangegangene Philosophieren über den Atem, der gar nicht der eigene ist und dabei doch irgendwie ihr gehört, ihr *zu-ge*-hörig ist, eine ganz neue Konnotation. Es, das andere Wesen in diesem Raum, dringt in sie ein, pocht in ihr und macht sie so auf das eigene Pochen und Atmen aufmerksam. Der Atem, der nicht ihr eigener ist, „pocht“ in ihr. Das Wort „pochen“ ist im Zusammenhang mit der fötalen Weltempfindung besonders plastisch für ein Wesen, das doch noch nicht im eigentlichen Sinne atmet. Das Zeichen für ein teilhabendes lebendiges Wesen ist der Herzschlag, der für Marie im Bauch – ein eingeschobenes Wort, das in mehrfacher Weise (vgl. weiter unten) Bedeutung hat – spürbar ist. Das eigene Pochen wird am Pochen der/des anderen auffällig. Vom Spüren des eigenen, nicht-eigenen Atems geht Empathie und Verständnis aus, das nicht-eigene Pochen nimmt die Furcht vor dem Ungeheuren, das die Welt bedeutet. Denn die Formulierung „die ganze, große, unbekannte Situation“ schließt zwar das vorpubertäre Mädchen im alten Kahn ein, geht jedoch zudem bei weitem über „es“ und „seine“ aktuell streitenden Eltern hinaus. In einem Innenraum auf sich selbst in echohafter Gestalt zu stoßen, lässt gleichsam Furcht [Z89] und Freude [Z98] in einer Ganserlhaut [Z84] (flüchtig) manifest werden. Marie ist also ein in einem Behälter einwohnender Behälter. Bei Sloterdijk wird das Paradoxon der menschlichen Behältereigenschaften folgend weiter beschrieben: „Ebenso ist [im physischen Raum] undenkbar, dass ein Körper in einem Behälter zugleich als etwas vorgestellt werden könnte, was aus eben diesem Behälter

ausgeschlossen wäre.“ Auch dieser Merksatz kann für psychische Räume anhand von Maries Schilderung widerlegt werden. Sie sagt [in Zeile 114]: „Alles andere war außen vor.“ Sie hat nur Zugang zu dem Wesen, mit dem sie den Raum teilt, auch ihr eigentlicher Behälter (der Mutterbauch, der Bootsbauch) ist ein Außen. Dies wirft (in meiner Wahrnehmung) ein völlig neues Bild auf Sloterdijks Vorstellung davon, dass das Mutter-Kind-Paar die erste Dyade darstellt. Bei Marie ist die erste Dyade, diese Vorstellung kristallisiert sich immer deutlicher heraus, ihre Verbindung zu ihrer Zwillingschwester, die anfangs im selben Raum und in ihr pocht.

[Marie schaukelt] Jetzt würde ich sonst vielleicht „Derealisation“ sagen, und dass ich wohl da auch vor dem Streit der Eltern weggeflüchtet bin, dass ich wahrscheinlich schon sehr müde war und deshalb, dass das die Stimmung erklären kann, und durchaus so- *[Seufzen]* – ich glaube, das ist das erste Mal in meinem Leben, dass mir diese eigene ahm, ahm Unbe- ahm die Fremd-(1)heit, dass sie mir bewusst gewesen ist(.) Aber dabei empfand ich--, ich war spannend, ich will sagen, ich habe mir zugehört, beim Ein- und Ausatmen, jaaa, ach, auch das Herz schlagen hör' ich, ach- ja, bei allem(.) Eine Freude(.) Mir beim Fühlen zuhören, *[lacht verlegen]* das klingt ein wenig- [Zeile 90–99]

Wieder folgt einer dichten, emotional involvierten Passage eine, in der die Beobachterin zurückkehrt. Allerdings ist die in dieser Situation zum Einsatz kommende sanfte oder bewusste Abwehr eine eingeführte Metaebene, die das Abwehrhafte in der eigenen Analyse aufdeckt. Marie *würde* in einem Zustand, in dem sie weniger „bei sich“ wäre, von Derealisation sprechen. Wäre sie also derealisierter, würde sie „vielleicht Derealisation sagen“ – sic! – im Versuch einer Selbstanalyse, die die eigene Abwehr ad absurdum führt. Dies wird auch an der überwertig-absurden Zusammenführung der Worte „jetzt“ und „sonst“ [„Jetzt würde ich sonst vielleicht ‚Derealisation‘ sagen“] deutlich. Für die weiteren logischen Selbsterklärungen, die Marie anzubieten hat, gelten dieselben Vorbehalte: Brüche in der Selbstanalyse weisen daraufhin, dass an jenen Stellen blinde Flecken vorliegen, die selbst nicht (oder nur vage in Form einer Ahnung oder eines „Rätsels“, vgl. in der folgenden Fußnote) erkannt werden können¹⁴⁵. Es war das erste Mal, dass Marie „diese eigene ahm, ahm Unbe- ahm die Fremd-(1)heit, dass sie mir bewusst oder klar gewesen ist.“ Wieder springt eine überwertige Formulierung ins Auge – „bewusst oder klar“. Ist klar-werden ein anderes Wort für bewusst-werden oder eher dessen Gegensatz? Allein aus dieser Formulierung wird es

¹⁴⁵ Bereits kurze Zeit nach dessen Ersterwähnung relativiert (Sigmund) Freud den Begriff bzw. die Sinnhaftigkeit von Selbstanalyse: „Meine Selbstanalyse bleibt unterbrochen. Ich habe eingesehen warum. Ich kann mich nur selbst analysieren mit den objektiv gewonnenen Kenntnissen (wie ein Fremder), eigentliche Selbstanalyse ist unmöglich, sonst gäbe es keine Krankheit. Da ich noch irgendein Rätsel bei meinen Fällen habe, so muss mich dies in der Selbstanalyse aufhalten“ (Sigmund Freud am 14. November 1897 in einem Brief an Wilhelm Fließ, Freud 1986, S. 202).

nicht erschließbar. Es geht also um das erste Auftauchen der eigenen Unbekanntheit, der Fremdheit, die Maries Selbstwahrnehmung begleitet. Im Lichte des bisher Gesagten können mindestens folgende Aufenthaltsorte Maries angenommen werden, um die es in dieser Explikation geht: der Uterus, in dem Marie (ursprünglich zusammen mit ihrer Zwillingschwester) heranwuchs; der Bootsbauch, in dem Marie vor dem Eintritt in die Pubertät nochmals pausiert, die Sphäre der AlphaLiege, in der die erwachsene Marie sich Fragen stellt und ihren Lebenszusammenhängen nachspürt. Hinzu kommt die ebenfalls örtlich formulierbare zentrierte Zuständlichkeit (vgl. dazu die im Zusammenhang mit Heiners Musiktierwerdung zitierte Passage Sluneckos zur exzentrischen Positionalität): Marie ist hier nicht neben sich, steht nicht daneben, sie ist in ihre Erfahrung eingesetzt. Dass es sich hierbei um eine sehr gegenwärtige Erfahrung handelt, wird auch in der Zeitwahl deutlich: „[D]as *ist* das erste Mal in meinem Leben.“ Erst im weiteren Verlauf wird die Vergangenheit betont („dass sie [die Fremdheit] mir bewusst gewesen ist“), die in die Gegenwart hinein wirkt. Die Stelle des ersten Auftauchens des Bewusstseins mit sich und in sich fremd zu sein, ist für Marie also – und das sogar in (mindestens) drei Parallelwelten – markierbar. Raum- und zeitgleich mit der gefühlten Fremdheit spürt Marie ein starkes Gefühl des Selbstinteresses, der Freude und Vertrautheit. Die Konfusion der Zeiten(-folge) – *ich habe mir zugehört* vs. *ich hör’ das Herz schlagen* – mündet im Zeitlosen: *mir beim Fühlen zuhören*. Auch Maries „Ich stößt unvorbereitet auf sich selbst als voraussetzungslosen Fund“ (vgl. bei Heiner im vorangegangenen Kapitel sowie bei Sloterdijk 1993, Seite 16 ff.). Die „Erfahrung des Seins im Ichsein“, wie Sloterdijk (ebda S. 17) formuliert, macht auch aus Marie einen von Staunen aufgebrochenen Selbstfindling. „Das Herz“ pocht ihr auffälliger als sonst – der Artikel „das“ lässt den Herzschlag schwer zuordenbar erscheinen, ist es Maries, der der Schwester, der Mutter, ein rhythmisches Herzklangkonglomerat? – und zu ihrem Atem ist ein Hall aufgetaucht (vgl. in Zeile 86–88), der ihre Einsamkeit, ihr Alleine-konzipiert-Sein infrage stellt. (In den Ausführungen in Zeile 116 und 145 formuliert sie explizit aus, dass sie nicht für die Einsamkeit vorgesehen, konzipiert war, vgl. weiter unten.) In der willentlich ausgesprochenen Selbstdeutung wird der Hall, der auch den Hinweis auf ein anderes Wesen enthält, wieder wegrationalisiert: „[I]ch will sagen, ich habe mir zugehört, beim Ein- und Ausatmen.“ Die stark von der Abwehr bedrohte Thematik lädt mich (augenscheinlich) an dieser Stelle zu einer Empathiebekundung ein:

M:	Mir beim Fühlen zuhören, <i>[lacht verlegen]</i> das klingt ein wenig-
R:	Ich kann mir gut was drunter vorstellen-
M:	Okay, jaa, es war- hm, manchmal sind es so —jaa, es war, als hätte ich mir bei den Gefühlen zugehört, als wäre ich auch <u>eine Andere</u> (.) Vertraut und fremd(.)

Das Mit-im-Raum hilft den Vorbehalt gegen die Zu-Hörbarkeit des eigenen Fühlens zu lindern. Manchmal sind Gefühle hörbar – damit kann sich Marie, dieserart bestätigt, anfreunden. Vielleicht meint Bachelard mit diesem Satz (der sich mir bislang noch nicht gänzlich erschlossen hat) etwas Verwandtes: „Das Sein sieht sich selbst nicht. Vielleicht hört es sich“ (Bachelard 1980, S. 245). Maries Formulierung bewirkt bei mir, dass ganz nebenbei die Erhellungsrichtung dieses Mal nicht von Bachelard auf die Schilderung einer Immersantin ausgeht, sondern umgekehrt sie mir bei einer Annäherung an Bachelards kryptische Aussage hilft. Bei genauerer Betrachtung scheint folgende Passage in Bachelards Erkundung über die „Dialektik des Draußen und des Drinnen“ und Maries Boots-Schilderung von einem durchaus verwandten Phänomen zu sprechen:

„Um aus allen Lehren der modernen Psychologie, allen Erkenntnissen über das Dasein des Menschen, die von der Psychoanalyse errungen wurden, Vorteil zu ziehen, muss die Metaphysik entschlossen diskursiv sein. Sie muss der scheinbaren Evidenz der geometrischen Anschauung misstrauen. Die Anschauung sagt zuviele Dinge auf einmal. Das Sein sieht sich selbst nicht. Vielleicht hört es sich. Das Sein lässt sich nicht umreißen. Es wird nicht vom Nichts umsäumt. Man ist nie sicher, es als festen Körper zu finden oder wiederzufinden, wenn man sich einem Seinszentrum nähert. Und wenn es das Dasein des Menschen ist, das man bestimmen möchte, dann ist man nie sicher, sich selbst näher zu kommen, wenn man in sich selbst ‚heimkehrt‘, also sich zum Zentrum der Spirale hinbewegt; oft ist das Sein ein Schweifen auch und gerade im Herzen des Seins. Manchmal erfährt das Sein gerade dann Beständigkeit, wenn es außerhalb seiner selbst ist“ (Bachelard, 1980, S. 245).

Wieder ganz zu Marie. Bemerkenswert ist auch ihr Schluss, dass die Hörbarkeit von eigenen Gefühlen die Anwesenheit einer anderen Person nahe legt. Weiters ist interessant, dass die gespürte Verfremdung zu einer Doppelung führt, die Andere, die sie auch ist, ersetzt sie nicht, sondern tritt zu ihr hinzu; sie ist nun sie selbst und eine Andere. Diese Doppelung ist übergegensätzlich – vertraut und fremd. Es ist die Hör- und Spürbarkeit der Anderen, die die De-Realität in Wachheit für sie selbst und ihre (erste) Welteinbettung verwandelt. „Für das Alter – das, das war schon ein starker Eindruck.“ Auch an dieser Stelle wird die Bedeutungslosigkeit von Lebensalter für das Real-Werden des eigenen Existierens deutlich: Man ist ungeboren, zehn Jahre alt oder fünfundvierzig oder älter und entdeckt beim Überqueren der Straße oder während man in einem kleinen, alten Kahn liegt, dass man existiert (dies in Anlehnung an Sloterdijk 1993 vgl. auf Seite 17¹⁴⁶.)

¹⁴⁶ Vgl. dazu die bereits auf S. 78 eingefügte Passage Sloterdijks über die unerwartete Erfahrung des Selbstfundes. Diese Rede über jene Momente, in denen man entdeckt, „daß man wirklich existiert“ (vgl. Sloterdijk 1993, S. 17) geht so weiter: Wem es passiert, der gesellt sich zu den vom Staunen aufgebrochenen Individuen – zu den Selbstfindlingen >>in einer ungeheuren Landschaft, in der sie sich unmöglich auskennen können<< [nach Wittgenstein, Anm. A.-R.S.] .. Zum Glück ist das >>Ich existiere<< kein Gedanke, der alle meine Vorstellungen muss begleiten können. Wann ist es vorüber? (Sloterdijk 1993, S. 17f.)“.

„Alles andere war außen vor eine Weile.“ – Ein Modellsatz symbiotischer Liebe

Wir kennen uns ja wirklich nicht(.) Das ist gut, denn ich merke daran, ich glaube, ich merke daran, wie ähm Übertragung und so, du weißt schon – ähm „funktioniert“- ich hatte dich plötzlich so schrecklich lieb, dass ich dachte ich - - ähm es, es, es zerreißt mich, ich dachte, ich könnte nie wieder ohne dieses – also ohne dieses – ähm- leben, ich war wie hypnotisiert- war ganz in diesem – ich habe das gesamte Verständnis von dir ausgehend gespürt, das ich mir je immer von einem anderen aaaahh Wesen erwartet, gewünscht habe(.) Wenn du glaubst, das ist gruselig – muss ich dir sagen, nein, es war wirklich schön- jaaa(.) Alles andere war außen vor eine Weile(.) [Zeile 105–115]

Übertragung erster Raumverhältnisse

Dieserart real oder medial geworden, bringt Marie das mutige Selbstverständnis auf, die Teilhabe an der Situation auf zwischenmenschlicher Ebene zum Thema zu machen. Bereits dieses Ansprechen, ich sehe das in gewisser Weise als das Umdrehen des Verhältnisses zwischen Form und Grund (denn hier thematisiert Marie, was für gewöhnlich nicht sprachlich eingefangen wird) ist eine mutige Bewegung (vgl. dazu auch in der Einleitung), noch mutiger ist es, dass Marie das Verhältnis nicht nur umdreht, sondern sich auf eine emotional involvierte Analyse der Vermengung aus Grund und Form einlässt. Grund und Form werden nicht mehr separiert gedacht, die aktuelle immersive Situation und die darin auftauchenden Gefühle sind Teil ihres Lebens, sie *sind* ihr Leben. Marie „merkt“ in der aktuellen Situation, dass auch mit einer nahezu unbekannten Begleiterin ihrer immersiven Erfahrung jene ursprünglichen Ängste, Bedürfnisse und Wünsche in Erscheinung treten und – mehr noch – diese Bedürfnisregungen sogar dem Aussprechen und Erforschen standhalten können. Gerade dass „wir uns ja wirklich nicht kennen“, gibt Marie die Möglichkeit, am/im eigenen Leib zu erfahren, „wie Übertragung und so funktioniert.“ Ganz in Linie mit Maries ungeteiltem Welterleben bezieht sich auch bei Sloterdijk der Begriff der Übertragung auf die Einbettungsverhältnisse mehr, als auf die Personen (vgl. Sloterdijk 1998 S.22ff.). Die „Begleit-Erscheinung“ ihrer Immersions-Erfahrung lässt Marie ihre erste Dröhnung „ganz wie hypnotisiert“ wieder erleben. Schreckliches, Marie beinahe zerreiendes Liebhaben – dieses Gefühl, gepaart mit der Erfahrung, dass das Verlassenwerden tatsächlich passiert, ist das grundlegende Lebensgefühl Maries. Ist (ihr) dies bewusst, so ist mit einem Male dessen dramatische Lagerung, das Ausmaß ihres allerersten Verlusts erfassbar. Kein Wunder also, dass der Schmerz ihrer allerersten Trauer zunächst und zumeist sicher verdrängt ist und sich im Falle des Aufbrechens mit einem Übertragungsprozess tarnt. Ein Tarnen allerdings, das angesichts der – wie oben ausgeführt – mutigen Marie mehr eine Hilfe ist, die eigenen tiefen Wahrheiten in behutsamem Rhythmus aufnehmen zu können, als es ein Täuschen oder Verstecken wäre. Ob das bis zum Zerreißen ausgedehnte Lieben der ersten Raumteilerin tatsächlich situativ erfassbar ist oder erst im Platzen der ersten Sphäre auffällig wird? Es ist nötig, in dieser Frage darauf zu achten, Maries Formen

und Gründe nicht zu separieren und dabei (jedoch oder zudem) ihre Einbettung in unterschiedliche Orte und Zeiten zu beachten (vgl. dazu die Ausführungen bezüglich der topologischen Bestimmung/ Beschaffenheit des Menschen in Kapitel 4.). In einem nobjekthaften Zustand gibt es keine Befürchtungen und Vorwegnahmen. Wenn Marie also sagt, „*dass ich dachte ich - - äahm es, es, es zerreißt mich, ich dachte, ich könnte nie wieder ohne di- dieses – also ohne dieses – ähm- leben*“, so ist das Befürchten ein nachträglich hinzugedachtes, eines, das die 45-jährige Marie aufgrund ihrer Erfahrung oder Dröhnung spürt, bei der ungeborenen Marie jedoch beginnt der Schmerz erst mit dem Verlust. Die (erste) Liebe wird (erst) in ihrem kaum ertragbaren Verlust spürbar. Davor ist die Liebe selbstverständlich, urgegeben, sie *ist* einfach. (Oder auch, um einen Begriff Heideggers in den pränatalen Raum zu transferieren: Die Liebe *west* oder Marie *west* Liebe. Das Wesen des ersten Zustandes von Marie ist Liebe.¹⁴⁷) Hier also liegt der Beginn des Schmerzes: in der Erfahrung des ersten Zurückgelassen-Werdens. Dies lässt mich (erneut) an Sloterdijks Erkundungen von höllischen Räumen denken, konkreter an Dantes Inferno. Nicht nur „gute“ Sphären tragen Widmungen, auch

„[ü]ber dem Höllentor steht die Aussage:
 FECEMI LA DIVINA POTESTATE;
 LA SOMMA SAPIENZA E`L PRIMO AMORE’
 ‚Errichtet haben mich die göttliche Allmacht,
 die Höchste Weisheit und die Erste Liebe’“
 (Sloterdijk 1999, S509).

Das Ende der Ersten Liebe macht den Uterus zum Inferno. Ein Beginn, der in übergegensätzlicher (Un-)Deutlichkeit markierbar ist; im Zerplatzen der Sphäre leuchtet die Welt auf, die sie bedeutet (hatte oder hätte)¹⁴⁸. Diese Formulierung (Maries Rede vom *Beginn des Schmerzes*) erinnert dabei erneut daran, wie schwierig es ist, das Sprechen über die Vorgeburtlichkeit dem Zustand im Vorgeburtlichen anzunähern, und wirft die Frage auf, ob Schmerz nicht bereits eine Gefühlsdimension ist, die ein (be-)wertendes Subjekt voraussetzt. Das Wort „Schmerz“ verwendet Marie erst an einer späteren, „meta-analytischen“ Stelle (in Zeile 145), begrifflich ist es im aktuellen Zusammenhang ein Zerrissen-Werden, von dem bei Marie die Rede ist. Zerrissen-Werden ist eine *materialistische* oder körperhafte Beschreibung, die von einem Ausdehnungsprozess zeugt (dazu im Verlauf genauer). Das Nobjekt kennt (noch) kein „ich“, Marie *hat* also nicht Schmerzen sondern sie *ist* Schmerz und zwar in konkreter

¹⁴⁷ Vgl. hierzu in der Einleitung.

¹⁴⁸ Bereits Heidegger beschreibt dieses Aufleuchten von Welt angesichts des Zerbrechens oder des Bruches der heilen und damit funktionierenden und also verstellenden Welt. Vgl. dazu bei Heidegger oder auch bei Slunecko und Przyborski, die auf diesem Gedanken einen medienkritischen Diskursbeitrag aufbauen bzw. anlehnen. (Slunecko & Przyborski 2009).

Form. (So wie sie zuvor nicht liebt, sondern Liebe *ist*: Sie ist (in einer) Liebesbeziehung, umgeben von Liebe und von dieser Umgebung nicht unterscheidbar. Oder eben: Sie ist vom Verlassen-Werden und vom Schmerz nicht unterscheidbar.) Marie ist Zerrissene, sie ist ein zerrissener, ein in zwei Hälften gerissener Zwilling, sie ist die überlebende Hälfte. Mit dem Überleben wächst diese Hälfte unweigerlich dazu an, ein immer größerer Teil eines ehemals ungetrennten raumteilenden Ganzen zu sein. Die implizite Bejahung des Weiterlebens hat zur Folge, dass Marie bald „immer weiter weg und woander- anders alleine“ [Zeile 118] sein wird.

Die Vorstellung, einen Nähe-Genius, ein Mit verlieren zu müssen, setzt Marie unter einen hypnotischen Bann, in der Vorwegnahme des Verlustes wird der Ernstfall des Alleine-Seins thematisiert oder thematisierbar. Marie befürchtet, nie mehr ohne etwas oder jemanden leben zu können – es fällt ihr allerdings nicht leicht, ein Wort dafür zu finden, was oder wer ihr schmerzlich abgehen wird oder abgeht („ohne di- dieses – also ohne dieses – ähm-“). Aktuell scheint Marie sich in einer Passage zu befinden, in der die (erste) Trennung noch nicht vollzogen ist, sie spürt die Anwesenheit eines anderen Menschen im Raum. Darin steckt der Hinweis auf die Unstetigkeit der Trauererfahrung um eine/n verlorene/n Andere/n: Vor einigen Minuten war der Abschied bereits vorbei (Marie wirft mir eingangs vor, den Raum unvorangekündigt verlassen zu haben), nun wird die Präsenz der essenziellen Anderen wieder (als) real empfunden (dies in der Übertragung der ersten Nähe-Erfahrung auf die aktuelle Situation). [Die Trauer der Verlassenen ist ein unsteter Begleiter. So schildert auch **Jana** die Gefühle für ihre verstorbene Partnerin: *„Manchmal ist sie da, manchmal weg, manchmal bin ich in der Zeit, bevor sie starb, dann fällt es mir wieder ein (...) das ist übel, denn das heißt, ich muss mich dann immer wieder grausamst damit abfinden.“* Vgl. dazu im Kapitel 5.] In dieser Passage ist Marie also ganz in der (Hypnose der) Immersion, das sie umgebende Medium ist das Verständnis der Anderen, das zu einem tieferen Selbsthören und -verstehen führt. Topologisch gedacht ist Marie *hier* an (zumindest) zwei Orten vorhanden. Die ungeborene, (sich) noch nicht von der umgebenden Welt trenn- oder unterscheidbare Marie, wird durch das Zu-ihr-hingewölbt-Sein und Auf-sie-Lauschen der anderen erst zu einem be-seelten (dies in einer Lesart der Adressierbarkeit, vgl. dazu in der Einleitung) Wesen.

Maries Selbstanalyse zufolge scheint in dieser Zwei-Seelen-Einheit die „ontologische Differenz“ zwischen ihr und alleine Gezeugten zu liegen: *„Ich war eigentlich als Zwilling konzipiert, also lange war ich zwei im Mutter- in der Mutter.“* Marie fasst hier den verlorenen Zwilling nicht als jemand anderen, sondern ‚sie war zwei‘, d.h. sie – die

Marie-Seele selbst, war ‚zwei‘. (Die in dieser Bemerkung vollzogene Bewegung Maries auf eine Meta-Ebene wird weiter unten ausführlicher besehen.)

Diese Lesart macht eine Betrachtung des Seele-Begriffes notwendig (dies geschieht im nahen weiteren Verlauf). Doch nicht nur für die ungeborene Zwillingseele, auch am/im Ort der 45-jährigen Marie ist es eine große Erleichterung, endlich das „*gesamte Verständnis*“, das sie sich „*je immer von einem anderen aaaahh Wesen erwartet, gewünscht*“ hat, auf einmal und von einem Wesen ausgehend zu spüren. Maries Annahme oder Befürchtung, diese Wunscherfüllung könnte für mich gruselig sein (‚Wenn du glaubst, das ist gruselig‘), hängt wohl damit zusammen, dass der Wunsch nach Symbiose und Selbstauflösung in der Liebe einer/eines anderen im psychologischen common sense (sowie durch alle Geschichtsschreibungen hindurch) ein ambivalenter ist – ersehnt und befürchtet zugleich. „*Alles andere war außen vor eine Weile.*“ – So besehen ist sogar der erste „Wohnraum“ Mutter außen vor. Innen ist nur Marie und ihre erste Seelenraumteilerin – Maries Grunddröhnung, die für alle weiteren Beziehungen das Modell darstellen wird.

Plötzlich eine Kraft in mir – Ausdehnung des Nicht-Gegenübers – A.

Aber plötzlich war dann eine warme Woge, eine Kraft in mir- merkwürdig(.) (4) Und dann warst' woanders – haam, da habe ich dich dann nicht mehr so stark als mein Gegenüber gespürt, ich war dann wieder mehr (1) bei meinem Prozess(.) Ich entfernte mich immer weiter, ja, von dir immer weiter (2) und woander- anders alleine(.) Hmm, du, weißt du, ich meine, das fällt mir irgendwie auch ein, darüber dachte ich kürzlich- ja, es fiel mir kürzlich ein, ich hatte das ganz verdrängt- du musst vielleicht wissen, dass ich als Zwilling angelegt war(.) Ich war eigentlich als Zwilling konzipiert, also lange war ich zwei im Mutter- in der Mutter(.)[Zeile 115–124]

Marie ist umfassend von Verständnis und Liebe hypnotisiert (vgl. oben), als *plötzlich* etwas geschieht: Etwas, das sie als „warme Woge“ und als „Kraft“ beschreibt, gerät auf eine nicht näher ausgeführte Weise *in* sie hinein und stößt eine Veränderung an, die dreifach als räumliche charakterisiert werden kann: Da ist zum einen das „woanders“-hinGehen der Begleiterin (bzw. plötzlich woanders sein, denn der Prozess des „Gehens“ wird von Marie nicht wahrgenommen, erst das Wegsein); dann das Zurücktreten der Gegenüber-Positionierung (von Marie und der Begleiterin) sowie das Entfernen Maries, das zu einer Form des Alleine-Seins führt, das *woanders* weitergeht. Ersteres ist ein passiv erlittenes Verlassen-Werden, zweiteres eine Beschreibung der veränderten Position und dabei relativ wertfrei, die dritte Veränderung ist eine, in der Marie sich als aktiv sich Entfernende wahrnimmt. Zuvorderst drängt sich demnach die Frage auf: Woher kommt die Woge, die solch intensive Ver-rückungen anzustoßen oder auszulösen scheint? Die beiden Begriffe [„warme Woge“ und „Kraft“] verbindet, dass ihnen zugleich etwas Mächtiges wie auch etwas Vages immanent ist, das Gefühl

einer intensiven Bewegung wird vermittelt, ohne dass diese anschaulich wird. Dazu, wie diese Ausdehnungsbewegung interpretiert werden kann, findet sich ein Hinweis in einem Gedankenexperiment Sloterdijks. ObjektbeziehungstheoretikerInnen¹⁴⁹ bezeichnen „die Mutterbrust“ als erstes Objekt des bereits geborenen Kindes. Implizit wird das Kind damit zu einem Subjekt gemacht, das einer Welt von Objekten gegenüber ist, die es sich wieder einverleiben will (zumindest einige davon). Dieser Denkart entgegnet Sloterdijk seine Ideen von einem nobjekthaften Welt-bilden:

„Wären [...] Muttermilchgaben Subjekte und keine bloßen Dinge, wären sie beispielsweise gutartige Dämonen, so dürfte man ohne Extravaganz erklären, dass sie von ihren Konsumenten Besitz ergreifen und sich in ihnen wie Besitzer einrichten, die auf Dauer zu bleiben vorhaben. Ohne Zweifel wäre dies eine triftige Methode, die Beseelung des *infans* aus einem Umgang mit Dämonen abzuleiten. Eine Seele bekommen hieße dann nichts anderes als durch Geisterkontakt und produktive Einverleibungen unter eine gute Obsession geraten“ (Sloterdijk 1998, S. 95/ 96).

Was Sloterdijk über das Muttermilch trinkende Neugeborene sagt, ist auch auf den Raum davor übertragbar. Auf Marie und ihre Situation der zurückgelassenen Überlebenden im abgeschlossenen Raum umgelegt, würde dies nun ebenfalls eine Beseelung oder Besetzung durch Geisterkontakt bedeuten. Im Klang dieser Formulierung wird deutlich, dass das Terrain der Untersuchung an dieser Stelle noch etwas unsicherer wird. Sloterdijk spricht vom „Seele bekommen“. Wann beginnt Seele? Kann Seele räumlich (als dem Körper zentral einwohnend) bestimmt werden? Und wohin geht Seele, wenn der Körper stirbt? Marie formuliert an einer späteren Stelle (vgl. Zeile 172), dass sie sich „*stark gemacht und beseelt*“ fühlt. Die Herkunft der Energiewoge lässt sich durch die von dieser Gefühlswallung angestoßene Assoziation, dass Marie „*als Zwilling angelegt/konzipiert war*“, errahnen (zu diesen Formulierungen etwas später). (Ihre Zwillingsschwester verliert Marie im letzten Drittel der zu ihr führenden Schwangerschaft). Gibt es Seele, so ist unwahrscheinlich, dass sie erst während des Geburtsvorganges in den Körper „injiziert“ wird. Hierin kommen Mediziner und Mystiker zu einem ähnlichen Schluss: Ein über Wochen herangewachsener Körper kann nicht spurlos verschwinden bzw. in einem abgeschlossenen System (einem Uterus) können Körper und Energie nicht verloren gehen. Gerade hat Marie noch lebendige Liebe im geteilten Raum gespürt, plötzlich ist sie „wieder mehr (1) bei [ihrem] Prozess“. Es ist (in wissenschaftlichem Rahmen) diffizil, den Gedanken präzise und zugleich ohne Abwehr zu formulieren, dass die in Marie eingedrungene warme Woge mit dem Sterben ihrer Zwillingsschwester zusammenhängen kann, vielleicht muss. Was auf organismischer Ebene wohl nachvollziehbarer ist (wie eingangs beschrieben,

¹⁴⁹ Eine Anspielung Sloterdijks auf Melanie Klein.

wird ein abgestorbener Fötus vom verbleibenden Fötus teilweise (re)absorbiert), kann eine deutliche Äquivalenz auf *seelischer, energetischer oder sphärischer* Ebene haben. Wird in Betracht gezogen, dass bereits in einem mehrere Monate alten Fötus eine Seele enthalten oder begonnen ist, so „muss“ auch diese einen Ausweg aus dem toten Körper finden, der in ein temporär abgeschlossenes System eingeschlossen/ eingeschrieben ist. Hinzu kommt, dass es nur teilweise um die Frage nach der Zukunft einer namenlosen Seele geht – mindestens so sehr geht es (in diesem Kontext) um Maries *Vorstellung* von der schwesterlichen Seele. Eine Annäherung daran, was Seele sein kann, ist mit und durch Jean-Luc Nancy¹⁵⁰ (für mich) gut möglich, darum an dieser Stelle – einer weiteren Erschließung der aktuellen Leitfrage vorweg – einige wenige ausgewählte seiner „58 Indizien über den Körper“ (Nancy 2010).

Exkurs: Betrachtung von Nancys Indizien über den Körper als Meditation über Seele und Körper

„6

Die Seele ist die Form des organisierten Körpers, sagt Aristoteles. Doch Körper ist genau das, was diese Form hervortreten lässt. Er ist die Form der Form, die Form der Seele.

7

Die Seele ist durch den ganzen Körper hindurch ausgedehnt, sagt Descartes, sie dehnt sich seine ganze Länge hindurch, ist ganz und gar in ihm, in ihn eingeschlüpft, hineingerutscht, eingesickert, ihn durchtränkend, die Fühler ausstreckend, ihn aufblasend, modellierend, allgegenwärtig.

8

Die Seele ist materiell, aus ganz anderem Material, einem Material, das weder Platz, noch Größe, noch Gewicht hat. Aber sie ist materiell, auf sehr subtile Weise. So entwischt sie dem Blick. (Nancy 2010, S. 7f.)“.

„12

Der Körper kann sprechend werden, denkend, träumend und erfindend. Er spürt die ganze Zeit etwas. Er spürt alles, was körperlich ist. Er spürt die Häute und die Steine, Metalle, Kräuter, Wasser und Flammen. Er spürt unablässig.

¹⁵⁰ An dieser Stelle eine erste Anmerkung zu Nancy, dessen Theorien ab dieser Passage verstärkt in meine Studie einfließen, oder um es gleich mit Nancy zu sagen: in meinen Text, meine Sprache „eingeschrieben“ sind (denn nicht nur in der Körpertherapie ist dieses Wort beliebt, auch in Nancys Denken über den Körper ist es ein wichtiger Begriff). Bereits auf dem Klappentext zu Nancys Werk über die Berührung des Körpers und des Denkens – „Corpus“ – steht sehr trefflich: „Nancys Denken löst den Begriff des Körpers aus den dualistischen Umklammerungen von Materie und Geist, Leib und Seele, Innen und Außen und überführt das unter dem Diktat der Bedeutung stehende Schreiben vom Körper in ein »Ent-schreiben« des Körpers. Die gewonnenen Perspektiven erlauben eine Dekonstruktion der religiösen und philosophischen, der naturwissenschaftlichen und literarischen Konzepte vom Körper (vgl., Nancy, 2003)“. Nancys bringt in dieser weit angelegten Studie Sprache völlig anders als gewohnt zum Einsatz; sein Gestus ist dabei für die hier vorliegende Studie essentiell. Nancy schärft den Blick dafür, wie der Körper der Sprechenden oder das Sprechenden in ihre oder seine Worte Eingang findet, vgl. ausführlich in dem Exkurs „Raum und Sprache von Körper“, auf S. 222 der vorliegenden Studie.

13

Dennoch ist das, was spürt, die Seele. Und die Seele spürt zuerst den Körper. Sie spürt ihn, der sie enthält und zurückhält, von allen Seiten. Wenn er sie nicht zurückhielte, entwiche sie ganz in dunstigen Worten, die sich am Himmel verlören (Nancy 2010, S. 7f.)“.

„18

Der Körper ist bloß eine Seele. Eine runzlige Seele, feist oder hager, behaart oder kahl, rau, geschmeidig, knackend, anmutig, furzend, schillernd, perlmuttern, bekleckert, mir Organdy bedeckt oder in Khaki getarnt, bunt, ölverschmiert, mit Wunden bedeckt, voller Warzen. Er ist eine Akkordeon-, Trompeten-, Bratschenbauch- Seele (ebda, S. 7f.)“.

„46

Warum Indizien? Weil es keine Ganzheit des Körpers gibt, keine zusammengefasste Einheit. Es gibt Teile, Zonen, Fragmente. Es gibt ein Stückchen nach dem anderen, einen Magen, eine Wimper, einen Daumnagel, eine Schulter, eine Brust, eine Nase, einen Dünndarm, einen Gallengang, eine Bauchspeicheldrüse: Die Anatomie ist endlos, bevor sie auf die vollständige Aufzählung der Zellen stößt. Aber diese Aufzählung macht keine Ganzheit aus. Man muss im Gegenteil gleich die ganze Benennung neu beginnen, um, wenn möglich, die Spur der Seele in jedem Teil eingedrückt zu finden. Doch die Teile, die Zellen verändern sich, und die Rechnung geht niemals auf (ebda. S. 7f.)“.

(Nancy 2010, S. 7-33)

Plötzlich eine Kraft in mir – Ausdehnung des Nicht-Gegenübers – B.

Unterschiede der (Zwillings-)Medialität; eine Dröhnung, die zu allen anderen Dröhnungen hinzukommt.

„Der Körper ist die Ausdehnung der Seele bis an die äußersten Enden der Welt und bis an die Grenze des Selbst, eins mit dem anderen verflochten und indistinkt distinkt, Ausdehnung, zum Bersten gespannt.“ (Nancy 2010, S.93)

Es keimt, wie in den vorausgegangenen Absätzen vorbereitet, der Verdacht auf, dass in einem überlebenden, alleine geborenen Zwilling noch eine ganz andere Kraft wirkt als in einem Wesen, das von Nidation bis Geburt alleine in und mit der Mutter war. Trotz der Einbettung in eine nobjekthafte Welt haftet der intimen Nähe Maries, so wie sie sich in ihrer Schilderung als basales Gefühl dokumentiert, an, dass sie auch als Kommunikation mit oder Liebe zu einem ko-präsenten Mit-Wesen [vgl. Zeile 116] beginnt. (Dies erscheint auf den ersten Blick als kaum möglicher Kontrast zur fötalen Weltlage.) Das Echo – *seelisches Echo*, nah an Nancy gesagt – das doch einen Eigenklang hat, ist für Marie zuvorderst ein „stark spürbares Gegenüber“, das Hören der Anderen tritt in jener Phase bereits mit einer frühen, instinktiv-empathischen Form von Verständnis gepaart auf [vgl. Zeile 111]. Dabei kann das als von der Begleiterin

ausgehend empfundene „Verständnis“ als an beiden dyadischen Polen vorhanden angenommen werden, auch Marie versteht die Begleiterin auf eine nobjekthaft unkognitive, sehr grundlegende Weise: „Ich habe dich so innerlich verstanden“[Zeile 114]. Obwohl der Uterus dem Wesen nach eine Nobjekt-Welt ist, herrscht in jenem, den Marie bewohnt und teilt, zunächst in gewissem Sinne auch ein Gegenüber, ein einander Vorschweben zweier heranwachsender Körper, die sich gegenseitig zugewölbt und voneinander unterscheidbar sind (beispielsweise am Ultraschall) – sich voneinander unterscheiden. Wie sehr oder wie bald die beiden einander unterscheiden können, ist fraglich. Durch den Tod der einen wird in einer Nobjekt-Welt eine weitere (tiefer) nobjektale Ebene eingezogen: Seele wird zum Bersten gespannt und tritt schließlich über, verschmilzt oder verflucht mit der anderen Ausdehnung der Seele, dem anderen Körper. Die einwohnende Marie wird zur Beherbergerin, da ist kein Gegenüber mehr. Und der abgestorbene Körper ist dann – mit Nancy gedacht – nur noch Masse. Die ausgedehnte Seele ist ihm ent- *ja was? Entwachsen? Entflohen? Entwichen?* Was von einem Wesen, das begonnen war, als seelisches Korrelat oder Kondensat übrig bleibt, ist in ein anderes Wesen (auf das die (Noch-nicht-)Begonnenheit ebenso zutrifft) eingedrungen, das (es) weiterlebt. Näher an Marie gesagt: etwas als Doppelwesen Angelegtes, muss fortan mit einem Körper das Auslangen finden. In alledem deutet sich an, dass es sich bei der Medialität von Zwillingen, seien es die, die gemeinsam geboren werden oder von denen nur einer lebend in die Welt kommt, um eine Medialität handelt, die der von alleine Gezeugten zwar sehr ähnlich ist, in bestimmten Aspekten jedoch essenziell abweicht. Ein herausragendes Merkmal oder Indiz der mit Gesellschaft Gezeugten und dann alleine Geborenen scheint darin zu liegen, dass es (wie eben beschrieben) zwischen der Nidation und der Geburt einen eingeschobenen weiteren Formwechsel gibt oder geben kann. Nach dem *Woanders*-Hingehen von Maries Begleiterin wird die Intimität als eine fortgeführt, in der Marie „plötzlich“ selbst Immersions-Medium, beinhaltender Raum ist. Zuerst ist das sphärische Enthalten-Sein in der ersten Blase ein geteiltes (hierin liegt ein grundlegender Unterschied zu alleine gezeugten und heranwachsenden Wesen), dann transformiert das Raum-Teilen sich; das Zwillingswesen wird alleine gelassen, ohne dass dieser Abschied ganz vollzogen werden kann, die ehemalige Begleitung schwebt noch im Raum; Marie wird bedrängt (vom toten Körper, der nun Masse ist, vgl. bei Nancy, ebda.; hierzu später ausführlicher), besucht, beseelt, sie überlebt. Gleichzeitig verhält es sich bei diesem Trauma vor der Geburt in einem Aspekt anders als bei nahezu allen anderen möglichen Traumatisierungen: Dieses Dröhnung gebende Ereignis wird nicht (zumindest nicht direkt) aus einer Dröhnung der Mutter abgeleitet, es ist kein „geerbtes“ Trauma, es entsteht aktual im Verlassen-Werden. Insofern ein

Trauma allerdings keine konstante Größe ist, sondern sich auf Basis von Vulnerabilität bei ähnlichem Ereignis bei einem Menschen bildet, beim anderen jedoch nicht, hat auch dieses frühe Trauma einen Zusammenhang mit der Dröhnung der und durch die umgebende Mutter. Kann es sein, dass manch ein alleine überlebender Zwilling unter dem Verlassen-Werden zutiefst leidet und diese Wunde möglicherweise ein Leben lang trägt und ihr Nicht-Abheilen ausagieren muss? Dass ein anderes Wesen in vergleichbarer Lage jedoch die Veränderung kaum wahrnimmt oder sogar durch die – dem spontanen Raumgewinn gedankte – Entfaltungsmöglichkeit zu einer (seelischen) Form anwachsen kann, von der zu vermuten ist, dass sie andernfalls ausgeblieben wäre? Diese Fragen führen auf der Grundlage der, in der vorliegenden Studie bereits dokumentierten Überlegungen zu der Vermutung, die ursprüngliche Dröhnung des Fötus (also jedes Menschen) könne besonders auch (eben!) in der „Bereitstellung“ dieser Vulnerabilität liegen. Im Spezial-„Fall“ des früh erstmals verlassenen Fötus könnte deutlicher als in anderen Entstehungsgeschichten erkennbar sein, welches Klima, welche Sphäre die Mutter in den ersten Wochen oder Monaten der Schwangerschaft bereitstellt, welche Bindungsgeschichte sie also an ihr Kind „vererbt“. Die Position des „Außen vor“-Seins, die Marie bei ihrer Mutter erlebt (*alles andere*, so auch die Mutter, *war außen vor*), lässt sich tiefer erfassen, wenn eine Schilderung über die Beziehungen zwischen Müttern und Töchtern in Maries „Sippe“ aus einer späteren Stelle des Gesprächs herangezogen wird: *„Nie, nie wäre es so gewesen, dass in meiner Sippe die Frauen einen Draht zueinander hatten, besonders nicht zur Generation direkt danach (...) oder davor, wie man's anschaut – das war unterkühlt, ganz unterkühlt, ein Weitergeben von einer aahm Grundkühle(.) Das war wie unterschiedliche Sonnensysteme – keine Wärme, aaahm- keine Zirkulation im eigenen System(.)“* Könnte der zuerst in der Muttersphäre mit-enthaltene „Trabant“ eine Kompensationsmöglichkeit für Marie dargestellt haben, die zu einem „Wärmeaustausch im selben System“ geführt hat? Wohltuende Wärme und Zirkulation mit einem gleichwertigen Geschöpf; zwar in einem unterkühlten System beherbergt, sich darin jedoch gegenseitig mit Verständnis und Wärme versorgend. Auf diese Weise gedacht wird auch nachföhlbarer, wie es kommt, dass Marie den Verlust so nachhaltig erleidet: Nun ist sie alleine in und mit einem System, in dem es Wärmeverluste und Übersetzungsschwierigkeiten gibt, die offenbar seit mehreren Generationen bestehen und von den Müttern an die Töchter vererbt werden (wie aus Maries Beobachtung hervorgeht).

Hellhörig lassen die Formulierungen werden, die die aktuelle Schilderung abschließend: *„Ich entfernte mich immer weiter, ja, von dir immer weiter (2) und woander- anders alleine(.)“* Marie vollzieht hier eine Wendung weg vom passiven

Erleiden hin zu einem als aktiv beschriebenen Entfernen. Die Gegenüber-Positionierung wird aufgegeben (vgl. in Zeile 117), Maries Zwilling erhält einen Platz, der übergegensätzlich „woanders“ ist: Sie wird *in* Marie und gleichräumig in einer Entfernung verortet. Diese Übergegensätzlichkeit ist anschlussfähig an Heideggers Denken des „Ent-fernens“, bei dem es darum geht, dass die Ferne (die das Wesen des menschlichen Daseins ist) aufgehoben wird.

Exkurs – „Dasein ist wesenhaft ent-fernend.“ Der Versuch Marie (wort-)nah an Heidegger zu lesen: „Vorkommen an einer Stelle im ‚Weltraume‘“, sowie „Zuhandensein an einem Platz“ sind *sensu* Heidegger „Seinsarten des innerweltlich begegnenden Seienden“. Das menschliche Dasein aber ist wesenhaft etwas anderes, es ist „in’ der Welt im Sinne des besorgend-vertrauten Umgangs mit dem innerweltlich begegnenden Seienden.“ Kommt dem Dasein „sonach in irgendeiner Weise Räumlichkeit zu [...], dann ist das nur möglich auf dem Grunde dieses In-Seins.“ Die Räumlichkeit des menschlichen In-Seins „zeigt die Charaktere der *Ent-fernung* und *Ausrichtung*“. Über den Charakter der Ent-fernung sagt Heidegger: „Wir gebrauchen den Ausdruck Entfernung in einer aktiven und transitiven Bedeutung. [...] Entfernen besagt ein Verschwindenmachen der Ferne, das heißt der Entfernthet von etwas, Näherung. Dasein ist wesenhaft ent-fernend [...]. Das Ent-fernen ist zunächst und zumeist umsichtige Näherung, in die Nähe bringen als beschaffen, bereitstellen, zur Hand haben. Aber auch bestimmte Arten des rein erkennenden Ent-deckens von Seiendem haben den Charakter der Näherung. *Im Dasein liegt eine wesenhafte Tendenz auf Nähe*“ (Heidegger 1927, Zitate aus Paragraph 23, Kursivsetzung M. H.). Die Räumlichkeit des menschlichen Daseins zeigt also den Charakter der aktiven und transitiven *Ent-fernung*. Indem Dasein wesenhaft ent-fernend ist, ist es ein „in die Nähe bringen“. In diesem Sinne ist auch Maries aktives (oder als aktiv empfundenes) sich von ihrem Zwilling Ent-fernen als eine umsichtige Näherung zu lesen, als ein Prozess der, so unbewusst und nobjekthaft er abläuft, das Überleben Maries unter Einschluss der verlorenen Zwillingsschwester gewährleistet. Indem Marie den Verlust ihrer namenlosen Zwillingsschwester ent-fernt, überlebt sie (eine *in realitas* Zerrissene würde das nicht). Mit dieser Vorwärts-, Weg- und Weiterbewegung, die gleichräumig eine Inkorporation beinhaltet oder darstellt, gewinnt sie Distanz, aus der heraus sich erst eine gewisse Nähe einstellt, denn das Nächste ist *sensu* Heidegger das, was für den Seienden am Fernsten bleibt: Kann Marie also ihren Zwilling ent-fernen, wird die Bedeutung des Zwillings spür- und integrierbarer. **[Exkurs-Ende.]**

Im Weiterleben wird Marie zunehmend (über-)lebensfähiger/ robuster, was sich erst als Vorahnung eines kaum aushaltbaren Schmerzes ankündigt [vgl. in ihrer Schilderung: es *zerreißt* sie beinahe], wird durch die „warme Woge“, d. h. das Verinnerlichen des Zwillings, in einer nicht wertenden Lesart zu einer Ressource: dass die geliebte, erste Raumteilerin nun „nicht mehr [ihr] Gegenüber“ sondern verinnerlicht ist, bewirkt, dass sie unausgelenkt „bei ihrem eigenen Prozess“ sein kann. Das Verlassen-Werden führt zu einer Stärkung von Innen, von jetzt an „*immer alleine und nie mehr alleine zugleich*“, wie Marie an einer anderen Stelle formuliert. Diese Einübung ins oder im Alleine-Sein wird zu einem Teil ihrer Dröhnung, gerade so, als würde auf Marie in besonderem Maße zutreffen, was Sloterdijk für alle Föten postuliert: „Der Fötus, mit dem die Mutter schwanger geht, ist seinerseits schwanger mit seiner eigenen Tendenz, seinen Raum auszufüllen und sich in ihm zu affirmieren“ (Sloterdijk 1998 S. 324). Maries Umgang mit dem ersten Verlassen-Werden, ihr Weiterleben, ihr Sich-neu-im-Raum-ein- und Ausrichten: Das ist in gewissem Sinne Teil ihres eigenen Schwanger-Seins mit der ihr eigenen Tendenz zu leben, also Raum einzunehmen.

Nach dem Verlassen-Werden (oder dem vermeintlichen Verlassen-Werden, um die gegenwärtige Situation wieder mit in den Fokus zu nehmen) bleibt Marie also „anders alleine“ zurück. Diese Wortwahl erinnert (mich) beim ersten Hören an Sloterdijks Sphärologie. Bei genauerer Betrachtung ist hier allerdings besonders interessant, in welchen Aspekten sich Maries Beschreibung von derjenigen Sloterdijks unterscheidet. Sloterdijk denkt jedes menschliche Wesen *ab ovo* als ein Dividuum, d. h. als Teil einer dyadischen Sphäre. In Maries Formulierung deutet sich an, dass sie auch vor dem Verlust ihrer Schwester auf eine (andere) Weise *alleine* gewesen sei. Das „neue Alleine“ löst das „alte Alleine“ ab. Dieser Gedanke wird an einer späteren Stelle, wenn nämlich Maries „Alleinesein in festen Beziehungen“ zum Thema wird, weiter entwickelt. Jedenfalls erscheint es (mir) notwendig, an dieser Stelle zu betonen, dass Maries Dröhnung einen gewissen Bruch, eine gewisse Zweiteiligkeit aufzuweisen scheint. Vor der (vielleicht) ersten Erschütterung durch das Weggehen der Anderen wirkt eine basale Vulnerabilität Maries grundlegend dafür, dass sich aus dem ersten Schmerz ein Trauma entwickelt. Die basale Verbindung zur Mutter, die vor allem anderen da sein soll, von der Sloterdijk weiß, wird für Marie nicht schützend spürbar. Die Anwesenheit der Mutter wird nicht in ausreichendem Maße empfunden; was ihre Einsamkeit lindert, ist die Gesellschaft des Zwillings. Geht der Zwilling, lindert die umgebende Welt (die Mutter) den Schmerz nicht oder kaum. Demnach sind (mindestens) diese Fragen oder Zeiten oder Räumlichkeiten zu betrachten, wenn eine Annäherung an Maries Dröhnung stattfinden soll: Wo war die Mutter in Maries Schwangerschaft? Wie wird das „Als-Zwilling-gedacht-Sein“ in ihrem Leben weiter „prozessiert“? Wo ist Marie, wenn sie

alleine ist? (Und wo ist Marie, wenn sie in einer intimen Beziehung ist? Wo ist sie, kurz bevor die Entfernung aus einer Beziehung einsetzt?) Diese Fragen begleiten die folgenden Erkundungen.

„Nicht kräftig genug, um – “ Die knappe Überlieferung durch die Mutter.

R: Wie(?) Du hattest einen Zwilling zuerst(?) M: –zunächst hatte ich, ja, einen Zwilling, ja(.) Ich hatte eine Zwillingsschwester, die allerdings gegen Ende der Schwangerschaft nicht mehr kräftig genug war – um- und auch um mich hatten die Eltern Angst, aber ich war immer ausreichend kräftig(.) [Zeile 125–130]

Marie hatte zunächst einen Zwilling. Hier fließt die Erklärung der Eltern (bzw. der Mutter, zur Abwesenheit des Vaters mit ein, der „*noch mehr weg als die Mutti [war]*“, so Marie in einem späteren Verlauf auf meine Nachfrage) mit ein: Ein Zwilling war nicht kräftig genug, und auch um den anderen – Marie – hatten „die Eltern“ Angst. Marie „aber“ erweist sich als „immer ausreichend kräftig“. An dieser Stelle sind sowohl der Wechsel von Maries Erzählposition besonders interessant wie auch das, wovon sie *nicht* spricht. Maries Intonation nimmt an Lebendigkeit ab, das Schildern des eigenen Erlebens in differenzierten Begriffen geht in ein reduziertes, nahezu phrasenhaftes Sprechen über, in ein Sprechen, das die Erzählposition der Mutter kopiert. Maries Eltern werden unpersönlich/ generisch zu „den Eltern“, deren Gefühle verknappet werden, auf den genauen Hergang des „Geschehens“ wird nicht weiter eingegangen (durch spätere Gespräche wird deutlich, dass die Mutter nicht gerne und daher wenig über die zu Marie führende Schwangerschaft sprach). Die (fehlende) Option des Weiterlebens wird nicht ausgesprochen, sie ist lediglich im Gedankenstrich enthalten: „*nicht mehr kräftig genug, um –*“.

„Weil ich so angelegt bin“

Ja(.) Ich habe das lange nicht mehr gedacht, aber letzte Woche dachte ich bereits daran, in der Überlegung mit dieser Liege, weil ich in dieser Studie etwas von „Uterus-Gefühl“ gelesen habe(.) Und vorhin ist es durch meinen Kopf gehuscht, der Gedanke, dass ich das eben auf dich über- übertrage, ja(?) dass mir nicht so gut geht, wenn ich plötzlich in diesem Uterus-Gefühl, das ist tatsächlich dem sehr nahe, es ist faszinierend, wenn ich da alleine bin(.) Und das zuerst nicht war(.) Ja ich glaube, ich bräuchte, vielleicht wirklich so viel Nähe, weil ich so angelegt bin(.) Vorhin mit dir im Raum- das hat sich, da dachte ich- so, ja so muss es eigentlich sein(.) Hmm(.) [*Sie wirkt sehr nachdenklich*] Eine solche Trauer(!) (8) [Zeile 129–139]

Nach der ersten expliziten Einführung des Verlusts der Zwillingsschwester, gebrochen durch die Überlieferung der Mutter, mündet Maries Darstellung in eine Metaanalyse des ersten Verlusts und dessen Wieder-Erleben in der aktuellen Situation. Nach wie vor distanziert, nun jedoch aus der Position der erwachsenen/ gegenwärtigen Marie gesprochen: Das Lesen der Studie habe bereits die Gedanken an die eigenen „Uterus-Gefühle“ ausgelöst, die sich auch tatsächlich in der Immersionserfahrung als „Übertragung“ einstellten. In dieser Passage wird erneut deutlich (vgl. dazu Freuds

Bemerkung in FN 145), dass bei einer Selbstanalyse zunächst und zumeist nur zutage treten kann, was der Analysand/Analytiker bereits weiß oder ahnt oder zu erkennen zulassen kann: Es geht ihr nicht so gut, wenn sie plötzlich in diesem Uterus-Gefühl ist. Marie formuliert in dem an dieser Stelle dokumentierten Gespräch die Annahme, sie bräuchte aufgrund ihrer Anlage zum Zwilling viel Nähe. (Dieser Annahme stellt sie in einem Folgegespräch eine Gegenposition zur Seite.) Mit einer Anderen auf engem Raum, im Gefühl des völlig symbiotischen Verstehens schwelgend: „[S]o muss es eigentlich sein.“ Das bedeute, vereinfacht gesagt: Die vergangenen 46 Jahre stellen „eigentlich“ einen Fehler im System dar, gerade so, als würde es nämlich einen Plan für Marie geben, der nicht eingehalten wurde. Dieser Fehler (oder dieses Fehlen) im System wird an dieser Stelle auf die Formulierung der unfassbaren Trauer reduziert.

Was (noch oder hier) nicht Thema wird

Marie spricht in dieser Passage ihre vagen Überlegungen im Vorfeld an. Bezüglich meiner in FN XY und damit im Zusammenhang mit Maries Empfindungen im imaginierten Boot geäußerten Überlegung, dass die AlphaLiege sich womöglich semi- oder selbst-therapeutisch zu einem Reminiszenz-Uterus verzwecken ließe, werden an dieser Stelle gewisse Schwierigkeiten oder Einseitigkeiten deutlich.

Was bei Marie weder in der durch eine „Übertragung“ (O-Ton Maries, i. e. mein Verlassen des Raumes) und durch eine Geschichte gebrochenen Einführung des Verlusts noch in ihrem konkreten, absichtsvollen Sprechen darüber, was dieser in ihr auslöse, Thema wird, sind zuvorderst zwei Aspekte, die (mir) in einer ähnlichen Konstellation (dem Immersantenbericht Helges)¹⁵¹ überdeutlich vorhanden zu sein scheinen. Es sind dies zwei starke Affekte, die widersprüchliches Empfinden in ihm auslösen – zum einen eine tief empfundene Schuld und zum anderen eine große Erleichterung und auch Freude – vorderhand über den Raumgewinn, dann aber auch bzgl. des eigenen (Über-)Lebens. Ersteres kann der Tendenz nach wohl dem Konstrukt¹⁵² der Überlebensschuld zugeordnet werden. Zweiteres kann darin begründet liegen, dass aus dem Absterben eines Mehrlings auch *in realiter* Vorzüge entstehen. Zwischen diesen beiden Empfindungen besteht also durchaus eine relevante

¹⁵¹ Bei Helge tritt das Empfinden eines „Schattens neben mir“ bei seiner Immersions-Erfahrung unerwartet ein, und er kann sich aus den verwirrenden Bildern und Emotionen zunächst keinen Reim machen. Diese Schilderung ist in der vorliegenden Studie aus Platzgründen nicht enthalten. Vereinzelt erwähne ich Helges Schilderung stützend oder kontrastierend.

¹⁵² Überlebensschuld wird im Besonderen im Zusammenhang mit Überlebenden – zuvorderst des Holocaust, aber auch anderen naturbedingten oder menschengemachten Katastrophen dokumentiert, in denen der Überlebende davon gequält wird, dass andere in derselben oder einer vergleichbaren Situation nicht überlebten und (ferner) er ihnen auch nicht helfen konnte (vgl. ausführlich in Niederland 2002).

Verknüpfung.¹⁵³ Von medizinischer Seite wird dagegen besonders auch auf die Risiken des Überlebenden hingewiesen¹⁵⁴. Zahlreiche Aspekte weisen also auf durchaus vielschichtige potenzielle Auswirkungen dieses Verlusts hin, die auch emotionale Korrelate aufweisen können.

Totpunkt

Ein „Totpunkt“ bezeichnet einen Ruhezustand eines Mechanismus, der aus der Stellung seiner Glieder zueinander resultiert, der Begriff ist also in der Mechanik ein Ausdruck für blockierende Kräfte. Mir scheint, als wäre für Marie das Einlassen auf die Erkundung ihrer Lage in gewisser Weise blockiert. Was 'über die Bande' anschaulich ist, d.h. in der Projektion auf andere oder im Schutz einer Imagination, wird im Versuch, eine Meta-Ebene anzulegen, diffizil. Die Hauptgefühle, die Marie als vom Tod ihres Zwillings ausgehend beschreibt, sind Schmerz [Zeile 146] und Trauer [explizit in Zeile 177]. Ihre Erklärung für diese Trauer ist das große Nähebedürfnis, das ihre „Anlage“ [Zeile 137] darstellt. Spürt sie Begleitung im Raum, fühlt Marie sich wohl, verliert sie den Kontakt, ist sie in ihr Alleine-Sein geworfen.

Es ist mit Vorsicht daranzugehen, das Ausbleiben von Gefühlen jenseits der Trauer, die ihrerseits (auch) nicht heilsam sind, als „Marker“ dafür zu betrachten, dass bei Marie etwas „nicht stimmt“, weitere Gespräche mit Marie geben jedoch Hinweis darauf, dass jene hier als „fehlend“ umrissenen Gefühle in Maries intimen Konstellationen durchaus eine beachtenswerte Rolle spielen. Die aktuell besehene Liegung bringt vielleicht erst die oberste Schicht (die, die am leichtesten erreichbar ist) zu Tage: die der Trauer. Vielleicht ist es für das Phänomen von Maries erstem Verlust allerdings auch hilfreich, ihre Schilderungen aus anderen Lebenszusammenhängen mit einzubeziehen und diese hinsichtlich der Spuren des Verlusts zu untersuchen.

¹⁵³ Dass das Absterben eines Mehrlings für den Übrigbleibenden nicht ausschließlich negative Auswirkungen haben kann, sondern auch solche, die ambivalent oder positiv konnotiert sind, wie etwa ein Mehr an Nährstoffen, Raum oder mütterlicher Zuwendung – in diesem Gedanken, auch Nutznießerin (Überlebende) eines traurigen Ereignisses zu sein, kann mit ein Grund für das Empfinden von Schuld sein, doch die „Schuld der Überlebenden“ ist ein Phänomen, das sich kaum (alleine) durch rationale Gründe beschreiben lässt.

¹⁵⁴ Von medizinischer Seite gibt es Hinweise auf zwei Aspekte, die für den überlebenden Zwillings von Bedeutung sein dürften. Zum einen lässt sich erklären, wann und warum es zum Absterben von Mehrlingen kommt (diese Gründe sind nahezu deckungsgleich mit jenen für das Absterben von Föten generell, das eine Schwangerschaft gänzlich beendet. vgl. dazu bei Sadler 2008), zum anderen wird deutlich, dass das Absterben eines Fötus oder mehrerer Föten für den (oder die) überlebenden auch ein starkes Risiko darstellt. Die physische Nähe zu einem abgestorbenen Organismus (oder abgestorbenen Organismen) kann eine Vergiftung bewirken, die ebenfalls zum Tod führen kann. Bereits diese „Fakten“ machen die überaus ambivalente Lagerung des Überlebens deutlich: mehr Raum für Wachstum, jedoch auch mehr Gift, das jenes bedroht. Der junge Körper re-absorbiert also Substanzen einer sehr kurzen leiblichen Ko-Existenz – diese Wirklichkeit ist in ihren medizinischen wie seelischen und psychischen Aspekten zu beachten.

Es könnte hier eine Verzerrung der Wahrnehmung Maries vorliegen, für die ich in Heideggers ontisch-ontologische Differenz eine mir verstehbare Begründung fände: „Das Seiende, das wir je selbst sind, ist ontologisch das Fernste. ... Deshalb ist die ursprüngliche phänomenale Vorgabe dieses Seienden nichts weniger als selbstverständlich, wenn auch die Ontologie zunächst dem Zuge der alltäglichen Daseinsauslegung folgt. Die Freilegung des ursprünglichen Seins des Daseins muß ihm vielmehr *im Gegenzug* zur verfallenden ontisch-ontologischen Auslegungstendenz *abgerungen* werden“ (Heidegger 1927, S. 311). Das ontisch Nächste ist demnach das ontologisch Fernste. Das „innerweltlich Begegnende“ ist also immer schon verstanden, aber der Verständnishorizont selbst bleibt unthematisch/ unthematisierbar. Lese ich Heidegger also im Hinblick auf die Begriffsbegründung der pränatalen Dröhnung und ihr Weiter-Dröhnen im je präsenten Leben, geht für mich davon unerwartet große Erhellung aus sowie auch der Impuls, die Ebene von Maries Handeln und Empfinden in ihrer Partnerschaft heranziehen zu wollen.

Im Anschluss an ein späteres Erlebnis mit der AlphaLiege erzählt Marie über ihre – zum Zeitpunkt des Gesprächs gegenwärtige – Beziehungsstruktur. Bereits während des (im Anschluss transkribierten) Gesprächs hatte ich den Eindruck, dass dieses einen gewissen klärenden Effekt auf das vorangegangene (das zu jenem Zeitpunkt einige Wochen zurückliegende Gespräch, das hier die baseline bildet) haben kann.

Topos Paarbeziehung, Marie, Gespräch B

Die Klänge sind seit etwa zwei Minuten verstummt. Marie ist anfangs noch in Liegeposition und hält die Augen geschlossen, ihre Erzählung beginnt sehr leise.

Wieder (...) ist es exakt meine gekannte Struktur – nicht liebesfähig(!) – wieder habe ich den Eindruck, die Beziehung, die, die, die ich gerade *führ-* also: meine Beziehung, ist bald vorbei, ja und wieder macht mich das ratlos, irgendwie traurig (4) aber [*Seufzen*] zumindest ebenso, ja macht's mich leichter, ähm, sehr zufrieden, dass er endlich wieder weg ist und ich endlich wieder diagonal in meinem Bett liegen kann(.) Freue mich über den gewonnenen Raum(.) [*Sie macht eine sich streckende, ausbreitende Armbewegung, atmet heftig aus.*] Der Geruch, der Hautkontakt, diese

unglaublich – ahm, der dichte Kontakt in dem kleinen Schlafzimmer, das ich nur für mich in der Wohnung so konzipiert hatte, dass es so eng ist, und zu zweit, zu zweit ist es nicht ausreichend(.) Ich halte nun alles nicht mehr aus, wofür man verliebt sein muss, um es auszuhalten(.) Du, das ist das Schlimme, ich kann mich verlieben, aber wenn es aufs Ganze soll, dann kann ich nicht --- ich will nicht(.) Ich will, dass er geht, um mich endlich wieder in meinem gestörten kleinen Weltraum alleine und hoffnungslos fühlen zu können, aber auch endlich, endlich wieder einfach genü- genügend Platz zu haben, Luft zum - - und Essen(.) (3) Er isst, atmet, verbraucht – (4) mich fast auf(.) Er verdaut – entschuldige bitte – nachts zu laut und ähm geruchsintensiv, ganz zu schweigen von den Schlafgeräuschen, einfach den Geräuschen seiner furchtbar zu nahen Anwesenheit(.) Er ist zu laut da, ich kann nie nur für mich sein, es ist eine nahe(1)zu, eine seelische Zumutung(!) Ich kann, wenn er weg ist, wieder weiter in mich rein wachsen(.) –Wenn ich das so sage, klinge ich, werde ich, weiß es nicht - theatralisch, schuldbewusst oder so, aber ich bin tatsächlich tief in mir drinnen glücklich, wenn das Rücksichtnehmenmüssen und das Spüren-Müssen [*Seufzen*] auch mal endlich sich als, als, ahm ‚überwundene Etappe‘ anfühlt und ich die bin, die im Leben als Hauptperson übrig bleibt(.) Dieses ‚sich als wir definieren‘ – brrr [*sie schüttelt sich*] es engt mich ein(.) [*Sie stößt tief Luft aus*] Ich hasse ihn aber auch [*sie beginnt mit der Liege leicht zu schaukeln, ballt eine Faust und boxt sich gegen einen Oberschenkel*], dass er wirklich geht, bloß weil ich es vordergründig will, dass er nicht einfach bleibt und sagt(:) „Das ist in Wirklichkeit, was du willst! Du weißt es nicht, darum sag ich es dir: Mit mir wirst du glücklich!“ Ich hätte so gerne, dass er es besser weiß als ich und danach in meinem Sinne handelt, und natürlich in seinem – unseren tieferen, ähm auch unbewussten Bedürfnissen entsprechend mich einfach, mich einfach, einfach nicht mehr loslässt. – Ja, ich habe so eine Wut, du, ich kann dir nicht sagen, wie groß diese unbändige Scheiß-Wut ist, dass der einfach geht, nur weil ich ihn wegtrete(.) Plötzlich wieder allein mit Dingen, die sich nicht verändern(.) *Keine Reaktion*.(.) [*leise*] Dass ich das will, das, das kann der doch nicht glauben(?) Nicht(?) [*Seufzen*] Auch wenn ich es sagte, dacht ich, die

Vereinbarung wäre es, das jetzt gemeinsam einfach auszusitzen, auch wenn es keinen Spaß mehr macht(.) Stattdessen habe ich jetzt wieder mein Bett für mich alleine—als ob es so sein sollte(!) Wer einmal weg ist, bleibt auch weg(.) So ist das(.) *[Seufzen]* Tausend widersprüchliche Gefühle.)(...) Und jetzt bin ich – nein, da ist keine Trauer, es ist Wut, es ist Erleichterung, und es ist – viel, vielleicht am meisten – Erschöpfung, jaaa erschöpfte Verwirrung, Leere-- (8) Als würde, es fühlt sich so an, als würde ich viel Schlaf, Ruhe brauchen, dachte ich während der Musik, damit ich mich mal wieder spüre, was das eigentlich bedeutet, mein Kopf will aus meinem- meiner körperlichen ahm Lage noch nicht schlauer werden(.) Damit meine Seele Ruhe findet(.) Was ist, wenn der Plan doch er gewesen wäre, wenn ich doch im richtigen Leben mit dir war, was wenn ich jetzt nicht glücklich werde(?) Was habe ich bloß verloren(?) Irgendwie waren wir beide auch ansatzweise in einem guten seelischen Austausch- also manchmal, nicht(?) Ich will doch nur die Gewissheit haben, dass ich das Richtige tue, einfach die Sicherheit(:) es wird alles gut(.) Ich fühle mich, als wäre ich, wenn jetzt wirklich weg ist, noch mehr irgendwie ohne einen Schutz, eine Schutzhülle der Außenwelt ausgeliefert, als wäre ich, wenn er mich verlässt, echt alleine(.) Kalt hier(.) *[Wie um die doppelte Bedeutung der Worte zu unterstreichen, zieht Marie sich eine Decke über den Körper, sie schweigt lange (etwa 5 Minuten), schließlich stehe ich auf, suche Blickkontakt und verlasse, als Marie lächelt, den Raum. Als sie später von sich aus ins angrenzende Zimmer kommt, sagt sie „danke“ und legt für einige Augenblicke eine Hand auf meine Schulter.]*

Die Freude am Raumgewinn

Wieder (...) ist es exakt meine gekannte Struktur – nicht liebesfähig(!) – wieder habe ich den Eindruck, die Beziehung, die, die, die ich grade *führ-* also: meine Beziehung, ist bald vorbei, ja und wieder macht mich das ratlos, irgendwie traurig (4) aber *[Seufzen]* zumindest ebenso, ja macht's mich leichter, ähm, sehr zufrieden, dass er endlich wieder weg ist und ich endlich wieder diagonal in meinem Bett liegen kann(.) Freue mich über den gewonnenen Raum(.) [Passage 1]

Gleich zu Beginn fällt in diesen Sätzen der starke Kontrast zur Behutsamkeit und Trauer auf, die Wortwahl und Tonfall (ferner auch die Sprechgeschwindigkeit) der „Uterus-Schilderung“ erkennen lassen (die Sprachmelodie der aktuellen Erzählpassage

ist härter, Marie spricht auch etwas rascher). Marie spricht davon, dass sie in ihrer aktuellen Beziehungslage *ihre* Struktur wieder erkennt, während des Zuhörens wird jedoch rasch klar, dass hier ein Unterschied zu jener „Struktur“ vorliegt, wie sie sich in dem bislang genauer angesehenen Gespräch dokumentiert. *Bezieht Marie „exakt meine gekannte Struktur“ demnach ausschließlich auf die Struktur, die sie in ihren Liebesbeziehungen erkennt (oder zu erkennen glaubt)? Sind ihr Verhalten und ihr Fühlen in Partnerschaften so sehr von jenen unterscheidbar, denen Marie in der vergangenen Liegung mit Hilfe der Übertragung auf ihre Begleiterin nachspürt (wie Marie es empfindet), oder kann es sein, dass Marie in diesem Kontext andere Aspekte ihres Empfindens für andere bzw. ihres Agierens mit anderen wahrnimmt und alleine aus diesen Zusammenhängen ableitet, wie die ihr eigene Struktur beschaffen sein kann? Demnach wären jene Erkenntnisse, die im aktuellen Kapitel über vorgeburtliche Dröhnungen dokumentiert werden, in gewisser Weise „Inseln“ die (noch) nicht mit dem restlichen Leben Maries, ihrer restlichen „Struktur“ verbunden sind. Wie es für „bewusstseinsveränderte“ Zustände zutreffen kann, wäre das zuvor besehene Erlebnis Maries eines, in dem die bisherige Struktur aufgebrochen erscheint. Aus diesem Bruch mit dem Gekannten resultiert eine Inselbildung, die Erfahrung/en sind derart anders- oder neuartige, dass das Wissen darüber noch nicht in Maries Selbstbild (und daher ihr Reden über sich selbst) integriert ist. Den evidenten strukturellen Widerspruch aufzuklären, also die Frage zu beantworten, wie Maries unterschiedlichen Facetten zu einer Gesamt-„Struktur“ (um ein Wort Maries zu verwenden) gehören oder werden, ist Hauptanliegen des aktuellen Exkurses. Mag sein, dass gerade diese Diskrepanz eine aktuell stattfindende Veränderung Maries dokumentiert.*

Prädikat: „nicht liebesfähig“. Diese Selbstbewertung ist aufgrund des bisher dokumentierten Gesprächs mit Marie kaum nachvollziehbar. Während Marie in ihrer pränatalen Lage einzig Schmerz und große Trauer erkennen kann, so ist im erwachsenen Beziehungs-Setting von „tausend widersprüchlichen Gefühlen“ die Rede, Trauer wird nicht als im Vordergrund stehend beschrieben, zu einem „Irgendwie-traurig“-Sein kommt eine „zumindest ebenso“ stark vorhandene Zufriedenheit darüber hinzu, dass der Raumteiler „endlich wieder weg“ ist und Marie sich wieder ohne Rücksichtnahme ausdehnen kann – „endlich wieder diagonal in meinem Bett liegen“. Es macht Marie (wortwörtlich) „leichter“: Das Gehen des Anderen ist eine Erleichterung, Ballast fällt von Marie ab. Auf der Ebene der einzelnen gewählten Wörter fällt besonders auf, dass Marie in diesem Absatz mehrfach Ausdrücke verwendet, die eine Zuordnung von Aktivität vs. Passivität oder von Besitztum enthalten. So spricht Marie anfangs ausschließlich von *ihrer*¹⁵⁵ Struktur, *ihrem* Verhalten, *ihren* Emotionen in

¹⁵⁵ Auch auf diesen Seiten bedeutet die Kursivsetzung (ohne zusätzlichen Anführungszeichen), dass der jeweilige Begriff nahe an Maries O-Ton, jedoch kein Zitat ist. Hier findet die

ihrer Partnerschaft, und auch im weiteren Verlauf wird der namenlos bleibende andere Mensch kaum (mit seinen Eigenschaften und Verhaltensweisen) thematisiert oder spürbar, ob eventuell auch er eigene, alte Strukturen bedient, ist für Marie irrelevant. Beinahe würde ihre Schilderung ein Wort enthalten, das sie während des Aussprechens doch noch zurückhält – stimmiger macht oder zensiert? – nämlich: „führe“. *Ich führe meine Beziehung* – kaum eine Formulierung könnte eine (irreführender- oder fälschlicherweise¹⁵⁶) als stark angenommene Subjektstellung ausdrücklicher betonen. Hiermit würde das Bild der starken Frau entworfen, die aufgrund der *ihr eigenen Struktur* eine Beziehung steuert und regiert. Im Begriff des „Führens“ schwingt zudem eine starke Beobachterposition mit, nicht nur der „Geführte“ wird in der Außenperspektive betrachtet, auch die „Führende“ ist dezentriert und nicht spürend in ihr Sein eingesetzt. Die Wort-„Wahl“¹⁵⁷, die Marie danach (bewusster) trifft („meine Beziehung“), nimmt zwar etwas Abstand vom Steuerungsaspekt, stellt Maries Beziehung jedoch weiterhin als eine Art einseitigen Besitz dar, als etwas (durch ihre und mit ihrer Struktur) Geschaffenes, etwas, das auf eine Weise „hergestellt“ wurde, die sphärische Zusammenhänge (vgl. dazu in der Einleitung) wenig berücksichtigt. Spricht Sloterdijk von Beziehungen, so gebraucht er gerne die Wendung des „in Beziehung(en) Seins“. Ein vorweggenommener Blick auf den Endpunkt der aktuellen Schilderung (vgl. ausführlich im Zusammenhang mit Passage 6) zeigt, dass Marie auch sphärischere Töne anstimmen kann. Sie fragt sich, *was ist, wenn sie doch im richtigen Leben (mit ihm) war*. In der Variante, in der Marie in Erwägung zieht, ihre aktuelle Entscheidung oder die aktuelle Wendung könnte doch nicht die *richtige* (d h. die dem *Plan* entsprechende, vgl. weiter unten) gewesen sein, tritt jenes „in Beziehung Sein“ in Erscheinung. Ist/wäre die Beziehung mit dem Partner die ihres „richtigen Lebens“, so ist/wäre es ein *Mit-ihm-Sein*, doch so ist Marie „*ratlos und irgendwie traurig*“. Genauer ist oder wurde Marie ratlos und irgendwie traurig „*gemacht*“. Sowohl die Trauer, die Ratlosigkeit als auch die Zufriedenheit sind Zustände, die von einem vagen „es“ gemacht werden („*es macht mich ...*“). Wieder tritt also das Motiv des Hergestellt-Werdens auf, allerdings ist in diesen Wendungen Marie in einer passiven Position. Was sie im Verlauf dieser Passage noch expliziter formuliert, deutet sich hier bereits an: Da scheint eine Instanz angenommen oder sogar erwünscht zu sein, die Marie Gefühle *macht*, die mit Marie einen *Plan* hat. Das *Konzipieren* spielt in Maries Leben eine nicht unerhebliche Rolle, dazu ausführlicher im nächsten Absatz (sowie im weiteren

Übersetzung von „mein“ auf „ihr“ statt.

¹⁵⁶ Eine meiner Meinung nach *falsche* Formulierung oder Schlussfolgerung, wie ich bereits in der Einleitung versuche darzulegen.

¹⁵⁷ Vgl. dazu in den (meta-)theoretischen Vorüberlegungen. Für wen das „autarke“ Subjekt sich überholt hat und der/die die Dokumentarische Methode (und verwandte Arten) behirmt hat, der/die kann den Begriff „Wortwahl“ nicht mehr ausschreiben, ohne ihn unter Anführungszeichen zu setzen.

Textverlauf). Jedenfalls scheint die Trauer im Gegensatz zum vorangegangenen Erlebnis erträglich, nicht *zerreißend* zu sein, in diesem Kontext empfindet oder spricht sie an, was zuvor keine Erwähnung findet: Das (Zurück)Gewinnen von Raum kann auch Erleichterung, Freude, Zufriedenheit bewirken.

Viel zu dicht in dem nur für mich konzipierten Raum

Der Geruch, der Hautkontakt, diese unglaublich – ahm, der dichte Kontakt in dem kleinen Schlafzimmer, dass ich nur für mich in der Wohnung so konzipiert hatte, dass es so eng ist, und zu zweit, zu zweit ist es nicht ausreichend(.) Ich halte nun alles nicht mehr aus, wofür man verliebt sein muss, um es auszuhalten(.) Du, das ist das Schlimme, ich kann mich verlieben, aber wenn es aufs Ganze soll, dann kann ich nicht --- ich will nicht(.) Ich will, dass er geht, um mich endlich wieder in meinem gestörten kleinen Weltraum alleine und hoffnungslos fühlen zu können, aber auch endlich, endlich wieder einfach genü- genügend Platz zu haben, Luft zum - - und Essen(.)[Passage 2]

Die Schilderung des mit dem Partner geteilten Raumes lässt noch deutlicher hervortreten, wie stark die Gefühle, die die intensive räumliche Nähe eines anderen Menschen in Marie auslösen kann, differieren können. Dabei dokumentiert sich der krasse/ starke Gegenschnitt/ Unterschied besonders deutlich durch den in beiden Situationen verwendeten Begriff des „Konzipiert-Seins“. *[„[D]u musst vielleicht wissen, dass ich als Zwilling angelegt war(.) Ich war eigentlich als Zwilling konzipiert, also lange war ich zwei im Mutter- in der Mutter(.)“ Zeile 121–123]* Dass Marie als Zwilling „konzipiert“ war, der Mutterraum also für zwei „angelegt“ war – oder „geplant“, vgl. unten –, dies scheint genauso eine unumstößliche Tatsache zu sein wie die Konzeption ihres aktuellen Schlafzimmers für sie alleine. Determination, wohin der Mensch blickt. *„Lange war ich zwei“* – symbiotischer kann der Näheraum zweier Wesen kaum beschrieben werden (zudem in positiver Konnotation), von Enge oder einem Mangel (weder an Raum noch an Nährendem) ist im Kontext des Uterus keine Rede. Ganz anders sieht es im Habitat der erwachsenen Marie aus: Der Raum ist *nicht ausreichend*, die Enge ist kaum zu ertragen, und von ihr ausgehend werden ausschließlich negative Folgen wahrgenommen: Geruch und Hautkontakt entwickeln sich zu einer Nähe-Belästigung, die kaum größer sein könnte. In dieser Beschreibung wird Nähe als eine Dimension erlebbar, die nur auf Basis einer großen Liebe oder großen Verliebtseins vorhanden sein – oder mehr noch: *ausgehalten* werden kann. Marie attestiert sich selbst, dass ihr die Fähigkeit des Verliebenseins zwar zu eigen wäre (wieder die Selbstzuschreibung, einer defizitären und unveränderlichen Eigenschaft), das Können jedoch völlig nachlasse, „wenn es aufs Ganze soll“ (wieder gibt es eine übergeordnete Instanz, die ein Sollen vorgibt): Dann geht das Nicht-Können in ein Nicht-Wollen über, aus dem heraus auch klares Wollen (wieder) spürbar wird.¹⁵⁸ Ein

¹⁵⁸ Ein Leben, das – überspitzt formuliert – beschrieben oder erlebt wird, als würde es aus einer Aneinanderreihung von Reaktionen oder Antithesen bestehen. Marie hat einen Hang zu (dem Wahrnehmen von aufoktroierten) Plänen, sei es auch bloß, um sich selbst im Widerstand zu

Gedanke noch zu jenem *Ganzen*, das zu erreichen zwar einen abstrakten Imperativ darstellt, auf das oder in das Marie jedoch nicht gehen kann oder will: Hierin deutet sich an, es gäbe ausschließlich eine intakte (ganze) Gestalt, eine ungebrochene Welt, die zu erreichen ein oder sogar *das* Ideal wäre. (Also erneut der Wunsch nach dem *einen* Plan.) Marie hebt dieses *Ganze* auch durch ihre Betonung hervor. Mag sein, dass es einen Ort darstellt, der dermaßen idealisiert ist, dass er nicht mehr vorstellbar, nicht mehr erreichbar erscheint. Dass Marie ihr (Nicht-)Wollen der abstrakt-heilen Beziehungswelt jedenfalls so stark empfindet, löst auch nahezu reflexhaft den Wunsch nach Selbstbestrafung und (Selbst-)Zuweisung negativer Eigenschaften aus; der Raum, in dem der Partner nicht (mehr) enthalten ist, wird abgewertet, es ist ein gestörter, kleiner Raum, in dem sie sich hoffnungslos fühlt. Die Formulierung des „gestörten Weltraumes“ legt die Frage danach nahe, was oder besser: wer ihn denn stört/e. Für den Beziehungswelt-Raum (auf den sich diese Schilderung vorderhand bezieht) ist diese Frage leichter zu beantworten: Der andere stört. *Diesen* Raum möchte Marie als von ihr hergestellt empfinden, als überschau- und kontrollierbar. Dabei kann es sein, dass auf (je)den späteren kleinen Weltraum zutrifft, was Sloterdijk über den Zustand des menschlichen Verrückt-Seins weiß – dass nämlich (nur) verrückt ist, wer zuvor von jemandem ver-rückt (gemacht) wurde (vgl. in Sloterdijk 1993, S. 21ff.). Analog könnte ein Weltraum im Jetzt nur gestört sein, wenn er (bzw. sein Vorläufer-Raum, sein Prototyp) zuvor schon substantiell gestört wurde.

Rasch tritt Maries sich selbst erniedrigende Sicht wieder zurück, und es kommt eine situationskritische, kräftige(nde) Perspektive ergänzend hinzu, denn die andere Seite der Medaille bedeutet eine starke Erleichterung durch eine als umfassend empfundene Zunahme an verfügbaren Ressourcen. Dabei ist interessant, dass die „Realität“ zu verschwimmen scheint, denn neben dem (mir) nachvollziehbaren Raumproblem¹⁵⁹ spricht Marie hier überraschend auch von einer Knappheit an Essen, was nicht den „tatsächlichen“ Gegebenheiten entsprechen dürfte¹⁶⁰. Es scheint, als würde sich eine uterine Gefühlsdimension beimischen, dies wird im darauf folgenden Satz noch deutlicher: „Er isst, atmet, verbraucht – (4) mich fast auf.“ Gerade durch diesen „unrealistischen“ Bruch wird offensichtlich oder anschaulich, dass ein Raumwechsel stattgefunden hat, oder dass – um ein bereits begonnenes Bild weiter zu malen – zum

spüren, diese zu erfüllen (vgl. dazu weiter unten im Fließtext ausführlicher).

¹⁵⁹ Es liegt in der Natur der Sache, dass der Leidensdruck ein subjektiver ist bzw. das Knappheitsempfinden ein subjektives ist, darum ein Versuch des Abgleichs mit quantifizierbaren Maßen: Tatsächlich ist Maries Wohnung für zwei Personen für westeuropäische Verhältnisse relativ klein, nämlich knappe 50 qm „groß“.

¹⁶⁰ An anderen Stellen wird deutlich, dass Marie aktuell sehr gut verdient und auch ihr Freund „jobmäßig gut dasteht“, zudem erinnere ich mich, dass sie einige Wochen zuvor schilderte, dass sie und ihr Partner regelmäßig unabgestimmt Essen einkaufen würden und dadurch öfters Sachen weggeworfen würden, worüber sie sich ärgere.

gegenwärtigen Topos ein weiterer hinzugekommen ist: Marie ist in einer erwachsenen Position, aus der heraus sie (mit mir – zu den daraus erwachsenden Übertragungsoptionen vergleiche zu Beginn von Maries Schilderung) über ihre aktuelle Liebesbeziehung spricht; zu dieser Position(ierung) kommt allerdings ihre basisgebende Lage, ihre Dröhnung, hinzu. Bei Sloterdijk findet sich eine idealtypische Schilderung jener Allgegenwärtigkeit des allerersten Feldes:

„Am Anfang der Evolutionslinie steht ohne Zweifel die Prägung der Menschen durch die Erfahrung ihrer Immanenz in einer fördernden lebendigen Hülle. In psychogenetischer Sicht entwickelt sich das raumschaffende Verlangen der Menschen nach Bergung in fördernden Behältern aus dieser primordialen Raumerfahrung: Das intra-uterine Doppelleben und seine Fortsetzung im nachgeburtlichen Mutter-Kind-Feld liefern das Muster für alle Erweiterung der integren Lage. Es führt die Regie bei späteren Neuinszenierungen des Raumes, der seinen Bewohnern Gegenwart bei sich geben soll. (Solche Selbstgegenwart ist daher keine diskursgestützte Illusion von unmittelbarer Privat-Innerlichkeit, sondern die primitive Ekstase des Da-Seins-im geteilten Raum.) Innensein wird hier erlebt als Lebendigkeit innerhalb von umgebendem Lebendigem. Was auf solche Weise innen liegt, überzeugt sich spontan von dem Vorteil, zu sein, wo es ist, da es vom Umleben in seinem Eigenleben bestätigt wird. Somit verknüpfen sich mit der Erfahrung der ersten Behältersituation frühe Evidenzen von einem wirklichen Geborgensein in Korrespondenzen zum Mitlebendigen“ (Sloterdijk 1999, S. 209/210).

Nach allem, was bereits über die Besonderheiten von Maries erster Welt- und Einbettungslage gesagt wurde, ist müßig zu betonen, wie sehr diese Beschreibung davon abweicht, was Marie im Mutterleib erfahren hat (und wie sehr diese Beschreibung auch von allen anderen ersten Feldern abweicht, in denen es nicht dieserart störungsfrei und erwünscht zugeht). Dennoch lässt sich eben an dieser Passage Sloterdijks des Menschen doppelte Räumlichkeit¹⁶¹ gut verdeutlichen. Gerade der teilweise auffallend starke Kontrast dazu, wie wenig bergend und beruhigend manch ein realer erster Raum war, verdeutlicht die Schwierigkeiten besonders gut, denen sich Menschen bei ihren reinszenierenden Raumschaffungs-Prozessen stellen müssen. Ist die These wahr, dass alle Neuinszenierungen des Raumes dem ersten Feld-Muster folgen, so regt dies eine Beobachtung an, die sich auf den ersten Blick wie die reine Erschließung eines Defizits liest, denn es wird hier deutlich, dass Maries Dröhnung sich nicht alleine durch die Schwester erklären lässt, die zunächst kurz anwesend war, um den Rest von Maries Leben durch permanente Abwesenheit in allen ihren Facetten aufzufallen. Den Kern von Maries Dröhnung muss demnach auch eine gefühlte emotionale Abwesenheit der Mutter darstellen. Auch diese Abwesenheit gilt es näher zu erforschen, wenn Maries *Seele Ruhe finden* soll [vgl. in Passage 7]. Dieser Gedanke lädt erneut dazu ein, bestimmte Formulierungen Maries (Sätze am Ende des aktuellen Textes) vorzuziehen: „*Ich will doch nur die Gewissheit haben, dass ich das Richtige tue(.) Ich fühle mich, als wäre ich, wenn er jetzt wirklich weg ist, noch mehr*

¹⁶¹ Vgl. ausführlicher auf S. 225f. Der vorliegenden Arbeit.

irgendwie ohne einen Schutz, eine Schutzhülle der Außenwelt ausgeliefert, als wäre ich, wenn er mich verlässt, echt alleine(.)“ – Das (potenzielle) Verschwinden des nahesten Anderen macht deutlich, was grundlegender (also jenem zweiten hinzukommenden Fehlen vorausgehend) fehlt: ein Schutz, eine die Mit- und Außenwelt erträglicher machende Schutzhülle. Die *Kälte* des *Alleine-Seins* wird erst im Wegfallen des Begleitwesens (in der Neuinszenierung des ersten Raumes unter anderem durch den aktuellen Partner oder mich ver-körpert) spürbar. Erneut (wie schon im Fließtext des aktuellen Kapitels) drängt sich die Frage auf: „Wo“ ist Maries Mutter? Ideen dazu werden, dem Verlauf des Transkripts entsprechend, den aktuellen Exkurs abschließen. In dieser Erzählpassage stecken Indizien, die Aussagekraft hinsichtlich Maries erster Blase oder Matrix¹⁶² enthalten. Marie verbessert ihre ursprüngliche Aussage, dass sie nicht „kann“, wenn „es aufs Ganze soll“, indem sie die willentliche Komponente anspricht:

„-- ich will nicht(.) Ich will, dass er geht, um mich endlich wieder in meinem gestörten kleinen Weltraum alleine und hoffnungslos fühlen zu können, aber auch endlich, endlich wieder einfach genü- genügend Platz zu haben“

Marie wünscht sich (in) den bekannten und überschaubaren Raum zurück. In diesem Raum mag sie alleine und hoffnungslos sein, er ist immerhin ausreichend, in ihm ist genügend von dem vorhanden, was ihr Überleben gewährleistet („Platz – Luft – Essen“). Was ist Maries „Weltraum“? Der Raum, der ihre Welt ausmacht: Sie bezieht sich hier auf ein ihrer Beziehung übergeordnetes Bezugssystem, auf etwas, das diese Beziehungen nicht nur enthält, sondern diese auch (wie eine Matrix) erzeugt. Inwiefern ist nun diese erste Matrix eine „gestörte“? Geschieht nicht nur durch Raumteiler potenzielle Störung, sondern war auch die Mutter selbst Störung oder „gestört“?

Unerträglich nahe: Der Körper verbraucht, dünstet aus, lärmt

Er isst, atmet, verbraucht – (4) mich fast auf(.) Er verdaut – entschuldige bitte – nachts zu laut und ähm geruchsintensiv, ganz zu schweigen von den Schlafgeräuschen, einfach den Geräuschen seiner furchtbar zu nahen Anwesenheit(.) Er ist zu laut da, ich kann nie nur für mich sein, es ist eine nahe(1)zu, eine seelische Zumutung(!) [Passage 3]

Ich kann, wenn er weg ist, wieder weiter in mich rein wachsen(.) –Wenn ich das so sage, klinge ich, werde ich, weiß es nicht - theatralisch, schuldbewusst oder so, aber ich bin tatsächlich tief in mir drinnen glücklich, wenn das Rücksichtnehmenmüssen und das Spüren-Müssen [*Seufzen*] auch mal endlich sich als, als, ahm ‚überwundene Etappe‘ anfühlt und ich die bin, die im Leben als Hauptperson übrig bleibt(.) Dieses ‚sich als wir definieren‘ – brrr [sie schüttelt sich] es engt mich ein(.) [Sie stößt tief Luft aus] [Passage 4]

¹⁶² Vgl. dazu in der Einleitung.

Weiter in Maries konkreter Schilderung. Die pränatale Aufladung wird verstärkt spürbar. Dabei taucht allerdings ein Gedanke erstmals (in Maries Erzählungen) auf, der mich im ersten Hören erschrecken lässt: Der Raumteiler isst und atmet nicht bloß vor sich hin, und es ist auch damit nicht genug, dass er knappe Ressourcen verbraucht und Marie beengt: Sein Existieren scheint Marie zu verbrauchen, zu reduzieren. Diese kannibalische Assoziation hat eine gewisse Äquivalenz in/zu der Zwillinge-Herkunfts-Situation. Zwar verlor Marie ihre Schwester erst in einem späten Schwangerschaftsstadium¹⁶³, der in dieser Passage anklingende Konkurrenzkampf um potenziell knappe Ressourcen erinnert allerdings durchaus an dieses Motiv. Erstmals wird das Motiv hier auch in seiner spiegelverkehrten Möglichkeit gedacht: Hätte Marie *aufgegessen, aufgeatmet, aufgebraucht* – also zum Verschwinden gebracht – werden können? Dieses Bild ist in allen möglichen (parallelen) Räumen erschreckend: Ob Zwilling, LiebespartnerIn oder sogar temporär noch beschränktere BegleiterIn (beispielsweise einer Liegung): Was kann es bewirken, wenn ein Aspekt der grundlegenden Dröhnung (vielleicht) bedeutet, es gilt sich durchzusetzen, denn Überlebensnotwendiges ist knapp? Diese Überlegung weist auf einen bereits erwähnten Aspekt hin, nämlich auf den der (imaginierten) Schuldigkeit. In der hier anklingenden Dualität scheint es, zugespitzt formuliert, zwei mögliche „Extremausgänge“ zu geben: Marie wird auf-verbraucht oder Marie braucht auf. Vereinfacht gesagt resultieren aus dieser Vorstellung zwei Rollenbesetzungen: ein/e (Ressourcen) Verbraucher/in = Schuldige/r, aber Überlebende/r, und ein/e Auf-Verbrauchte/r = Unschuldige/r, aber (leider) Tote/r. In dieser Form deutet sich eine Dialektik an, die durchaus an die Reihe der von Bachelard formulierten anschließt (vgl. auf S. 129ff.). In der Überzeichnung dieses Bildes wird auch erkennbar, wie es kommt, dass das Ende von Maries Beziehung derart *theatralisch* wirkt: Es gibt nur einen gemachten Raum (von einer übergeordneten Instanz oder von Marie – hier scheint ihr Gefühl, wer die Agierende (das agens) ist mehrfach zu switchen¹⁶⁴), wer aus jenem hinausfällt, fällt hinaus [*Passage 4*]. Das ist keine unbedachte Tautologie: Für jene/n, die/der aus/in dem Raum *verbraucht* wird, wird kein Ersatzraum gedacht; diese Prägung, dass es nur eine absolute Lösung gibt, macht Maries Theatralik aus. In der Liebesbeziehung wird nicht über den Rand des (von Einengung bedrohten) eigenen

¹⁶³ Sie verlor die Schwester nicht in jener Zeit, in der das Verbrauchen des anderen Zwillinge auf biologischer Ebene in gewisser Weise zutrifft, vgl. dazu das auf den Seiten 97 ff. über das vanishing twin-Syndrom Gesagte. Da bin ich nicht bei Dir. Du meinst offenbar hier mit Verbrauchen jene frühen Phasen, in denen der verstorbene Zwilling resorbiert wird. Aber darum geht es hier nicht, sondern um den Kampf unter Lebenden. Und der wird in utero wohl umso schärfer, je länger das Match dauert. Das freundliche Einander-Vorschweben der Zwillinge oder Mehrlinge ist ein Phänomen der frühen Schwangerschaft.

¹⁶⁴ Vgl. dazu im Zusammenhang mit Passage 1 sowie, dazu dass dies ein autotherapeutisch heilsamer Move sein kann, auch im weiteren Verlauf.

Raumes hinaus gedacht, das wird auch darin deutlich, dass Marie in Passage 4 damit bricht, über „meine Beziehung, mein Bett“ etc. als einen von mehreren Möglichkeitsräumen zu sprechen: „[I]ch bin tatsächlich tief in mir drinnen glücklich wenn ... ich die bin, die im Leben als Hauptperson übrig bleibt.“ *Mein* Leben ist *das* Leben. Wer nicht in *meinem* Leben, in *meinem* Raum, in *meinem* Bett ist, der/die ist nicht. Es entspricht Maries Dröhnung, dass die Andere ohne Zukunft aus dem Raum verschwindet, ein Verschwinden, das wie eine Naturkraft passiert, in einer Weltlage, in der außer dem eigenen Raum keine Alternativen existieren. Immerhin geschieht mit dem und durch den Tod der ersten Raumteilerin etwas, das als Beseelung verstanden werden kann, ein Weiterleben der gerade noch Anwesenden durch eine Art Inkorporation, Verinnerlichung. Der Gerade-noch-Partner hingegen wird verdrängt, ohne dass explizit oder implizit (in diesem Gespräch) sein Weiterleben an einem inneren oder äußeren Ort angedacht wird. Bei genauem Hinsehen oder -spüren wird deutlich, dass Maries Aussage ausgesprochen aggressiv aufgeladen ist, denn – erneut überspitzt formuliert, um den Gedanken stärker herauszupräparieren – der Wunsch, in diesem Leben die Überlebende zu sein, stellt einen Todeswunsch (gegenüber dem Partner) dar. Das eigene *Glück* entsteht aus den Räumen des Feldes durch den, der auch Luft, Platz und Essen beansprucht und zudem auch noch Gerüche und Geräusche produziert [Passage 3]. Maries Partner wird entpersonifiziert, er ist die „überwundene Etappe“, die Marie herbeisehnt [Passage 4]. Die Aggression, die Marie auch für die Zwillingsschwester empfindet, über die sie unmaskiert allerdings (noch) nicht sprechen kann, ist in den Formulierungen der Passage 3 überdeutlich spürbar: in den *Geräuschen seiner furchtbar zu nahen Anwesenheit*. Auch und bereits im Uterus wird Nähe zur Hölle, wenn sie zu eng wird – dies beschreibt auch Sloterdijk in seinem, passender Weise „Antisphären“ genannten Kapitel (Sloterdijk 1999, S. 593ff.). Was in einer Liebesbeziehung, die aufrechterhalten werden „will“, relativ einfach zu bewerkstelligen wäre (durch praktische Raumerweiterung oder Umzug), stellt sich in einem Uterus schon komplizierter dar. Die laute, enge, nahe, allgegenwärtige Anwesenheit verhindert, dass Marie je *nur für sich sein kann*.

„Es ist eine nahe(1)zu, eine seelische Zumutung!“ In *nahezu* steckt das Unausweichliche schon wieder: *zu nahe*. Wird dieser Satz nochmals genauer und mit Nancy im Hinterkopf gelesen, so tritt hervor, dass dieses „Nahezu“ für Marie nicht nur eine körperliche Enge, sondern auch eine seelische Bedrängung bedeutet. „*Der Körper spürt unablässig alles, was körperlich ist, „dennoch ist das, was spürt die Seele“*“ (Nancy 2010 S. 10., vgl. auch oben im Fließtext). Eine erste Deutungsweise dieses Nancy-Satzes erkennt Maries Seele als damit „gemeint“: Maries Seele erfährt die Zumutung einer ungebetenen Nähe. Rasch taucht jedoch noch eine zweite, für

mich noch spannendere Hörart auf: Hier *mutet* sich eine Seele *zu*, es drängt sich eine (fremde) Seele auf. Wieder mit Nancy gesagt: „*Der Körper ist die Ausdehnung der Seele [...] bis an die Grenze des Selbst.*“ Bedeutet es nun in Maries Erinnerung an die uterine Lebenswelt eine Freude am seelischen Besuch, am Hinüberdehnen der Seele (vgl. Seitenangabe), so ist es in der aktuellen Beziehungslage eine Zumutung, dass sich da eine Seele so sehr ausdehnt, herüberdehnt, mit ihren eigenen Sehnsüchten, Erinnerungsspuren und Seinsweisen Marie heimsuchen will. Wird die seelische Ausdehnung nicht abgewiesen, so kann es passieren, dass es bald zu Ende ist mit Maries „eigener Struktur“ und stattdessen ein gemeinsamer Seelenraum existiert, die Partnerseele spürbar wird. Das wäre tatsächlich eine ziemliche seelische Zumutung!¹⁶⁵ Seelische Bedrängung wird hier als die Form des Übergriffs dargestellt, die schlimmer als jeder leibliche Schmerz sein muss, es ist eine Bedrängnis, aus der es keinen Ausweg gibt, gerade auch, weil es so schwer ist, sie kommen zu sehen, sich abzugrenzen und zu schützen. Es gibt noch zwei weitere Erzählstellen, an denen Marie den Begriff der „Seele“ gebraucht („Damit meine Seele Ruhe findet.“, sowie „Irgendwie waren wir auch ansatzweise in einem guten seelischen Austausch“, vgl. ausführlicher im Kontext der Passage 7.) Alle diese *Seele* enthaltenden Passagen geben Hinweise darauf, was für eine Anstrengung es für Marie bedeuten muss, „ansatzweise“ einem seelischen Austausch, seelischen Begegnungen ausgesetzt (gewesen) zu sein – ein derartiges Aufwühlen, das Marie in starker *seelischer* Unruhe zurücklässt, dass ihr Orientierungssinn verwirrt scheint (dazu ausführlich weiter unten). Interessant ist in dieser Passage auch Maries Selbstvorwurf des Theatralisch-Seins, namentlich des Theatralisch-Klingens und Theatralisch-Werdens. Nun liegt der umfassende Hysterie-Vorwurf an Menschen weiblichen Geschlechts schon bald ein Jahrhundert zurück, deshalb lässt diese Wortwahl mehr aufhorchen als die Selbstzuschreibung, schuldbewusst zu klingen. Wie gelangt Marie zu dem Verdacht der Übertreibung, der (schlechten) Performance gegen sich selbst? [An dieser Stelle wirkt dieses Wort auf ihr(e) Gegenüber (= mich) wie eine Geringschätzung und Einschränkung des Gesagten. Gleichzeitig merke ich, dass auch mich Maries herausragend stark emotionalisierten Formulierungen in ihren Bann gezogen haben. Dieser Bann (egal ob dies nun positiv oder negativ konnotiert sein mag) wird mit der Zuweisung der „Theatralik“ unterbrochen. Es wirkt auf mich wie „Achtung, ich spiele (dir? Mir? Allen?) hier etwas vor.“ Wie etwa „nimm mich nicht ganz ernst“. Diese

¹⁶⁵ In einer Ausgabe des Formats „big think“ beschreibt Slavoj Žižek die aktuelle Tendenz, dass Menschen auf risikoarme Weise Beziehungen eingehen und Sexualität leben wollen. *Love without falling in love*. Das „Fallen“ wird, so gut es geht, vermieden, Kontrollverlust und das Verschwimmen der eigenen Grenzen sind für das autonome moderne Individuum ein kaum zumutbares Risiko. (Vgl. Žižek, <https://www.youtube.com/watch?v=LXqPIYWJSII> ab 2:45, diese Aussage bei 4:44., nachgesehen am 1.1. 2015.)

relativierende Geste ist verwirrend; mit dem Weitersprechen Maries wird allerdings klar, dass sie einen Wechsel in einen selbstkritischeren Modus einläutet, vgl. dazu im Verlauf.]

Was *endlich* aufhören soll, ist „das Rücksichtnehmenmüssen“ – der andere Mensch im Raum ist die Blockade, die Maries Wachsen, Bei-Sich-Sein, ihre Freiheit verhindern – „und das Spüren-Müssen“: Hierbei ist interessant, dass sich zwei Bedeutungen/ Bezüge anbieten – einerseits das Spüren-Müssen des anderen, jenes Spüren-Müssen oder Erleiden, das von „Außen“ kommt: das Wahrnehmen, dass da noch jemand mit im Raum ist, der so intensiv und laut und fordernd ist, dass er nicht ignoriert werden kann. Andererseits kann es sich auch um ein Sich-Spüren-Müssen handeln, um jenes Spüren-Müssen, das (scheinbar) im eigenen Inneren beginnt, das Marie überstanden wissen/ haben will: die ständige Konfrontation damit, selbst Gefühle zu haben (die nur allzu leicht getriggert werden können). In der Nähe des Anderen kann die Erinnerung an früher empfundene Liebe liegen, die Erinnerung daran, dass in einer anderen Nähelage einmal Gleichklang herrschte, sie (die Nähe) kann aber auch das Gefühl des Schmerzes und der Vortrauer (der tiefen Ahnung, dass der geliebte Andere den Raum verlassen kann) triggern sowie das Spüren von Schuld. Auch Hilflosigkeit kann spürbar werden, denn das Bleiben des Anderen kann nur bedingt erwirkt werden, oder Marie kann Unzulänglichkeit oder Aggression empfinden oder eben eines jener anderen „tausend widersprüchlichen Gefühle“ Symbiose konfrontiert mit dem eigenen Spüren sowie mit dem Spüren des Anderen -dies alles nährt den Überdross am Spüren an sich. Wer einen engen Raum teilt, der wird unweigerlich an früheres Fühlen in zuvor geteilten engen Räumen erinnert. Wie bereits mehrfach erwähnt und mit Zitaten unterlegt, geht es bei dem, was *sensu* Sloterdijk „Übertragung“ genannt wird, um die (Emotions-)Übertragung aus früheren Situationen und Konstellationen auf neue Beziehungen (vgl. dazu ausführlich in der Einleitung dieser Studie, 2.2.). Aus Maries Schilderungen geht hervor, dass sie sich in ihren Single-Phasen als „kompetenter und warmherziger“ empfindet – mag sein, dass dies daher rührt, dass sie in jenen *Etappen* (um eines ihrer Worte zu gebrauchen) „nicht mit Gefühlen konfrontiert“ ist, die „mich klein und unzulänglich fühlen machen“¹⁶⁶. Nicht in symbiotischer Beziehung zu sein, bedeutet demnach für Marie zwar Ruhe vor (den eigenen gegenwärtigen und früheren) Gefühlen, Ruhe vor/ von den Geistern¹⁶⁷ der frühen Vergangenheit, wieder alleine zu sein macht sie allerdings auch nur bedingt froh – die Ruhe ist keine tief empfundene Gelassenheit, sondern entspricht eher einem betäubten Zustand, in dem die „Dinge ... sich nicht verändern“ (vgl. weiter unten). Daraus, dass Marie in dieser Schilderung

¹⁶⁶ Zitate aus einem an dieser Stelle nicht transkribierten Folgegespräch.

¹⁶⁷ Dies im Besonderen in Anlehnung an den Begriff der „Geister“ bei Derrida, vgl. auf S. 263ff.

verstärkt über die kaum erträgliche Nähe (mit dem Partner/ des Partners) spricht, könnte resultieren, dass zuvorderst oder vor allem die symbiotische Nähe sowie die Art und Weise, diese als ausweglos zu zelebrieren, wie Übertragung/en der frühen Situation aussehen. Auf den zweiten Blick kann allerdings das Weggehen des Raumteilers, das von Marie in der aktuellen Situation als ein auf das aktive *Wegtreten* Folgendes empfunden, im uterinen Setting jedoch zuvorderst als schmerzhaft-passiv Erlittenes beschrieben wird (aktive Wendungen mischen sich im weiteren Verlauf auch der Sprache bei), ebenfalls als eine Übertragung, ein Wiederausagieren der früheren Konstellation gedeutet werden, möglicherweise handelt es sich beim „Gehen-Machen“ sogar um jenen Teil der Übertragung, der (an dieser Stelle der Besprechung) größere Aufmerksamkeit verdient. Hierbei ist besonders interessant, dass der einst passiv zu erleidende Verlust in den erwachsenen (und scheinbar selbst kontrollierbaren) Situationen von Marie lieber selbst angestoßen wird. Das Ausagieren der frühen Situation manifestiert sich demnach nicht in einem bloßen Kopieren der erlebten Situation, es wird (über-)kompensatorisch herbeigeführt, um ein In-die-Welt-eingebettet-Sein zu erreichen, das dem ersten ähnelt. Dies führt, diesem Gedanken der Situations-Übertragung weiter folgend, zu jener Struktur, die Marie nicht überrascht: „exakt meine gekannte Struktur“. Der in Maries Wahrnehmung resultierende Umstand „nicht liebesfähig“ zu sein, wäre dann tatsächlich etwas, das in ihr „angelegt“ oder „konzipiert“ ist, wie sie formuliert – dies allerdings nicht als eine Art Plan, welchen das Schicksal, Gott oder wer oder was auch immer für/mit Marie hätte, sondern vielmehr auf jene Weise, für die ich den Begriff der „vorgeburtlichen Dröhnung“ lanciere. „Dieses ‚sich als wir definieren‘ – brrr [*sie schüttelt sich*] es engt mich ein.“ Die volle Wirkung dieses Satzes entfaltet sich, wenn eine Formulierung aus dem Gespräch A hinzugezogen wird: „Ich war eigentlich als Zwilling konzipiert, also lange war ich zwei im Mutter- in der Mutter.“ [Zeile 123–124] Marie, die einmal als ein „Wir“ *definiert wurde* (in der Passiv-Form), möchte in der Gegenwart alles tun, um sich nicht mehr als ein „Wir“ *zu definieren* (in der Aktiv-Form). Kommt es kurzfristig trotzdem zu dieser „Definition“, so kennt Marie für diesen Umstand ausschließlich negative Selbstzuschreibungen: In dem handschriftlich dokumentierten Vorgespräch zur Liegung B schildert Marie, dass sie sich „doch immer wieder in einer sehr engen Beziehung vorfinde[t]“, weil sie „offenbar einen selbstzerstörerischen Wunsch nach solchen zu sehr einengenden Verbindungen“ habe. Wenn es „aufs Ganze geht“ [Passage 2], gibt es für Marie nur zwei Alternativen, nämlich die beiden Extrempole: Symbiose oder Abbruch. Die mittleren Lagen sind Marie (noch) nicht zugänglich. Wer geht oder gegangen wird, die/der kommt auch nicht wieder – Marie scheint, verkürzt

gesagt, nie die Erfahrung einer robusten, wiederkehrenden Bezugsperson gemacht zu haben.¹⁶⁸ (Zum „Wo“ der Mutter später.) Wer einmal weg ist, bleibt auch weg.

[Sie stößt tief Luft aus] Ich hasse ihn aber auch [sie beginnt mit der Liege leicht zu schaukeln, ballt eine Faust und boxt sich gegen einen Oberschenkel], dass er wirklich geht, bloß weil ich es vordergründig will, dass er nicht einfach bleibt und sagt(:) „das ist in Wirklichkeit, was du willst! Du weißt es nicht, darum sag ich es dir: Mit mir wirst du glücklich!“ Ich hätte so gerne, dass er es besser weiß als ich und danach in meinem Sinne handelt, und natürlich in seinem – unseren tieferen, ähm auch unbewussten Bedürfnissen entsprechend mich einfach, mich einfach, einfach nicht mehr loslässt.

[Passage 5]

Bis zu dieser Stelle schien in Marie das Gefühl der Erleichterung zu überwiegen, die Zumutung der zuvor scheinbar aufgezwungenen symbiotischen Nähe wurde in ihren Worten nachfühlbar. Hier allerdings findet – eingeleitet durch einen tiefen Seufzer – ein abrupter Bruch statt. Mimik und Gestik sowie Maries Stimmklang und Wortwahl lassen das Gefühl entstehen, hier würde der Vorhang zu einem zweiten Akt hochgezogen. (Als nicht gerade objektiven Eindruck habe ich an dieser Stelle notiert, dass Marie mit einem Male wie gealtert aussieht, abgekämpft und erschöpft. Jedenfalls lässt die Muskelanspannung in Maries Gesicht nach, ebenso wie ihre Sprechgeschwindigkeit.) In dieser Passage dokumentiert sich Maries Wunsch, ihre „Struktur“ [vgl. dazu Passage 1 des vorliegenden Gesprächs] könnte aufbrechbar, um-strukturierbar sein, der Wunsch nach einem Sieg über die eigene erste Dröhnung oder Prägung. Was sie bislang mit großer Sicherheit vertrat, dass das Ende der Beziehung überfällig war und (ausschließlich) Erleichterung bringt, das wird nun als „vordergründiger“ Wunsch bezeichnet. Die zuvor auch spürbare (gerichtete) Aggression, wird zu hilflosem Hass, hinter dem sich Enttäuschung verbirgt. Marie verspürt den innigen Wunsch, jemand anderer könnte die Wirklichkeit ihres Wollens und Wünschens erkennen und sie infolgedessen dazu zwingen, in diese Wunscherfüllung einzuwilligen. Es entsteht dabei die Anmutung, Marie möchte wie ein trotziges Kleinkind „zu ihrem Glück gezwungen werden“. Im Weitersprechen wird ein noch tiefer liegender Wunsch erkennbar, nämlich der nach einer Macht, die größer und weiser ist als mensch selbst, oder der Wunsch nach einem Menschen, der die Personifizierung dieser Macht darstellt, der eine/n im Kern des Wesens erkennt und direkt mit diesem Kern, unter Umgehung aller „vordergründigen“ Störgeräusche, kommuniziert und nach dem Resultat dieses Prozesses auch handelt. Jenen Prozess stellt sich Marie wie den eines tiefenpsychologischen Analytikers vor: „*tiefen unbewussten Bedürfnissen*

¹⁶⁸ An dieser Stelle drängt sich eine gewisse Verbindung zur Bindungstheorie auf (vgl. bei Bowlby 1983), allerdings wird rasch klar, dass bei Marie nicht alles aus der Beziehung zur Mutter abgeleitet und verstanden werden kann, die auf ihre distanzierte Weise als sehr stabil vorhanden und „berechenbar“ beschrieben wird.

entsprechend“. Interessant dabei: dass „in ihrem Sinne“ und „in seinem Sinne“ scheinbar selbstverständlich nur einen gemeinsamen Sinn darstellen können (die Vernachlässigbarkeit der persönlichen Seite des Partners wird eingangs sowie in der folgenden Passage ausführlicher besprochen). Es sind im Großen und Ganzen also zwei (vielleicht drei) Strömungen, Bedürfnisse, Stimmen, die in dieser Erzählpassage Maries laut und deutlich werden: kindlicher Trotz und kindliches Wünschen (dazu im Zusammenhang mit Passage 8 ausführlicher), das Sehnen nach einem Partner, der sie wie ein liebevoller und dennoch unbefangener – sic! – Psychoanalytiker durchschaut, um ihr zu geben, was sie heilen kann, (vielleicht sogar jenes menscheitsgeschichtlich durchaus altbekannte Sehnen nach Religion, nach Sinnzusammenhängen oder nach Spiritualität, durchaus sogar nach einem (spirituellen) Führer in der Gestalt des Partners). Jene zwei (oder drei) Quellen des Begehrens scheinen in Marie zu einem untrennbaren Strom zusammenzulaufen; ob ihr Wünschen realistisch ist, steht für Marie dabei nicht zur Diskussion. Das dokumentiert sich in Passage 8 deutlich (vgl. ebda.), wenn/wo Marie die Frage stellt, ob nicht *auch sie* die Zusicherung verdient habe, dass letztlich alles gut wird (was auch immer das heißen mag). Für Marie scheinen Glück und Erlösung von alten Schmerzen in gewissem Sinne menschliche Bedürfnisse darzustellen, auf deren Erfüllung eine Art „Geburtsrecht“ besteht. Marie nicht mehr loszulassen, sie festzuhalten, nicht mehr gehen zu lassen – das kommt in dieser Passage als die Lösung ihres Lebens-Problems (Prädikat: nicht beziehungsfähig, vgl. eingangs) hervor. Ein dreifaches „Einfach“ unterstreicht dabei, wie eindeutig und simpel es wäre, Marie (gegen ihren explizit präsentierten Willen – vgl. hier („vordergründig“) und in der nächsten Transkriptstelle) zu erlösen. Dass dies dennoch nicht geschieht, kommt fahrlässiger Handlung gleich, der Lebensraumteiler begeht Fahnenflucht – klar, dass Marie darauf mit Hass und Wut reagiert:

Ja, ich habe so eine Wut, du, ich kann dir nicht sagen, wie groß diese unbändige Scheiß-Wut ist, dass der einfach geht, nur weil ich ihn wegtrete(.) Plötzlich wieder allein mit Dingen, die sich nicht verändern(.) Kein Reagieren sonst auf mich(.) Dass ich das will, das, das kann der doch nicht glauben(?) Nicht(?) [Seufzen] Auch wenn ich es sagte, dacht ich, die Vereinbarung wäre es, das jetzt gemeinsam einfach auszusitzen, auch wenn es keinen Spaß mehr macht(.) Stattdessen habe ich jetzt wieder mein Bett für mich alleine — als ob es so sein sollte(!) Wer einmal weg ist, bleibt auch weg(.) So ist das [Seufzen] [Passage 6]

Wieder nicht erlöst zu werden macht Marie so wütend, dass die sich ansonsten sehr bedacht ausdrückende Frau unerwartet heftiges, deftiges Vokabular verwendet. Wie kommt es nach dem zuvor geschilderten großen Beziehungsüberdruß und der Erleichterung über das Beziehungs-Ende nun zu dieser emotionalen 180°-Wendung? Die Wut ist *unbändig*, das heißt, sie ist unbezähmbar, sie ist nicht gebunden, in gewissem Sinne ist oder macht sie also auch frei. Die Wut ist losgelassen und dehnt

sich aus – angesichts des beherrschten Eindrucks, den Marie in den vorangegangenen Gesprächen vermittelt, ist dies eine neue Erfahrungsdimension. Wie kommt sie zustande? Einen Interpretationsansatz kann darstellen, dass es sich bei Maries unbändiger Wut um eine Form von Abwehr handelt.¹⁶⁹ Eine andere, auf den ersten Blick scheinbar konträre – jedenfalls weniger konventionelle – Möglichkeit der Interpretation, stellt dar, dass die Wut gegenüber den in jener ersten „Fallgeschichte“ geschilderten Emotionen ein authentischeres, lebendigeres Gefühl darstellt. In der ersten Liegung Maries (vgl. im Fließtext des aktuellen Kapitels) stellt sich ein Wiedererleben der vorgeburtlichen Situation ein, eine tiefe Immersion findet statt, in der keine Wut entsteht. Marie ist auf ihr erstes Verlusterlebnis zurückgeworfen, die damit verbundenen Gefühle (erst Liebe, dann Trauer) empfindet sie auf eine so intensive Weise, dass es sie „beinahe zerreißt“ (vgl. in jenem Zusammenhang). Ausschließlich Trauer und Schmerz zu empfinden, kann alle weiteren Möglichkeiten des Umgangs mit Verlust verhindern, jene Möglichkeiten, die der Lage letztlich etwas Gutes oder Produktives abgewinnen würden und Marie weitergehen und in die Zukunft blicken lassen könnten. In der aktuellen Situation stößt Marie nun an die Grenzen dessen, was sie sich von einem Mit-Menschen bieten lassen kann: Er entzieht sich einem weiteren Weggetreten-Werden, indem er geht. Zeitverzögert regt sich Widerstand gegen das Verlassen-Werden. Durch das empfundene Ressentiment zeigt Marie sich von einer Seite, die nicht so „hübsch“, friedlich, gesellschaftlich anerkannt ist wie das Gesicht der Trauer und emotionalen Gebrochenheit. Marie macht damit eine Stopp-Geste in Richtung Einwilligung in ein „Schicksal“, in ein Akzeptieren eines Planes, der für sie entworfen wurde (vgl. weiter unten). Wenn es wütend macht, dass jemand den gemeinsamen Raum verlässt, dann können/könnten in vielen Situationen auch Schritte gegen dieses Abwandern unternommen werden. Der Tod des Zwillings musste erlitten werden, das Verlassen-Werden durch spätere Raumteiler kann verhandelt werden, das ist, was die „Selbstübernahme“ des aufwachsenden Wesens ausmachen kann und soll (vgl. bei Sloterdijk). Bezüglich des zuvor geschilderten Konzepts der menschlichen

¹⁶⁹ Der Umstand, dass ein für das Ich inakzeptables Gefühl durch eine Umkehr in sein erträglicheres Gegenteil verwandelt wird, wird von Anna Freud als „Reaktionsbildung“ bezeichnet. Da die Auslöser von Lust und Unlust individuell sind, sind es die Reaktionsbildungen ebenso (vgl. ausführlicher bei Anna Freud, 1984). Wut ist gegenüber Trauer in jenem Sinne ein machtvolleres Gefühl, als sie für die Wütende in geringerem Maße mit Schmerz und Hilflosigkeit verbunden sein kann. Solange Marie auf den Weggehenden wütend sein kann, solange kann sie ihn hassen – dieser Hass kann Schutz davor bieten, sich dem Verlust stellen zu müssen, den Marie in Passage 7 (des aktuellen Transkripts) anspricht. Interessant ist die Frage der Entstehungsgeschichte von Maries Wut deshalb, weil ihre Beantwortung unterschiedliche Perspektiven auf die potenziellen Chancen der Entwicklung der Wut wirft. Wichtig wird sein, was auf die Wut folgt. Abwehrmechanismen decken zu und verhindern, dass ein Bruch entsteht, oder sie verzögern diesen vehement. Ob der an dieser Stelle dokumentierte Aus-Bruch zu einer Veränderung führt, bleibt offen. Jedenfalls folgt auf Maries Wut kein einfaches Weitermachen und Zudecken.

Raumübertragung, also der Übertragung von ersten Raumverhältnissen auf spätere (vgl. S. 47), bedeutet dies eine Unterbrechung oder ein Wegfallen alter Muster. In den Momenten heraus-brechender Wut findet ein Hadern mit den Verhältnissen statt, in die Marie im wahrsten Sinne des Wortes hineingeboren wurde. Das Unterbrechen der Standardreaktionskette, in der auf den Mit-Menschen-Verlust immer Trauer folgt, gehört zu Maries Prozess der „Selbstübernahme“ (vgl. in der „Weltfremdheit“). „Nun lässt sich dem Ausdruck ‚sich übernehmen‘ eine erweiterte Bedeutung geben: sich übernehmen heißt sich einholen. Sich einholen heißt mit nicht-eingeschränkter Aufmerksamkeit wahrnehmen, wie es um einen steht. Alle Therapie ist demnach Selbsteinholung, und alles, was zur Selbsteinholung führt, wirkt ipso facto therapeutisch“ (Sloterdijk 1993, S. 287). In dieser Passage klingt an, was in den folgenden Ausführungen Maries noch intensiviert wird: Hier ist ein Ort, an dem Marie auffällt, wie es um sie steht. Diese Selbstauffälligkeit wird von Wut begleitet oder angekündigt und geht in das Wahrnehmen unterschiedlichster, widersprüchlicher Gefühle über [vgl. in Passage 7]. Dass Wut für Marie (unter anderem) eine Antwort auf das Hinausfallen aus einer Gewohnheit bedeutet – dies korrespondiert mit ihrer Urszene, in der auch ein Teil des Gewohnten wegfällt – wird in dieser Formulierung deutlich: „[I]ch [dachte], die Vereinbarung wäre es, das jetzt gemeinsam auszusitzen, auch wenn es keinen Spaß mehr macht.“ Einen Raumteiler „haben“ bedeutet fürs Erste für Marie, dass da jemand ist, ihr jemand zugesellt wurde, der im positiven Sinne mit ihr schwingt (vgl. dazu in der ersten Liege-Geschichte) und ihr im negativen Sinne Raum wegnimmt und sie einengt (vgl. in dieser Liege-Session). Gleichbleibend ist der Gedanke an Determination, an Unveränderlichkeit des Raumverhältnisses: Nähe bedeutet (zumindest gilt dies für ihre erwachsene/n Beziehung/en) Einengung, Erlösung von Nähe bedeutet Schmerz (auch wenn dieser am Ende von Maries erwachsenen Beziehungen zeitverzögert einsetzt) – es ist eine Lose-Lose-Situation, die nur endet, um von Neuem zu beginnen, wie auch in Maries Formulierung: „Ich fühle mich wie: zurück zum Start!“ (vgl. weiter unten) anklingt. Wird der eben zitierte Satz Maries nicht nur im aktuellen Kontext besehen, sondern auch für den fötalen Raum adaptiert, so tut sich ein noch nicht besehener Abgrund auf: Nämlich ist das letzte Schwangerschaftsdrittel dasjenige, in dem die weite Welt der vorschwebenden Verhältnisse immer mehr in eine Engehölle umgewandelt wird. „Das Mißtrauen mag wachsen, wir bleiben dem Suspekten immanent“ (Sloterdijk 2001, S. 193¹⁷⁰). Gilt für den Lebendgeborenen, dass aus der immer unheimlicher werdenden Enge nicht ausgewichen werden kann, so ist der sterbende Zwilling ein Dissident des ersten Mediums – er bricht die Vereinbarung *des gemeinsamen Aussitzens dessen, was*

170

keinen Spaß mehr macht. Gelingt es Marie in ihrem aktuellen Leben, jene Vereinbarung aus ihrem impliziten (Über-)Lebensvertrag zu streichen, so befindet sie sich plötzlich in einem Raum, für den es noch keine Muster oder Vereinbarungen gibt. Marie muss sich selbst erst ein- und schließlich überholen, die Faszination sowie der Schrecken des Überlebens liegen in dessen Unerforschtheit, Unabsehbarkeit. (Dies mag für alle Wesen gelten, die an diesen Punkt gelangen.)

Der Begriff des „Wegtretens“ scheint eine eigentümlich instinktive Komponente zu enthalten. Das „Treten“ erinnert an die fötale Bewegung, die weniger reagiert, sondern eher zum Selbstzweck das Strampeln an sich erprobt, durch das „weg-“ kommt jedoch eine etwas/jemanden-entfernende Bedeutung hinzu, eine zielgerichtete Bewegung wird angedeutet, der immersive, nobjekthafte Modus (der uterinem Empfinden vor allem zu eigen ist) wird davon durchkreuzt, dass Marie als handelndes Agens heraus-tritt. Trotz dieser „aktiven“ Positionierung entsteht die Anmutung eines reflexhaften Geschehens, mag sein, dass das am Wörtchen „nur“ und dessen relativierender Bedeutung liegt, denn andernfalls/eigentlich wäre durchaus erwartbar, dass auf ein zielgerichtetes Hinfreten auf ein Subjekt dessen Sich-Entfernen folgt. In diesem Satz, aber auch an anderen Passagen fällt Maries Gebrauch des Wortes „nur“ an unerwarteten Stellen auf (vgl. z. B. in Passage 8: „Ich will doch nur die Gewissheit haben, dass ich das Richtige tue, einfach die Sicherheit(:) es wird alles gut(.).“) Es scheint, als würde sie „nur“ nahezu konterkarierend verwenden, ein „nur“ tritt gerade dann auf, wenn ein an sich schwerwiegender Tatbestand vorliegt. Ähnlich scheint es sich mit dem Wort „einfach“ zu verhalten, das ebenfalls in beiden Passagen (hier und im Passage 8 entnommenen Zitat) verwendet wird und an beiden Stellen die Komplexität verringert, die ohne diese beiden Begriffe („nur“ und „einfach“) erkennbar wäre. An dieser Stelle heißt es: „[N]ur weil“ sie ihn tritt, geht er „einfach“. Es wird von Marie ein kausaler Zusammenhang angenommen, ihr Treten bewirkt sein Gehen, wobei erneut offensichtlich wird, dass seinen (inneren) Prozessen wenig Bedeutung anerkannt wird. Er geht schlichtweg – denkt sie, das Gehen fällt ihm leicht (er macht es sich „einfach“), oder es erfolgt unreflektiert? (Das Wort „einfach“ stach bereits in Passage 4 ins Auge, auch dort schien es nicht ganz zu passen.) Die Zusammenschau der beiden Passagen (6 und 8) lässt die Deutung zu, dass „das Einfache“ eine negative und eine positive Seite hat. In der aktuellen Passage zeigt sich die negative Seite: Der Raumteiler macht es sich leicht, er hält die Tritte nicht aus und lässt Marie im Stich. „Auch wenn ich ihn trete“ enthält den Hinweis darauf, dass es kein gerichtetes, absichtliches oder gar böswilliges Treten sein muss, der (namenlose) Partner ist ein Mit, das für Marie eine gewisse Austauschbarkeit oder Prototypie aufweist – es müsste sich demnach auch nicht

persönlich gemeint und aufgefordert fühlen, denn – und hier kommt die positive Konnotation des Begriffes „einfach“ ins Spiel: Das Mit könnte auch schlicht und *einfach* bleiben. Eventuell würde sich mit dem Bleiben das Mit (sogar) von einem nobjekthaften Begleiter zu einem erwachsenen, in der Gegenwart gleichwertigen Partner transformieren, in den offenbar in ihrem Leben bislang noch nicht (ausreichend) vertretenen/ bekannten Menschen, der auch geht, um zu und an einer späteren Stelle verlässlich wiederzukommen. Der Raumteiler, der sich wegtreten lässt, bleibt ein namenloses Wesen, das nicht weiter begleiten konnte. Ein Da(bei)bleiben würde nicht bloß das Mit aufwerten, es würde auch Maries Ring der Wiederkehr des ewig Gleichen (Nietzsche) beenden, und die hier anklingende Hoffnung stellt dar, dass sie auf diese Weise erlöst würde und sich ihre „Struktur“ (Passage 1) endlich verändern ließe.

„Plötzlich wieder allein mit Dingen, die sich nicht verändern. Keine Reaktion.“ – Auf einer ersten Ebene verdeutlicht dieser Satz das Problem, das Marie dadurch hat, dass sie in einer Schleife alter Situationsübertragungen festzuhängen scheint. Solange sie in der Position des rigiden Subjekts verharrt, solange wird sich auch dieses Motiv wiederholen, dass Marie alleine übrig bleibt. Worin Marie alleine zurückbleibt, ist *zuerst* der mütterliche Uterus. Inwiefern ist dieser Ort ein unbeweglicher? Dehnt er sich nicht mit? Reagiert er nicht? Macht Maries Anwesenheit darin keinen Unterschied, stößt keine Veränderung an? Ist es Teil von Maries Dröhnung, dass direkt auf den ersten Schock (das Verlassen-Werden durch die Schwester¹⁷¹) der zweite folgt, der zuvor (durch die Anwesenheit der Schwester) verdeckt/ verzögert war? Diese Frage nach dem „Wie“ der Mutter und Maries Beziehung zu ihr kann auch die aktuellen Aspekte von Maries Eingebettet-Sein erhellen. Was hier als zweiter Schock „sichtbar“ wird, wäre nämlich die grundlegendere Gestörtheit des (ersten) Milieus. Von der Wirtin geht zu wenig Wärme aus, und sie wird durch Marie (auch) nicht erwärmbarer. Dieses Gefühl, im Raum nicht willkommen zu sein, würde einer Gestörtheit im eigenen Reagieren-Können voraus gehen. An beiden parallelen Orten wird deutlich: Nicht nur die Reaktion des ehemaligen „Mit“ bleibt aus, auch die Dinge, die Marie umgeben und mit denen sie nun alleine ist, reagieren nicht auf ihre (plötzliche) Einsamkeit. Wie wären die ersten Milieu-Defizite in den erwachsenen Beziehungsraum übersetzbar? Sind die Dinge, mit denen Marie zurück-bleibt, ausschließlich die Dinge ihrer Wohnung oder wird auf diese Weise vielleicht vielmehr ein umfassendes Milieu angesprochen oder ihre Seinsweise in diesem Milieu, ihre Art also, sich umgeben zu fühlen? In einer Welt ohne Begleitwesen gleicht ein Tag dem anderen, es kehrt (wieder)

¹⁷¹Marie spricht stets von einer Schwester. Ob sie diese Information über die Gleichgeschlechtlichkeit der Begleitung von ihrer Mutter hat oder dies (ausschließlich) Resultat ihres Empfindens ist, geht für mich aus unseren Gesprächen nicht hervor.

Gleichförmigkeit oder Gleichgültigkeit ein, nicht nur der Ärger über die Nähe des Anderen ist Geschichte, es ist nun auch niemand (nichts) mehr da, der (das) reagiert und für den Marie einen Unterschied in der Welt darzustellen scheint.

„Dass ich das will, das, das kann der doch nicht glauben?“ Dieser Satz erscheint mir in Hinblick auf die gegenwärtige Lage leichter verstehbar. Auf den Uterus umgelegt, könnte diese Formulierung bedeuten, dass Marie sich fragt, ob das Gehen des Zwillings ebenfalls ein „Ihretwegen“ (ihrem vermeintlichen Willen folgend), ein Von-ihr-Herbeigeführtes (bzw. -Weggetretenes) sein könnte. (Dies könnte einen Hinweis auf das Auftauchen einer/der Schuldfrage geben; Der Tonfall – verwundert bis verzweifelt – würde diese Überlegung stützen, er lässt ein „Das-wollte-ich-Nicht“ mitschwingen.) Auf abstrakter Ebene fragt Marie auch danach: *Wer (überhaupt) kann glauben, dass sie das in Wirklichkeit will?* Doch wohl nur jemand, der ihr die von ihr bislang gespielte Rolle des souveränen Agens ohne Hinterfragung abnimmt! (Wer uns wirklich liebt, durchschaut uns, so die kindliche Hoffnung, vgl. weiter unten.)

Denn deutlich wird in der aktuellen Passage auch, wie intensiv Marie sich an dem Problem des selbstbestimmten, starken Subjekts abarbeitet. Einerseits schreibt sie sich selbst zu, die aktuelle Situation (mehr oder minder alleine) hervorgerufen zu haben: Der Partner ist (wie bereits in Auseinandersetzung mit Passage 1 beschrieben) der „Weggetretene“, also der, der von Marie aktiv entfernt wurde, der, dessen „Struktur“, dessen Gefühle und Verhaltensweisen auf das Beziehungsgeschehen und -ende keinen Einfluss zu haben scheinen. (Wobei Marie vorerst mit dem, was sie für das Ergebnis ihres Agierens hält, auch zufrieden ist.) Andererseits schildert sie den Wunsch, zu ihrem Glück gezwungen, durchschaut und ausgetrickst zu werden (das starre Subjekt möchte bezwungen werden). Dieses „Umspringbild“, das Marie zeichnet, scheint Bedeutung für Maries Re-Inszenierungen der vorgeburtlichen Szenerie zu haben und gibt auch einen Hinweis auf eine Problematik, die ausweitbar erscheint: Wie können wir jemals über unsere erste (Prädis-)Positionierung, unser erstes ungefragtes Geworfen- oder Entworfen-Sein hinwegkommen? Im weiteren Verlauf von Passage 6 tritt das bereits im Kontext von Passage 5 ausführlich geschilderte Motiv Maries wieder auf, sich einen empathischen, allwissenden Ergänzer zu wünschen, der auf ihre „geheimen“, ungeäußerten Sehnsüchte stärker als auf ihre Taten und Worte reagiert. Allerdings ist in der aktuellen Passage auch die Zuschreibung, wohin es führt, Marie gegen ihre Äußerungen in einer Beziehung zu halten, verändert. Vermutet (oder vielmehr hofft) Marie im vorangegangenen Absatz noch, sie könnte zu ihrem „Glück“ gezwungen werden, so kommt an dieser Stelle deutlich hervor, dass es eher um die Erfüllung einer impliziten Pflicht, eines ungeschriebenen, als Fluch empfundenen Plans

für ihr Leben ginge: Es geht um das gemeinsame „einfache Aussitzen“ von etwas, das keinen Spaß mehr macht (vgl. Maries Vorliebe des Wortes „einfach“ am Beginn der aktuellen Passage).

Warum sollte mensch so etwas tun und trotz Alternativen bei und in etwas bleiben, das mensch derart negativ bewertet? Der Grund, so meine Annahme, muss zuvorderst in einer/der vorgeburtlichen Dröhnung liegen. Sehr vereinfacht ausgedrückt, wäre Maries „Schema“¹⁷² so zu beschreiben: Wenn ihr nichts anderes übrig bleibt/ blieb, als in diesem nicht-reagierenden, unterkühlten Milieu festzustecken, dann müsse dies auch ihr/e Begleiterin aushalten/ hätte dies auch ihr/e Begleiter/in aushalten müssen. Gehen ist der „einfache“ Weg, sich Wegtreten-Lassen ist feig. Das Unbehagen wächst eben, wir müssen den Aufenthalt im Ungeheuren trotzdem aussitzen (dies in Anlehnung an Sloterdijk, vgl. oben). Das Gehen der/des Anderen wird zu einem Verlust, der nicht sein dürfte¹⁷³ und von daher verleugnet wird. Inwiefern es sich um ein Verleugnen handelt, wird durch Ilka Quindeaus Beschreibung der Entstehung von Depression klarer. Ich beziehe mich hier in weiterer Folge vor allem auf einen Vortrag Quindeaus, der im Mai 2013 an der Psychoanalytischen Akademie in Wien stattfand.¹⁷⁴

Quindeau sieht Depression, gleichwohl wie Melancholie, der sie ähnlich ist, von der sie jedoch im Besonderen durch einen Aspekt abgegrenzt werden kann, als Resultat einer Verlusterfahrung. Ist bei beiden, nicht rigide gegeneinander abgrenzbaren Phänomenen ein Verlust der Ausgangspunkt und das jeweilige Gefühl resultiert aus dem Scheitern mit der Trauer um diesen Verlust, so liegt der Hauptunterschied dieser beiden Emotionsdimensionen darin, dass der depressive Mensch die Abhängigkeit verleugnet und der Melancholiker versucht, die Abhängigkeit zu bewahren. Anders als dem melancholischen Menschen ist dem Depressiven seine Trauer nicht zugänglich, es geht bei ihm/ihr nicht um Verlust (an sich), sondern um den Verlust des Gefühls. Als erste relevante Verleugnung („unserer“ Kultur) nimmt Quindeau die Leugnung der

¹⁷² „Schema“ im Sinne von: die Art, wie ihre Dröhnung sich in ihren Situations- und Beziehungs-Übertragungen manifestiert/ äußert/ abbildet. Vielleicht auch: ihre Symptome? Die Art jedenfalls, wie sich ihre Handlungsebene aus ihrem Schildern erschließen lässt.

¹⁷³ Oder es handelt sich, wie im Falle des Zwillings-Verlustes, um ein Gehen, das noch keiner bewussten „Be“- oder „Verarbeitung“ zugänglich ist.

¹⁷⁴ Weiters ist für meine Fragen Quindeaus „Spur und Umschrift: Die konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse“ von Relevanz (vgl. Quindeau 2004). Darin ist es besonders ein starker Gedanke, der im Zusammenhang mit Maries (und anderen Schilderungen Bedeutung hat und mich in diesen Interpretationen begleitet, nämlich eine Ableitung daraus, dass Erinnerungen keine schlichten Abbilder erlebter Szenen darstellen, sondern vielmehr komplexe Konstruktionsleistungen. Bei diesen konstruierenden oder konstituierenden Prozessen betont Quindeau den Aspekt, dass es sich nicht um rückwirkende Zuschreibungen von Sinn zu vergangenen Erlebnissen handelt. Es ist nicht so, sagt die Forscherin, dass Vergangenheit willkürlich konstruiert wird, die unbewusste, konflikthafte Dimension früherer Erlebnisse drängt hingegen zu fortwährend neuen Umschriften. In diesen Umschriften der Vergangenheit ist die Spurensuche von Interesse (vgl. Quindeau 2004).

bisexuellen Neigung des Säuglings und die daraus resultierende Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil an. In diesem Akt findet eine Introjektion von derjenigen Bezugsperson statt, die danach nicht mehr auf gewohnte (auch lustbesetzte Weise) vorhanden ist, also in dieser Hinsicht verloren ging. Dieser Prozess führe – so Quindeau – zu einer Depression von kulturpsychologischer Relevanz. Was Quindeau für die ersten Lebensmonate ergründet, ist meines Erachtens in ähnlicher Weise für den pränatalen Menschen relevant, allerdings geht es hierin weniger um einen Verlust in der sexuellen Unbetrübtheit (wobei – vielleicht auch das) als mehr um den Verlust von Geborgenheit und Zuwendung. Dieser Verlust kann sowohl der eines Bezugswesens selbst sein (wie bei Marie) als auch (und möglicherweise zusätzlich) eine Störung in der frühen Kommunikation mit der Mutter betreffen (auch dies kann bei Marie einen relevanten Aspekt darstellen).

Eine depressive Tendenz (*sensu* Quindeau) wird bei Marie in der folgenden Passage spürbar, wenn sie von „erschöpfter Verwirrung“ und „Leere“ spricht, die sich an Stelle von (erwarteter?) Trauer oder Wut bei ihr einstellt. Teil von Maries Gedröhntheit könnte/n also „unbearbeitete“ Verlusterfahrung/en darstellen. Interessant in diesem Zusammenhang könnte auch sein, dass Marie vom Tod ihrer Zwillingschwester implizit als von einer Introjektions-Erfahrung spricht (eine „warme Woge“ die in sie eindringt, vgl. in Transkript und Fließtext des Gespräches A), worin eine Parallele zu Quindeaus Theorie liegen könnte, dass der als Projektionsobjekt sexueller Wünsche verloren gegangene Elternteil einer Introjektion unterzogen, also verinnerlicht wird. Bei Marie wäre es ein Verinnerlichen des Wesens, das sie eben noch begleitete. Dieser unbewusste Prozess, diese Dröhnung würde nun auf alles weitere (Beziehungs-)Erleben einwirken – die Übertragung des ersten Verhältnisses auf alle weiteren. Vom Ergänzer entsteht eine innere Repräsentation, die Maries Dröhnung(s Objekt) mehr entspricht als einem individuellen, gleichwertigen Partner. (Je intimer, desto namenloser bleibt der Begleiter.) Geht er, bleiben die Dinge trotzdem gleich (vgl. oben), denn sein Gehen war immer schon vorweggenommen und seit der ersten Verlusterfahrung vorbereitet. Tritt es real ein, kommt keine Trauer, sondern Leere zustande. Allerdings und offenbar ist aktuell ein Bruch, eine Änderung zu bemerken, dies zeigt sich in der Wut, die aus der Leere/ Depression führen kann, so sie nicht unbeachtet wieder verklingt (vgl. oben: Ist Selbsteinholung unabwendbar oder kann mensch sie immer wieder verebben lassen?) Eine (implizite) Linie dieser Studie stellen die Brüche dar, das Aufklaffen des Realen, (gedehnte) Augenblicke von (Selbst-)Begegnung. Die Frage nach dem „Was dann?“ kann auf anderen Blättern stehen.

Tausend widersprüchliche Gefühle.(.)(...) Und jetzt bin ich – nein, da ist keine Trauer, es ist Wut, es ist Erleichterung und es ist – viel, vielleicht am Meisten – Erschöpfung, jaaa erschöpfte Verwirrung, Leere-- (8) Als würde, es fühlt sich so an, als würde ich viel Schlaf, Ruhe brauchen, dachte ich während der Musik, damit ich mich mal wieder spüre, was das eigentlich bedeutet, mein Kopf will aus meinem- meiner körperlichen ahm Lage noch nicht schlauer werden(.) Damit meine Seele Ruhe findet(.) **[Passage 7]**

Der Satz, der diese Passage einleitet, spricht noch von Verwirrung. Im Weitersprechen wird deutlich, dass sich Maries Empfindungen setzen; scheinen ihre Gefühle in der ersten Aufgewühltheit tatsächlich widersprüchlich zu sein, so liest sich der emotionale Bodensatz, jetzt wo Maries Sprache ruhiger und langsamer wird, wie eine nahezu idealtypische Beschreibung einer depressiven (Ver-)Stimmung (*sensu* Quindeau). Da ist keine Trauer: Doch gerade ihr Fehlen fällt (Marie) auf. Das Vermissen-Können der Trauer zeugt dabei von einer gewissen Übergegensätzlichkeit der Immersionserfahrung. Marie kann sich ein Stück weit reflektierend wie von außen betrachten, ohne jedoch in eine starre, (be)wertende Position zu gelangen. Anstelle von Trauer findet sie Leere, wenn sie in sich blickt, sie spricht von Erschöpfung und hohem Schlafbedürfnis – dies sind Empfindungen, die mit (akuter) Wut nicht kompatibel sind. Nicht spüren, was der Körper sagen möchte – hierin dokumentiert sich eine dissoziative Tendenz: ein vom Körper abgespaltener Kopf, der keine (gute) Übersetzungsleistung vollbringen kann. An dieser Stelle ist interessant, dass Marie drei menschliche Gemeinplätze benennt, die auch in der (Populär-)Literatur häufig als voneinander abgespalten (und mühsam vereinbar) geschildert werden: Körper – Kopf – Seele. Was Marie hier als „körperliche Lage“ bezeichnet, entspricht dabei am ehesten Maries „tatsächlichem“ Zustand, dem „Wie geht es dir?“ Maries. „Aus der körperlichen Lage nicht schlau werden“ bedeute(t) demnach, nicht wissen, wie es ihr geht. Würden Maries Kopf, Seele und Körper wieder versuchsweise zu einer Gesamt-Marie vereint, hieße die Aussage: „Ich muss aus mir schlau werden, um wieder Ruhe finden zu können.“ Eine Vermutung dazu, woraus diese Ruhe geschöpft werden könnte, steckt auch bereits in Maries Schilderung: Schlaf, die natürliche Abwesenheit des Wachbewusstseins, das aktuell ausschließlich quälend und verwirrt zu sein scheint.

Was ist, wenn der Plan doch er gewesen wäre, wenn ich doch im richtigen Leben mit dir war, was wenn ich jetzt nicht glücklich werde(?) Was habe ich bloß verloren(?) Irgendwie waren wir beide auch ansatzweise in einem guten seelischen Austausch- also manchmal, nicht(?) Ich will doch nur die Gewissheit haben, dass ich das Richtige tue, einfach die Sicherheit(:) es wird alles gut(.) Habe nicht auch ich das verdient(?) Ich fühle mich, als wäre ich, wenn jetzt wirklich weg ist, noch mehr irgendwie ohne einen Schutz, eine Schutzhülle der Außenwelt ausgeliefert, als wäre ich, wenn er mich verlässt, echt alleine(.) Kalt hier(.)**[Passage 8]**

Im richtigen Leben mit *dir* wendet sich Marie hier an den abwesenden Dritten, oder handelt es sich etwa um einen *Lapsus linguae* an unerwarteter Stelle?¹⁷⁵ Es könnte sich bei diesem Wort („dir“) um ein Indiz dafür handeln, dass Marie erneut (vgl. dazu das Gespräch A, in dem Marie meine Nähe sehr intensiv wahrnimmt und tiefe Gefühle in meine Anwesenheit interpretiert) ihre Gefühle auf die Person überträgt, die gerade mit ihr im Raum ist. (Im Lichte dieser Formulierung wirkt auch „wir beide“ im übernächsten Satz zweideutig, besonders, weil ein fragendes „Nicht“ nachgestellt ist, in dem sich andeutet, ich könnte wissen, wovon sie spricht. Ob Marie mit ihrem Partner in einem *guten seelischen Austausch* war, kann ich hingegen nicht wissen.) Ähnlich aufhorchen lässt das fehlende Subjekt in einem der folgenden Sätze: „wenn >...< jetzt wirklich weg ist.“ Wo ein „er“ erwartbar wäre, ist eine Lücke im Text. Ist es ein „es“ das wirklich weg sein könnte, namentlich das Gefühl, dass alles gut werden könnte? Vielleicht steht die Leerstelle im Satz auch für alles nicht benennbare Fehlende, einschließlich der verlorenen Zwillingschwester (dem Prototyp für alles, was fehlt). Diese Erzählpassage bringt ein kindliches Phantasma auf den Punkt, von dem sich zu lösen auch für körperlich ausgewachsene Menschen eine große Herausforderung und Desillusionierung bedeuten kann: nämlich den tiefen Glauben daran, dass es eine klare Unterteilung in das gibt, was „das Richtige“ und „das Falsche“ ist, besonders dann, wenn es um wichtige eigene Lebensentscheidungen geht. (Maries kindlicher Wunsch nach einem allwissenden Ergänzer wurde bereits im Kontext von Passage 5 eingehend betrachtet.) Marie fordert in diesem Satz ein Versprechen ein, das unmöglich zu halten wäre. Bei Sloterdijk heißt es in einem frühen Werk:

„Wenn Menschen also keine Lebewesen, sondern Lebensführungswesen sind, so liegt hier die Quelle einer spezifisch menschlichen Fragilität offen: die Führung ihres Lebens hängt an der Haltung von Versprechen, die von ihnen selbst her zur Unhaltbarkeit neigen. Wenn Mütter ihre weinenden Kinder auf den Arm nehmen und ihnen versichern, es sei wieder alles gut, so versprechen sie ihnen mehr, als zu halten sein wird – aber sie können es ihnen auch nicht nicht versprechen, wenn sie die Kinder nicht zur Unzeit in Haltlosigkeit versinken lassen wollen. Früh genug lernt jedes Individuum, dass der Schlagschatten unhaltbarer Versprechen auf das menschliche Leben fällt und dass zur Existenz nicht nur Lebenshaltung und Lebensführung auf der Basis gehaltener Versprechen gehören, sondern auch Lebensirreführung und Lebensfehlhaltung – wegen fehlenden Halts für das Versprochene“ (Sloterdijk 1989, S. 178).

Wenn Marie hier also eine Gewissheit einfordert, in deren Natur liegt, dass niemand sie ihr geben kann, (was wiederum eine der wenigen Sicherheiten darstellen dürfte, mit denen die fünfundvierzigjährige Frau mittlerweile vertraut sein kann), dann liegt darin wohl der Wunsch nach einer tiefen regressiven Bewegung in eine Zeit, in der die Welt

¹⁷⁵ Der Hinweis darauf, dass gerade die unbewusst hervor kommenden Worte von besonderem Interesse und besonderer Aussagekraft sind, findet sich bereits bei S. Freud (vgl. bei Freud 1901).

noch solche Versprechen bereithielt (und sei es in geringem Ausmaß). Das Höchste zu verlangen (eine Sicherheit, dass einfach alles gut wird) und es als das Mindeste zu betiteln, das mensch vom Leben erwarten muss können: dies ist sehr verwegen oder zutiefst naiv, kindlich. Eine interessante Kluft scheint darin zu liegen, dass Marie die Beziehung zu ihrer Mutter beschreibt, als hätte sie Geborgenheit „nur in einem Mindestmaß“ bereitgestellt und für die Zukunft zugesichert¹⁷⁶. In ihren Assoziationen zur vorgeburtlichen Situation dokumentiert sich, dass Marie die gefühlte Zuneigung und Liebe als hauptsächlich von der Zwillingschwester ausgehend wahrnimmt. Vor der Folie dieser Gefühlsdimension liest sich auch der folgende Satz über Maries aktuelles Beziehungsende auf eine Weise, die an jenes erste existentielle Trauma erinnert: *„Ich fühle mich, als wäre ich, wenn er jetzt wirklich weg ist, noch mehr irgendwie ohne einen Schutz, eine Schutzhülle der Außenwelt ausgeliefert, als wäre ich, wenn er mich verlässt, echt alleine(.) Kalt hier(.)“* An dieser Stelle bieten sich (mindestens) zwei Interpretationsmöglichkeiten an. So kann einerseits das Ende der Partnerschaft das Platzen einer (Beziehungs-)Blase darstellen, und der folgende Übergang in eine Außenwelt kann in gewissem Sinne einer Geburt ähneln; ein Umdefinieren der Verhältnisse von Innen und Außen muss stattfinden. (Denn das Platzen der Sphäre bedeutet ein Ende *dieses* Innens; zerplatzt ein Gefäß, so (be)findet sich dessen Inhalt plötzlich in einem Außen. Ein Beziehungsende setzt den Menschen, der sich gerade noch im Innenraum der Intimität befand, in ein Außen frei und aus, das unbekannt ist/ anmutet.) Andererseits kann das Weggehen des Partners mit dem Weggehen (Absterben) des Zwillings verglichen werden, es würde sich also demnach um ein Ereignis handeln, das in gewisser Weise „in“ einer Blase stattfindet, der Raumteiler stellt darin gleichsam ein Mit („einen Schutz“) dar, wie ein Gefäß („eine Schutzhülle“), vgl. dazu den Gedanken des enthaltenden Enthaltens oder umfangenden Umfangens, den ich auf S. 279 beschreibe. Dieser Deutungsansatz korrespondiert mit Sloterdijks Ausführungen dazu, dass Menschen in intimen/ innigen Beziehungen „autogene Behälter“ darstellen: „Wenn dein Flüssiges in meinen Röhren emporsteigt und umgekehrt das meine in den deinen, so gibt das nur den ersten Hinweis auf das, was Menschen im Nahbereich kraft ihrer Verfung und ihrer Überläufe ineinanderwirken läßt. Als ein System von hybriden kommunizierenden Gefäßen besteht der Humaninnenraum aus paradoxen oder autogenen Hohlkörpern, die zugleich dicht und leak sind, die einmal Behälter und einmal Inhalt spielen müssen und die zur selben Zeit

¹⁷⁶ Auf eine Nachfrage nach der frühen Beziehung zur Mutter im weiteren Verlauf des Gespräches A: „Hm, sehr schwierig, das konkret zu beantworten, ich meine, die Antwort fällt mir schwer. Ich will nicht sagen, sie war ganz unfähig zu Wärme und Mütterlichkeit, ahm, aber ich muss dir sagen, ich fürchte, muss ich schon sagen, mehr als eine Mindestmaß war es nicht, nur ein Mindestmaß an Wärme. (5 Sekunden Pause) Und daran erinnere ich mich tief auf körperlicher Ebene. Sie war einfach schwer zu erreichen, schwer abzuschätzen, wo sie in einigen Minuten sein würde und wie.“

Innenwand- und Außenwandeigenschaften besitzen. Die Intimität ist das Reich der surrealen autogenen Behälter“ (Sloterdijk 1998, S. 87/88). Anders als durch Sloterdijks auf den Uterus angewandte Sphärologie¹⁷⁷ ist mit dieser Theorie über kommunizierende Gefäße die Übergegensätzlichkeit von Maries Ursprungs-Lage und ihren ersten Traumata umfassender erklärbar. Als Innen wird hier das gesamte humane ‚Röhrensystem‘ (an)erkannt. Dieser Gedanke ist mit der fötalen Lage vereinbar, in der noch keine (genaue) Unterscheidung über die Herkunft von „medialen Botschaften“ getroffen werden. Ob nun der Abbruch der basalen Kommunikation mit der Zwillingschwester oder die mütterliche Unterinvolviertheit Marie tiefer beeinflussen, kann in diesem ersten System nicht unterschieden werden. Maries Dröhnung enthält ihre Verletzungen und Verunsicherungen; es ist dabei (allerdings) anzunehmen, dass die Gefühlsdimensionen atmosphärisch oder sphärisch verankert sind. Das Drei-Menschen-Gespann, bestehend aus den Zwillingschwestern und der Mutter, stellt ein System von hybriden kommunizierenden Gefäßen dar. Wie es für das emporsteigende Flüssige in autogenen Behältern gilt, ist das entstehende Produkt liminal, und es ist keine Aufspaltung in einzelne Moleküle nötig und möglich. *Schutz* oder *Schutzhülle* können demnach beide für Marie darstellen, Mutter und Schwester. Fällt der Schutz durch die Schwester weg, ist der Effekt dann wohl drastischer, wenn die Mutter als intakte Schutzhülle bereits zuvor versagte. Für Marie und ihre Übertragung des ersten Raumverhältnisses auf alle späteren könnte dies bedeuten, dass ihr Schutzempfinden auf ganz umfassende Weise lädiert (oder „gestört“, wie sie als Attribut für ihren „Weltraum“ anführt) ist. Ein Gestört-Sein, das in erwachsenen Beziehungen solange nicht auf-fällt, solange es (oder er – der Raum) nicht intim (dies in der Denotation Sloterdijks) wird.

Ein Bogen

Die Gedanken über dieses Gespräch resümierend, lässt sich ein gewisser, in drei Komponenten [Passage 1–4; Passage 5+6; Passage 7+8] aufteilbarer Bogen skizzieren.

Zu Beginn von Maries Erzählung stehen (eine fixe) Konstruktion und Struktur Maries und ihres Lebensraumes im Fokus. Sie spricht davon, sich leichter und zufriedener zu fühlen, nachdem der Partner den Raum „endlich“ verlassen hat. Bei eingehender Betrachtung wird auffällig, dass dies Maries Art ist, sich zu konstruieren, sich zu

¹⁷⁷ ... mit der Sloterdijk zwar die Subjekt-Objekt-Polarisierung aufheben möchte, dann allerdings trotzdem wieder handelnde Akteure einführt, auch wenn diese einander vor-schweben: Fötus und Plazenta, versorgt und eingebettet in das Muttersystem. Was auf den ersten Blick sehr frei erscheint, hat dennoch zu wenig Weite und Spielraum, um dann auch solche Verlusterfahrungen wie Maries zu erklären. Einen Schritt zurück, zu Sloterdijks einführenden Innenraum-Gedanken gegangen, lässt sich diese Lücke schließen.

definieren. Hierbei ist nicht gesagt, dass dies ein absichtliches Täuschen ist; Marie spricht aus einer (vermeintlich) starken Position über ihre Lebens-„Führung“, ihren „Willen“. Auf der Ebene der Worte und im Gestus der Darbietung dokumentieren sich Überkompensation und Rastlosigkeit. Marie verwendet „harte“ Worte, wobei ihre Selbstbeschreibung durch den Begriff „theatralisch“ erkennen lässt, dass sie ihr Wirkung-erzielen- und Sich-kontrollieren-Wollen durchaus erahnt. In diesem ersten Teil der Schilderung entsteht ein starker Eindruck davon, wie Maries Raum beschaffen ist. Der erste uterine Ort lässt sich in dieser durch die gegenwärtige Situation gebrochenen Beschreibung präziser erahnen als in jenem Gespräch (A), in dem Marie direkt auf ihr uterines Trauma Bezug nimmt. Dieses nicht-direkte Fokussieren der Uterus-Situation bewirkt, dass Marie auch ansehen kann, was im ersten Zusammenhang mit zuviel Schuld(-bewusstsein) verbunden ist: Marie liefert eine präzise Beschreibung der ersten Engehölle, davon, wie die Nähe eines anderen einengen und bedrängen kann, davon, dass Ressourcen beschränkt sind und Raum begrenzt ist und ein Kampf um jeden Millimeter, den mensch einnehmen darf, und um jedes Nährstoff-Molekül stattfindet. Schließlich gelangt Marie dazu, ihren Lebenswillen auf den Punkt bringen zu können, dies allerdings in jenem Beziehungs-Geschehen, in dem das „Verdrängen“ des anderen nicht dessen Tod bedeutet: *Tief in mir bin ich glücklich, wenn ich die bin, die in meinem Leben als Hauptperson übrig bleibt.*

Im Mittelteil der Erzählung rückt Maries Wut in den Fokus des Interesses. Was sich vordergründig als Wut auf den Partner tarnt, entpuppt sich als Wut auf die eigene Re-Inszenierung, die Übertragung der ersten Raum-Verhältnisse auf alle weiteren Beziehungskonstellationen. Marie hat eine *unabhängige Scheiß-Wut* darauf, wie sie konstruiert ist. Die Macht wird nun auf einer anderen, größeren „Seite“ angenommen, Marie ist (oder erlebt sich) nur (als) ein Spielball in ihrem eigenen Leben. Mit diesem instinktiven Kontrastieren des ersten Schilderungsteiles wird Maries Rolle des starken Subjekts ad absurdum geführt. Marie laboriert an ihrer So-Gemachtheit. Hinzu kommt, dass Maries Leben abgesprochen wird, Spaß machen zu können (oder dürfen): und zwar weder gemeinsam (da sitzt man die Enge aus) noch alleine (da wird das *Allein-Sein mit den Dingen, die sich nicht ändern* verstärkter bewusst). Auf diese Weise wird ein starker Leidensdruck spürbar, der im ersten Teil noch nicht merklich war. Marie fällt auf, wie es um sie steht.

Im dritten Schilderungsteil tritt zunehmend das Motiv hervor, dass ausschließlich durch den Lebensraumteiler und dessen Verlust Maries Lage(-rung) nicht erfassbar ist. Der Lebensraum selbst, das was Marie (und den/die andere/n) umschließt, ist gestört und

ergo störend (soviel deutet sich bereits im vorangegangenen Teil an). Ohne begleitenden Schutz wird diese Störung allerdings erst auffällig. Mit der Frage danach, was ihr Schutz geben könnte, ihre Konstruiertheit ins Positive wenden und ihr dabei helfen, aus ihrer Lage schlau zu werden, verebbt der Erzählfluss.

Das Gefühl, das bei mir zurück bleibt, ist Ratlosigkeit gepaart mit einem Hoffen darauf, dass der aktuelle Zustand der „Aufgebrochenheit“ oder Unterbrochenheit von Maries alter Sicherheit beim Blicken auf sich selbst zu einer tieferen Klarheit und Veränderung führen kann. Die Immersionserfahrungen Maries gehören zu jenen, die für mich die Kraft davon, was „Übertragung“ genannt werden kann, am stärksten am eigenen Leib erfahrbar machen.

Exkursende.

Zurück zu Gespräch A

Glauben – Wissen – Denken – Umgehen Grenzen in Selbstanalyse und Überlebenskunst

M: Eine solche Trauer(!)

R: (8) Darf ich fragen, wann du das erfahren hast(?)

M: Ja immer, ach so immer, das glaube ich mit 5 Jahren vielleicht, jedenfalls klein, und es war mir ganz logisch(.) Es ist unbedingt nötig, so etwas zu wissen, denn du weißt es ja an sich- und sonst, sonst, ja, würde ich wohl denken, mit mir stimmt was anderes nicht(.) (4) Ich denke einfach, es ist schade, dass ich noch immer nicht weiß, wie ich mit dem Schmerz eigentlich wirklich- ach, was ist es, umgehen(?), versöhnen(?) – ich bin noch nicht mit diesem Schicksal ausgesöhnt(.) Ich bin nicht für diese Einsamkeit vorgesehen.)(139-148]

In dem Gespräch, das in diesem Kapitel die Baseline bietet, findet sich gerade an dieser Stelle ein Tonfall, der dem sehr ähnlich ist, mit dem der Exkurs endet. Marie switcht in ihrem Sprechen stark zwischen zwei unterschiedlichen Modi: Einerseits findet ein „tiefes“ Sprechen statt, das affektgeladen und unmittelbar in und aus der immersiven Erfahrung kommt, andererseits geht Marie mit einer gewissen Rhythmik in einen analytischen Modus über, in dem sie über sich wie über einen abgetrennten Gegenstand spricht, den es zu ergründen gilt. Aktuell spricht Marie wieder „über sich“ – eine Wendung, die sich übrigens bereits bei Slunecko findet, der in seinem Ersttext zur Materie das Sprechen „aus mir heraus“ von demjenigen abgrenzt, das ein Sprechen „über mich“ ist, ein Sprechen also, das aus der Beobachterposition heraus stattfindet und diese nicht überschreitet (vgl. Slunecko 2006). Marie beobachtet sich in dieser Passage erneut selbst und wird aus dieser Selbstanalyse nicht schlau. Es ist nötig,

Fakten zum eigenen Trauma zu kennen, da ansonsten bloß der Schaden spürbar wird und Raum für Spekulation öffnet, was (sonst) vorgefallen sein könnte, meint Marie. Dieses Meinen und ihr Wissen über den ersten Verlust ändern allerdings an Maries Ratlosigkeit darüber nichts, wie sie mit diesem Schmerz umgehen soll, das kalte Wissen hilft ihr nicht bei einem ganzheitlichen Aussöhnen. Marie produziert Aussagen über sich selbst, die wie Presstexte klingen: „[I]ch bin noch nicht mit diesem Schicksal ausgesöhnt“ oder „Ich bin nicht für diese Einsamkeit vorgesehen.“ Wo eine Schilderung brüchig wird oder die Tonart wechselt, wo die Selbstanalyse hilflos wird, wird die Chose auf eine andere Weise (ebenso) spannend wie in emotional besonders stimmigen Passagen. Im Gegensatz zu den Phasen tiefer Immersion ist es allerdings hier eher ein Auffälligwerden von Unpassung. An solchen (wiederkehrenden) Brüchen Maries zeigt sich meines Erachtens besonders deutlich, was Sloterdijk über das sich (nicht) verstehende Leben schreibt: „[...] dass Individuen sich selbst ebensoviel mißverstehen wie verstehen und dass im gelebten Selbstverhältnis der Menschen stets ein Geflecht von Selbsterkennung und Dunkelheit vorliegt“ (Sloterdijk 1988, S. 42). Diese These führt ihn erstmals zum „Problem der Anfangslücke“ (vgl. ebda.), jenem Umstand, dass zum Beschreiben des eigenen Anfangs keine Erinnerung vorliegt und notgedrungenenmaßen auf Erzählungen anderer zurückgegriffen werden muss. Aus der Überlieferung durch Maries Mutter entsteht ein gewisses Second-hand-Gefühl Maries: Sie trägt die Geschichte weiter, ohne so recht zu wissen, was sie damit anfangen soll (oder trefflicher: wie sie damit angefangen haben soll). Ist ihre Rede über das Erlebte unerwartet rigide und verabsolutierend (dies durchaus kontextuell differierend), so ist dies ein Indiz hierfür: „Im Sichkennen des bewussten Lebens spielt stets auch eine konstitutive Blindheit ihre Rolle“ (ebda., S. 42).

Marie kommt erneut auf die Erinnerung an das Versteck in jenem kleinen Boot zu sprechen und bezeichnet diese Erfahrung vorerst als „Alleine-Erfahrung“, die sie „wunschlos glücklich, ganz tief und fest“ machte. Dabei leitet sie ihre Überlegung damit ein, dass sie verwundert sei und schließt auch direkt an sie in fragendem Ton an: „[D]as ist verwunderlich, nicht wahr?“ Zur naheliegenderen Deutung, die Verwunderung beziehe sich auf das Glücksempfinden, tritt vage die Möglichkeit hinzu, dass auch die Verwendung des Wortes „Alleine-Erfahrung“ in der Wort-Verwenderin eine gewisse Unruhe oder Verunsicherung hervorrufen könnte. Mag sein, dass diese wahrgenommene Mehrdeutigkeit in der dokumentierten Situation meine Nachfrage anstößt [„Ich erinnere mich, das du da von deiner, der Wahrnehmung deines Atems sprachst, ja(?) Und da war irgendeine Formulierung, ja, die ließ mich aufhorchen, hm, dass du, es sich für dich anhörte, als wärest du auch eine Andere, hm, vielleicht so

ähnlich formuliert“], für die es ausgesprochene Anhaltspunkte in Maries Schilderung des Bootsbauch-Erlebnisses gibt:

[Heranziehung der früheren Stelle: „[...] dass mir mein Atem so unwirklich vorkam, gar nicht wie der eigene (7) [Seufzen] und gerade dass es nicht der eigene hööm, Atmen war, das ist, hat mich mehr beruhigt. Als würde er - es auf mich reingehen und in mir pochen [...]“ (Zeile 87–90).]

Diese Sätze sollen – das bestimmt Marie selbst – jedoch in der Hinterhand bzw. unabgerufen im Speichermedium bleiben:

M: Ja(?) Das habe ich gesagt(?) Ja, da kommt was, da klingt- das klingt schon nach mir(.) Fast müssten wir uns das noch mal anhören [*deutet auf das Diktiergerät*] – doch, es ist doch komisch, dass das offenbar so ein Thema ist das –

R: schwer erreichbar, flüchtig, magst du es anhören(?)

M: Nein(.) Jetzt bleiben wir im Gespräch(.) [Zeile 158–164]

Marie setzt sich resolut über mein Angebot des Nachhörens hinweg, nutzt also die Möglichkeit einer (weiteren) Abwehr nicht. Statt tiefer in ein Zweifeln oder Überprüfen abzuschweifen, taucht Marie in eine nächste Welle ihrer immersiven Erfahrung ein.

Ja, dass ich eine Andere bin, ja, das fühlte sich tatsächlich irgendwie, ja, es war nämlich nicht eine de-reale – ja, in Wahrheit war die Situation nämlich eine realere Situation, ja, ich war irgendwie auf eine doppelte Weise da [Zeile 164–167]

Zuvorderst fällt (mir) in der einleitenden Sequenz dieser Passage die rhythmische, ja rhythmisierende Verwendung des Wortes „Ja“ auf. Marie verwendet das Wort in kurzem Zeitraum fünffach, und dies auf eine intuitiv annähernd symmetrische Weise. Dabei scheint, über die (Selbst-)Bekräftigung hinaus, eine (selbst-)induzierende Wirkung einzusetzen, ähnlich einer über repetitive sprachliche Sinnesreize ausgelösten Trance. Inhaltlich findet das Aufgreifen des zuvor bereits ähnlich formulierten Gedankens statt, der logisch oder rational sehr schwierig zu erfassen ist, da es sich um ein sphärisches Phänomen, ein Phänomen der Resonanz handelt, das vorderhand jenseits der begrifflich fassbaren Ebene(n) liegt. Marie empfindet sich (auch) als eine andere Person. Diese Empfindung, dass sie nicht nur „sie selbst“ ist, sondern zudem auch ein Wesen, das ihr fremd ist, das ihren Mittelpunkt nicht teilt, sondern dezentriert ein wenig neben ihr (neben sich) steht, stellt für Marie eine Wahrheit dar, die glaubwürdiger ist als ihre gewohnte, erwachsene Realität. Dieses Bild, auf doppelte Weise da zu sein, legt mehrere – mindestens drei – Deutungen nahe, die einander

nicht ausschließen, sondern ineinandergreifend erhellen. Einerseits bietet sich die Sicht an, es könne sich um einen dissoziierten Zustand handeln – in psychotraumatologischen Kontexten wird von Gefühlen der Depersonalisation gesprochen. Andererseits passt diese Schilderung gut dazu, dass Marie im Mutterleib eine Zwillingschwester hatte. Interessant ist an dieser Stelle jedoch drittens besonders, dass (jenseits von Trauma und Zwillingschaft gedacht) die menschliche exzentrische Positionalität (*sensu* Plessner, vgl. Plessner 2003) für Marie um eine zentrische Position bereichert wird. Auf diese Weise gedacht, wäre die ex-zentrische Position jene, die der erwachsenen Marie entspricht. Die zentrische Position entspräche der fötalen Weltlage der Tiefenimmersion. Maries Verdoppelung bewirkt in ihrem Wahrnehmungssensorium gleichwohl eine Art der Aufspaltung im Sinne einer dissoziativen Bewegung, wie der Differenzierung im Sinne eines aufgeklärten oder konzentrierten Bewusst-Seins.

„... einmal selber ganz müde aufmerksam und aber da war auch eine fremde, eine fremde, eine irgendwie- da waren fremde – wie wenn etwas da ist, aus-strahlt, ahm so eine vage Nähe, ein anwesendes Wesen, ich dachte kurz, es könnte Gott sein, aber dafür habe ich ihre Gefühle zu stark ahm ent-kodieren können, nicht darüber, sondern gleiche Ebene, ahm vertraut(.) [Zeile 167 – 172]

Diese Passage ist von starker Übergegensätzlichkeit (durchdrungen). Müde und aufmerksam; fern und nahe. Im ersten Teil der (aktuell besehenen) Schilderung stolpert Marie (sprachlich) über die oder das „Fremde“, vielleicht auch als Mehrzahl gedacht („Da waren Fremde“?). An dieser Stelle zeigt sich eine Interpretationsschwierigkeit der mündlichen Rede gut, nämlich der Umstand, dass nicht in jedem Fall klar wird, ob ein Wort als Subjekt oder Verb verwendet wird (ein Problem, das die Groß- und Kleinschreibung im Schriftlichen zumeist behebt). Dies trifft dann besonders zu, wenn ein fragmentiertes Sprechen stattfindet, es zu längeren Pausen zwischen den Worten oder etwa Wort- bzw. Wortteilwiederholungen kommt. Im konkreten Satz ergibt sich eine gewisse Differenz in den entstehenden Bedeutungen: entweder setzt Marie mehrfach an, um die *fremde* - , *fremde* – zu beschreiben, deren Wesen oder Gestalt unerkannt bleibt: Es ist vielleicht eine fremde Energie (Macht, Kraft) oder eine fremde Person; und in der Fortführung könnten es demnach *fremde* Mächte, Menschen oder vielleicht Klänge sein. (Eine Wortergänzung, die einem/einer Interpreten/in naheliegend erscheint, kann für eine/n anderen eine Spekulation darstellen.) Oder es ergibt sich als andere Lesart des Satzes: „[A]ber da war auch eine Fremde, eine Fremde, eine irgendwie- da waren Fremde.“ Das klingt – trotz aller Fremde – konkreter, greifbarer. Diese beiden Varianten stellen dabei keinen Widerspruch dar, sie verdeutlichen sogar vielmehr die Übergegensätzlichkeit in Maries Worten. „Wie wenn etwas da ist, aus-

strahlt, *ahm so eine vage Nähe, ein anwesendes Wesen*“ – hier steht ein körperhaftes „da“-Sein eines fremd anmutenden (aber dennoch durch seine Präsenz erforschbaren) Wesens, einer vagen Nähe, die mehr Aus-Strahlung als Manifestationskraft hat, (nur) scheinbar gegenüber. Ob Fremdes einen Artikel oder gar ein Geschlecht hat, ob „es“ in einer nahezu realen Welt existiert oder einmal existiert hat oder ob es sich um energetische Phänomene oder geisthafte Ko-Existenzen handelt – diese Dinge/Aspekte machen bei Lichte betrachtet keinen Unterschied. Marie ist in einen Zustand eingetreten, in dem sie besuchbar für Personen und Ideen ist, die sich un-eigen anspüren.

Dass „eine Nähe“ vom Fremden ausgeht – was fürs Erste widersinnig wirken mag, weist eine Verwandtschaft bzw. Äquivalenz dazu auf, was Heidegger als das Wesen des Daseins beschreibt:

„Dasein ist wesenhaft ent-fernend ... Entfernung entdeckt Entferntheit ... Das Entfernen ist zunächst und zumeist umsichtige Näherung, in die Nähe bringen als beschaffen, bereitstellen, zur Hand haben ... Im Dasein liegt eine wesenhafte Tendenz auf Nähe“ (Heidegger 1927, S.105, vgl. dazu in Sloterdijk 1998, S. 343).

Auch diese Passage schürt also die Überlegung, dass Marie nicht ausschließlich in das Drama ihres Schwester-Verlusts tief eingetaucht ist (bzw. ihrem grundlegenden Schwester-Haben in der ersten Seinsform auf den Grund geht), wie sie selbst (an anderen Stellen) analysiert. Sondern sie ist vielmehr auch tief in ein Philosophieren über bzw. ein Empfinden ihrer Existenz eingetreten. Das Ferne, das (dennoch) Nähe ausstrahlt, „könnte Gott sein“, so zieht Marie kurz in Erwägung, um diese Idee im nächsten Atemzug verneinen zu können. Die erste Entscheidung über die Interpretation dieser Verneinung liegt in der Frage, ob Marie ihre Korrektur oder Verneinung geglaubt wird. Seit Freud können wir wissen, dass „ein verdrängter Vorstellungs- oder Gedankeninhalt ... also zum Bewußtsein durchdringen [kann], unter der Bedingung, daß er sich verneinen lässt“ (Freud 1925 S. 217f.).¹⁷⁸ „Etwas im Urteil verneinen, heißt im Grunde: ‚Das ist etwas, was ich am liebsten verdrängen möchte‘ (ebda.)“. Die Kenntnis dieser Theorie Freuds verunmöglicht es, gänzlich auszuschließen, dass Marie an dieser Stelle tatsächlich die Anwesenheit einer höheren Macht (oder wie auch immer man Gott „definieren“ könnte) in Erwägung zieht. Daher muss dieser Gedanke näher besehen werden. In Maries Ausführungen kommt die Idee einer höheren Macht bislang in völlig anderer Konnotation vor, und zwar als mögliche

¹⁷⁸Freud erläutert dies an einem Beispiel: „Sie fragen, wer diese Person im Traum sein kann. Die Mutter ist es *nicht*. Wir berichtigen: ‚Also ist es die Mutter.‘ Wir nehmen uns die Freiheit, bei der Deutung von der Verneinung abzusehen und den reinen Inhalt des Einfalls herauszugreifen. Es ist so, als ob der Patient gesagt hätte: ‚Mir ist zwar die Mutter zu dieser Person eingefallen, aber ich habe keine Lust, diesen Einfall gelten zu lassen (Freud 1925, S. 217f.)“.

planende Instanz, die in ihrem Lebenshintergrund die Marionettenfäden hält und leitet. Die Möglichkeit eines Gottes als anwesendes, Nähe und Ruhe vermittelndes Wesen ist also eine, die neu hinzukommt. Marie verwirft diesen Gedanken zugunsten der Überlegung, es könne sich um die sphärische Energie ihres Zwilling handeln. Nun ist vielleicht gerade in diesem Zusammenhang wichtig, nicht in eine häufige und allzu offensichtliche Falle zu geraten, nämlich die, ein Entweder-Oder zu denken. Ist Marie nicht nur „sie selbst“ – wie sie formuliert – sondern auch ein anderes Wesen, enthält sie eine andere Kraft, dann kann sie zudem ihr Zwillings und auch Gott sein, und/oder deren Nähe und Anwesenheit spüren. In einer Welt der sphärischen Zusammenhänge ist keine eindeutige Zuordnung nötig oder möglich. So kann Marie in einem tiefen Immersionsprozess – dies zweifellos auch in anderen Kontexten, nicht bloß in jenem Raum der Klangliege – in-sich-neben-sich auch ihr Zwillings und auch jemand/etwas anderer/anderes. Vgl. hierzu die Analyse/Bemerkung auf S. 135: Marie erlebt an dieser Stelle den verlorenen Zwillings nicht als jemand anderen, sondern sich selbst als eine Art 'Zweiheit'. Diese sphärische Fähigkeit Maries, lässt sich auch auf andere Wesen oder Mächte übertragen. Weiter gedacht, nimmt auch Maries Zwillings-Sein und Maries Gott-Sein weder (diesen) Zwillings noch (diesen) Gott in exklusiven Beschlag. Zudem schmälert es auch Maries Anwesenheit in sich selbst nicht, der Raum, den sie für sich hat, wird von Gott und dem Zwillings nicht geschmälert. Im Gegenteil, es spricht einiges dafür, dass es sich um Weitungs- oder Expansionsprozesse handelt, wenn andere Impulse plötzlich hör- oder spürbar werden. Vielleicht ist es nachgerade so, dass Marie jenen inneren Raum auf diese Weise erst bildet, von dem Irigaray sagt, er müsse von der Frau, in der Frau gebildet und ihr selbst eingeräumt werden, damit sie nicht (ohne Raum in sich) zum Abgrund für sich und andere wird (ich beziehe mich darauf im Kontext des 4. Kapitels, vgl. ausführlich und mit Quellenangaben dort, S. 221). Für diese Annahme finden sich Hinweise in der nächsten Passage. Zuvor jedoch noch kurz einen Blick in die aktuell besehenen Worte, denn von besonderem Interesse ist noch der Grund, den Marie dafür anführt, warum sie die Idee, sie könne eine Nähe „Gottes“ spüren, so rasch wieder verwirft. Sie sagt, sie habe „dafür ihre Gefühle zu stark ahment-kodieren können“. (Das Possessivpronomen „ihre“ gibt den Hinweis auf ein weibliches oder mehrere imaginäre/s Gegenüber, dieser Gedanke ist bereits im vorangegangenen Absatz enthalten. Darüber hinaus kann Gott auch weiblich sein.) (Warum) spricht ein Enträtseln-Können von Gefühlen gegen eine Gottheit? Wenn es eine(n) Gott gibt, kann sie/er mensch dann nicht verstehen? Und umgekehrt, *muss* ein göttliches Charakteristikum in der Unübersetzbarkeit liegen? (Warum) spricht das Wahrnehmen von Gesellschaft auf gleicher, vertrauter Ebene (anstatt darüber) gegen Gott? Mit Freud gedacht: erneut eine Aneinanderreihung interessanter Verneinungen!

Aus der Lektüre Freuds ginge hervor, dass genau diese (abwehrenden) Verneinungen, diese konstruierten Indizien gegen eine „göttliche“ Gesellschaft, dem Wunsch entsprächen, genau jenen göttlichen Beistand zu erhalten, der innig, vertraut, verstehend und verständlich sein möge. Diese verneinenden Konstrukte gäben (demnach) eher Auskunft darüber, unter welchen Vorstellungen von Gott Marie leiden würde. Es würde sich für einen potenziellen Gott, dessen Gegenwart oder immersive Anwesenheit – dessen Sich-Aufdrängen gar? – zu verneinen wäre, folgende Beschreibung anbieten: Pläne erstellend und Lebenszusammenhänge (inklusive Traumatisierungen) konstruierend (siehe dazu in der vorangegangenen Ausführung), schwer verständlich und auf einer abgehobenen Ebene. Diesem Bild werden andere Eigenschaften diametral gegenübergestellt, die für Maries Bewusstsein zwar nicht als göttliche Eigenschaften anerkannt werden, weiterhin mit Freud gedacht, allerdings von jenem (also von Marie) ersehnt.

Es war da und ich war ganz, war ganz selbstsicher, hat mich stark gemacht, aahm beseelt(.) Dabei war das aber nicht bloß ein starkes, ahm mensch- menschliches Wesen (3) oder nicht nur (4) [*tiefes Seufzen*] Schwer zu sagen(.) Ahm, es ging auch von dir aus, es war alles was geht und du- eeh- es war auch ich- ich – (2) Und, jaa [gedehnt] anders war's, als das, was drüber, über mir ist(.) Das war deutlich(.) Jaa [zögerlich] – du hast eben auch schon viel - - (3)[macht eine wegwischende Bewegung] Das war versöhnlich, waren einige Minuten, da war ich beisammen(.) (5) Ja(.)[Zeile 172–179]

Diese Passage stellt vielleicht das Herzstück in Maries Schilderung (A) dar – jedenfalls eine Passage von großer metaphorischer Dichte. Marie beschreibt hier die ermächtigende Wirkung, die ihre Angeschlossenheit an ein sphärisches Etwas (um vorerst einen vagen Begriff zu lancieren) bewirkt. Das Auftauchen von etwas macht Marie „ganz“. Eine Variante der Interpretation ihres Sprechens nimmt dieses Wort „ganz“ nicht als stotternden Ansatz der Wortfolge „ganz selbstsicher“, sondern als Ausdruck eines Vollständig-Werdens oder eines Heilens. In Maries Ausführung finden sich in mehreren Begriffen Hinweise auf die passive Position, in der Marie sich bei jener Ganz-(Selbstsicher)-Werdung erlebt. „Es“ ist „da“ und „macht“ sie stark; sie fühlt sich beseelt, auch in der Vorsilbe „be-“ deutet sich an, dass mit Marie etwas „getan“ wird, sie wird eher be-sucht als dass sie sich selbst als aktiv generierend empfindet. Wobei dies bei Lichte besehen nur zwei Betrachtungsweisen des selben Umstands sind, denn sphärosophisch gedacht (vgl. dazu in der Einleitung) ist das, was sich gemeinhin „Subjekt“ nennt, von seinem Milieu (seiner Mit-Welt) nicht verschieden. Gerade aus dieser sphärischen Betrachtung von menschlicher Inter- und Intra-Aktion ergibt sich eine relevante Frage. Wenn Marie sich also als be-seelt und ge-macht empfindet, so ist darin ein impliziter Wunsch nach Passivität und Teilhabe enthalten,

bzw. anders herum eine wohl unbewusste Wendung dagegen, sich selbst Macht und Stärke zuzusprechen. Dieser Wunsch ist mindestens so interessant oder vielsagend wie das Gefühl der Stärke und Sicherheit per se. Konkreter: Warum erwächst Maries Selbstsicherheit aus der gespürten Anwesenheit eines unbestimmten „Es“ bzw. wird in der Hauptsache auf andere ausgelagert (vgl. im nächsten Absatz) und sie empfindet diese zunehmende Sicherheit nicht als Teil oder Resultat eines eigenen Prozesses? Diese Frage soll dabei keinesfalls ein Defizit aufzeigen, denn das, was hier auftaucht, ist ein Wissen darum oder vielmehr Spüren davon, dass Stimmungen oder Affekte nicht aus dem Nichts kommen und eben auch nicht bloß (ausschließlich) den eigenen Geschichten entspringen. Nähe geschieht aus Ent-fernung, sie geschieht durch Annäherung des Entfernten oder Fremden (vgl. dazu den Gedanken Heideggers, ausgeführt auf S. 141). Wenn Besuch eingelassen wird, dann kann Begegnung, Befruchtung, Veränderung – alle drei Begriffe so wertneutral wie möglich gedacht – geschehen; das Eigen-Imprägnieren mit den ewig gleichen Substanzen endet dort, wo fremde Energien, Prägungen, Fragen wahrgenommen werden, und zwar auf innerer Augenhöhe. Diese vigilante Medialität¹⁷⁹ impliziert allerdings, dass ein Einlassen auf die (Verletzungs)Geschichte der oder des anderen unumgänglich ist, wie sich auch in jenem nächsten Satzfragment Maries andeutet, das so lange ein kaum verstehbarer oder wirrer Einschub bleibt, solange nicht sphärisch gedacht wird: *„Du hast eben auch schon viel - -“*. Die Nähe *„geht auch von [m]ir aus“*, ich bin Teil des Raumes, in dem sie eine Veränderung wahrnimmt. Wie könnte dieses Fragment (d.h. die Rede davon, wovon ich viel habe) fortgesetzt werden, und – interessanter – was verhindert eine Fortsetzung? Oder – noch interessanter – muss es überhaupt fortgesetzt werden, wo wir doch beide Teil der Misere sind? Und vor allem: wo mir doch klar ist, wie es weitergeht: *eben auch schon viel erlebt, eben auch schon viel durchgemacht und eben auch schon viel verloren*. Nur in einem Raum der Gutbürger muss die Formsache der hörbaren Vollendung auch *in actu* vollzogen werden. Marie, die zu jenem Zeitpunkt keine „Fakten“ über mich und meine So-Werdung kennt, weist einfach für einen Augenblick darauf hin, dass sie (auf sphärisch-praktische Weise) erreicht hat, dass *auch ich schon viel- -*. Der Gedanke, dass Marie *auch ich ist* – wie sich aus: *„[Es] war alles was geht und du- eeh- es war auch ich- ich –“* ableiten könnte bzw. aus dem Teil: *„[E]s ging auch von dir aus“* sowie (vgl. oben) aus der Bemerkung mit der gleichen Ebene, mündet auch (weilers) darin, dass in ihrem aktuellen Fühlen auch ich Maries Schwester bin – deren Stellvertreterin oder Wiedergängerin also. Klarer gesprochen: Marie überträgt ihren Zwilling auf mich, ich werde in ihrer Übertragungsgeschichte zum verlorenen Raumteiler. (Dies deutet sich ja bereits in der einleitenden „Verwechslung“

¹⁷⁹ Zum Begriff der Medialität vgl. im anschließenden Kapitel im Zusammenhang mit Simones Schilderung, S. 235.

an.) Damit entfernt sich das Durchgemacht- und Erlitten-Haben wieder ein Stück weit von meiner Geschichte. Nicht nur ich als „A.-R. S.“ habe viel erlebt, auch ich als imaginierter Zwilling(s-Ersatz) habe viel erlitten. Genauer habe ich dann den Verlust von Marie, von der gemeinsamen Mutter, aber mehr noch, ich habe so bedacht oder befühlt sogar das eigene Leben verloren. Mit dieser Gleichsetzung der aktuellen Raumteilerin mit Gott und dem verlorenen Zwilling geschieht eine wundersame Triangulierung, die nur auf den ersten Blick sonderbar erscheint. Die Raumteilerin wird zum Zwilling: Damit wird der Verlust nahezu greifbar, er wird (wieder) erlebbar und in gewisser Weise wird er aufgehoben: Der Zwilling ist wieder da. Das Wesen (Marie) ist damit wieder *ganz ge-macht*. Mit diesem Kunstgriff der stellvertretenden Wiederauferstehung geschieht eine Familienzusammenführung der besonderen, genauer der sphärischen Art. Sloterdijk weist im ersten Band seiner Sphärologie darauf hin, dass es bei Übertragungsprozessen weniger darum gehe, Gefühle auf Personen zu übertragen, sondern vielmehr darum, frühere Situationen auf spätere Situationen zu übertragen, vergangene Lebensverhältnisse wiederherzustellen. Erneut fällt auf, dass Maries Mutter nicht erwähnt wird, auch nicht in der Verneinung. (Dies nur als Hinweis auf eine Lücke, eine sprachliche Aussparung.) Hinsichtlich der Wiederherstellung vergangener Raumverhältnisse ist noch ein zweiter Gedanke Sloterdijks erhellend. Anhand der Geschichte des Orpheus aus der griechischen Mythologie¹⁸⁰ entfaltet Sloterdijk eine Beschreibung für jene Räume, die aus den tiefen Wünschen nach Ganzheit entstehen: „Orpheus muß verlieren, was er begehrt, weil er es schon verloren hat. Aber zwischen dem Verlorenhaben und dem erneuten Verlieren öffnet sich Raum für ein Leben, das atmenden, sprechenden, begehrenden Wesen entspricht. In diesem Raum leisten wir Widerstand gegen das allzu Wirkliche und lernen, Anfänger des Unmöglichen zu sein. ...]So lässt sich die Eindeutigkeit des Todes in die Vieldeutigkeit des Lebens überführen“ (Sloterdijk 1988, S. 29). In genau diesem Raum, der sich zwischen dem Verlorenhaben und dem erneuten Verlieren gebildet hat, ist Marie in diesen Augenblicken verortet. Hier kann atmendes, sprechendes Leben stattfinden, das mit dem Verlust (der in der Gegenwart und der Zukunft liegt) versöhnt. „Das Herz lebt in Chancen“, sagt William James.

Das war versöhnlich, waren einige Minuten, da war ich beisammen(.) (5) Ja(.) Ewig angefühlt, ich(.) Ja-- ob da gewesen sein oder sein- (2) wenigUnterschied(.) (5) [Zeile 179–181]

¹⁸⁰ Orpheus erbittet von den Göttern der Unterwelt seine tote Geliebte, Eurydike, zurück, bekommt die Erlaubnis, in die Unterwelt hinab zu steigen und sie zurück zur Tagwelt zu führen, dies jedoch unter der Bedingung, sich auf diesem Rückweg nicht nach der Geliebten umzudrehen – tut er dies, so ist sie für immer verloren. Orpheus kann diese Bedingung nicht einhalten.

Ist es Versöhnlichkeit mit Maries Pränatalität, die hier wirksam ist? Versöhnlichkeit, darum auch, mit dem Verlassen-Werden und mit der Sterblichkeit der Anderen/anderen? Letztlich auch eine Versöhnlichkeit, so fort gedacht, mit der eigenen Sterblichkeit, der eigenen Endlichkeit also, die dem *Ewigen* plötzlich nicht mehr konterkarierend gegenüber steht. Es oder vielmehr sie *fühlt* sich *ewig an*, die Zeitdimension tritt in den Hintergrund, der Raum ist entfaltet, in dem für unendlich erscheinende Augenblicke das Schicksal des Verlassenwerdens aufgehoben ist, die Momente der Phase vor dem Verlust werden zum Maßstab der „Vieldeutigkeit des Lebens“ (vgl. im obigen Sloterdijk-Zitat), denn: ob da gewesen sein oder da-sein, macht in *den tausend Honigwaben des Raums* kaum einen Unterschied (vgl. Bachelard-Zitat auf Seite 65).

Selbst „Beisammen-Sein“ ist eine schöne Formulierung, in der sowohl das Nicht-Zerstreut sein, das Gesammelt-Sein mitschwingt – Metaphern des Bei-Sich-Seins also, wie auch (darin) der Umstand, dass jedes „Selbst“ sich aus einer Vielzahl an Wesen oder Rollen oder Persönlichkeiten zusammensetzt; im Grunde findet sich in diesem Absatz ein Resümee der aktuellen, dichten Passage. Das „Ja“ ist dabei Bestätigung und Abschluss dieser Tiefenimmersion. Da – nebenbei bemerkt – ja Trauer die Hauptempfindung ist, zu der Marie in diesem Gespräch A gelangt, ist ein Heilungsbeginn auch „nur“ auf dieser Ebene möglich.

Leben im Konjunktiv

Und ich wüsste gerne, ob ich noch mehr erfahren kann, wie sie so war und wie sie geworden wäre(.) Letzteres nicht, nein, das kommt mir nicht gut vor(.) Ich glaube, es muss Gründe geben, warum manchmal eine nicht weiterleben kann, Gründe für alles(.) Was ich gerne wüsste ist, wie ich wäre, ob weniger traurig und sicherer, bestimmter und anwesender und so, und ob ich das noch werden kann, vielleicht ob ich sie integrieren kann, in mich hinein, wäre das nicht denkbar(?) [Zeile 181–188]

Auf eine sehr dichte Passage folgt wieder eine, in der Marie reflektierend auf ihr Leben blickt. Die Einbußen ihrer (psychischen/ seelischen) Unversehrtheit und ihres Zwillings sind ihr wieder bewusst (oder spürbar), der Zwischen-Raum, in welchem Da-Sein und Da-Gewesen-Sein keinen Unterschied macht, ist wieder verlassen, Eurydike ist unwiederbringlich tot. Bezüglich der aktuellen Passage ist es – nebenbei bemerkt – erneut interessant, den Exkurs über Maries Beziehungsende (vgl. dazu die Amplifikation auf S. 146ff.), ins Bewusstsein hineinzunehmen, besonders die darin beschriebenen Ambivalenzen bzw. jene Ambivalenzen, die durch den Vergleich der Erzählungen entstehen, wieder zu erinnern (dazu mehr im Verlauf).

Marie tritt in einen (rhetorischen) Diskurs über Parallelwelten ein, wobei sie keine direkte Frage stellt, wie etwa „Ich wüsste gerne wie sie geworden wäre?“, sondern sich nach den *Möglichkeiten dieser Frage erkundigt*. (Über die Relevanz von „nicht gestellten“ Fragen, vergleiche die Notiz zu Freud und dem Abwehrmechanismus der Verneinung, FN 178). Wie oder wo glaubt Marie, dass sie mehr über die (potenziellen) Eigenschaften ihrer Begleiterin eines engen (Zeit-)Raumes ihrer Vergangenheit oder über Entfaltungsmöglichkeiten (in) einer inexistenten Zukunft erfahren könnte? Zuerst stellt Marie (sich) die Frage nach einer Art imaginären Bibliothek, einem Ort oder (Speicher-)Medium, an oder in dem die Was-Wäre-Wenn-Parallelexistenzen verzeichnet sind, die Überlegung, ob sie (überhaupt) Zugriff auf dieses Wissen nehmen will, wäre eine nachgeordnete. Kaum hat Marie ihr Wissbegehren ausgesprochen, wischt sie dieses mit dem Einwurf wieder weg, es käme ihr „nicht gut“ vor. Ob diese Frage per se nicht gut (moralisch verwerflich) ist oder ob nicht gut sein bedeute, sie schade Marie (tue ihr also nicht gut), indem sie sie etwa daran hindere, sich in *diesem Leben* (und keinem parallelen) zu entfalten, wird nicht deutlich. Marie gibt sich selbst die Antwort, dass es für das Nicht-Weiterleben-Können (zum Begriff des Könnens in diesem Zusammenhang im nächsten Absatz) der Einen oder Anderen Gründe geben muss – und nicht nur das: Für *alles*, was passiert oder nicht passiert, muss es Gründe geben. Diese Seite Maries, sich Autoritäten und Sicherheiten zu ersehnen, ist bereits am Ende des Exkurses Thema (vgl. dazu im Kontext mit Gespräch B). Ein Schicksalsschlag, der ein grundloser wäre, wäre für sie noch schwerer zu ertragen. Die Suche nach Gründen für die existentielle Dissonanz beschreibt Sloterdijk als (phäno-)typisch für den Menschen, der „zum metaphysischen oder metakosmischen Lebewesen [wurde], aufgrund einer Entwicklung, in der er sich erfährt als das Tier, das nicht passt“. Und: „Die Welt tut weh – das muß Gründe haben; sobald man diese kennt, kann man das Ganze in Ordnung singen“ (Sloterdijk 1993, S. 220). Grundlosigkeit spielt bei Sloterdijk auch im Zusammenhang mit der Entstehung von Depressionen eine Rolle: „Depressiv wird, wer Gewichte trägt, ohne zu wissen wozu“ (Sloterdijk 1993, S. 56). Ist ein Grund bekannt, kann ertragen werden, oder es kann sogar Heilung stattfinden: Das wäre demnach die Hoffnung. In diesem Zusammenhang drängt sich (mir) zuallererst die Frage auf, *wer* diese Gründe vorgibt. Bezüglich der Frage nach der Autorität oder den Autoritäten, die Marie als in ihrem Leben wirksam/e empfindet, ergibt sich aus der Betrachtung der beiden hier vorgelegten Gespräche ein deutlicher Kontrast: Anders als im Topos B, wo sich im erwachsenen Beziehungskontext ein gewisses Konzipiert-Sein allem Lebensglück entgegenzustellen scheint (vgl. ausführlich dort), dieses allerdings wie die Erfüllung oder vielmehr die Verfehlung eines impliziten Lebensentwurfes wirkt, den Marie weder als gut oder böse/

schlecht empfindet, sondern mehr als eine Art für sie entworfenen Bauplan, der erstmals durch den Tod der Zwillingschwester empfindlich verletzt wird, entsteht in diesem Kontext eher der Eindruck, es handle sich – genau gegensätzlich – eben genau bei dem Tod der Schwester um etwas (eher) Negatives, das (allerdings auch) Resultat einer Art Planerfüllung ist bzw. mit Grund geschieht. Dem „[I]ch bin nicht für das Alleine-Sein gemacht“ tritt ein *begründetes* Nicht-Weiterleben-Können eben jener (ersten) potenziellen Gesellschafterin entgegen. Genau darin, dass diese beiden Erzählpassagen oder die Weisen der Interpretation des eigenen Lebens(ver-)laufes (oder des eigenen *Schicksals*, um einen Begriff in Anschlag zu bringen, in dem die Planerfüllung intensiver mitklingt) so gar nicht zusammenpassen, deutet sich ein interessantes Feld für Überlegungen an. Kann es sein, dass der Widerspruch darin fußt, dass die Instanzen, die Marie als wirksame empfindet, unterschiedliche, vielleicht sogar gegenspielende sind? Eine höhere Macht hat Marie als Zwillingskonzipiert, als zweipoliges Wesen, dem alleine-lebend immer ein Teil fehlen wird. Eine andere höhere Macht hat jedoch Gründe geltend gemacht, warum Marie alleine zu (über-)leben hat. Ab dem Zeitpunkt, zu dem die Fragen nach den von Marie als Grund gebend empfundenen Mächten aufhören, nur im Konjunktiv interessierende zu sein (und dieser Zeitpunkt scheint sich in diesen Gesprächen anzukündigen, vgl. weiter unten), beginnt die logische Basis ihrer existenziellen Gründe und Baupläne brüchig zu werden. Sollte eine einzelne hohe Macht hier am Werk gewesen sein, dann hat diese sich augenscheinlich ziemlich ambivalent verhalten (Fragen danach, was oder wer hinter dieser Macht steckt, werden im weiteren Verlauf weiter aufgerollt). Hier liegt demnach entweder das Kräfteressen kontrahierender Mächte bzw. Konstrukteure vor, oder (erneut) ein logischer Bruch (zum Erkenntniswert von Brüchen vgl. im Kontext der vorangegangenen Passage).

Das hier Gesagte lässt jedenfalls auch im Begriff des Dividuums eine weitere Lesart erkennen. So *der Mensch bei Lichte betrachtet nur der Rest von Zweien ist*, vgl. in der Einleitung, empfiehlt sich als die Zweite bei Marie jedenfalls (zusätzlich/stattdessen) eine andere als von Sloterdijk angedacht; vielleicht müssen wir aber auch in diesem Zusammenhang *lernen, weiter als bis zwei zu zählen* – diese Formulierung bezieht sich auch auf ein bereits genanntes Zitat Sloterdijs, (vgl. oben). Denn wenn Sloterdijk die Mutter bereits als die verlorene Andere sieht, so wäre Marie 'bei Lichte betrachtet nur der Rest von Dreien'.

Leben-Können

Im Kontext des (nicht) Weiterlebens ist in Maries Formulierung der Begriff des „Könnens“ interessant. Im Gegensatz zu der auch möglichen Form¹⁸¹: „[E]ine lebt nicht weiter“ (vgl. auch zu Beginn der Ausführungen zu dieser Textstelle), wird dem noch nicht geborenen Wesen eine gewisse Fähigkeit oder Aktivität – oder vielmehr deren Fehlen – zugedacht/ zugeschrieben. Maries Schwester *kann* nicht weiterleben. Was hat es mit diesem fehlenden Können auf sich, das so früh im Leben auftritt, dass dieser Begriff hier ins Auge sticht? Ich frage mich, ob dieses Nicht-Können mit den Konstrukten Macht und Schuld verknüpft ist: eine Macht einerseits, die nicht ergriffen oder aufgegeben wird (wer nicht mehr kann, gibt auf). Andererseits kann jedoch gerade in diese Lebens-Aufgabe eine gewisse Form vom Macht-Ergreifung hineininterpretiert werden (die/der Aufgebende hat die Macht, andere zurückzulassen), dies besonders dann, wenn die übrig geblieben Andere auf der Suche nach Gründen für ihre Lebensumstände ist. Anders als in einer Formulierung, in der das Präsubjekt gänzlich Passagier wäre, deutet sich eine gewisse zugewiesene Freiheit an – dies kommt vielleicht besser hervor, wenn ich meine Assoziationskette genauer aufdrösele: In dem (umgangssprachlichen) Satz „Ich kann nicht mehr!“ schwingt ein subjektiver Leidensdruck mit, der auch mit einem (vielleicht vorzeitigen) Aufgeben oder Sich-Gehen-Lassen zu tun hat. Vereinfacht gesagt könnte ein Gedankengang (Maries) sein: Etwas nicht mehr zu können bedeutet (dieser Logik folgend) auch ein Einwilligen in ein Ende, denn mensch könnte sich auch mehr anstrengen oder das Weiterleben mehr wollen oder das, was noch nicht gekonnt wird, besser üben (auf dass sich ein Leben-Können einstellen möge). Diese Lesart von Maries Aussage findet in einer späteren Formulierung Bekräftigung, nämlich wenn Marie in Zeile 206 ff. von einem Nicht-Weiterleben-Wollen spricht und im Anschluss daran die Frage nach der Schuld dafür stellt (vgl. ebenda). Ist das Sterben ein vorsätzlicher Akt, so kann der/dem Handelnden dafür eine gewisse Verantwortung und somit auch eine gewisse Schuld zugesprochen werden. (Warum der Schuldbegriff so wichtig ist, thematisiert Marie im letzten (hier besprochenen) Absatz des Gespräches.) Wer stirbt, weil er nicht mehr will, lässt andere mutwillig zurück – so die Hypothese.

Gründe für alles

Ein grundloses Sterben wird nicht in Betracht gezogen, ihm (dem Unausgesprochenen) wird entgegengehalten, dass es Gründe für ein Fehlen an Können geben muss. Ein logischer Schluss kann sein, dass es umgekehrt auch Gründe für Maries Weiterleben-

¹⁸¹ Das Vorstellen von auch alternativen Formulierungen dafür, was mir als ein und derselbe Sachverhalt erscheinen will, hilft mir dabei, die Besonderheiten der individuellen Denk- oder Sprechsignatur erfassen zu können. Auf diese Weise legen sich gewisse Schlüsse auf Muster der Erzählenden nahe.

Können geben muss. Die namenlos bleibende Andere hat Gründe für ihr Nicht-Können, Marie hat welche für ihr Können – damit hat alles eine gewisse Ordnung. Es erwächst bereits aus dem Überleben der vorgeburtlichen Existenz ein gewisser (Lebens-)Sinn. Leben können – Weiterleben oder Überleben als erste Fähigkeit, vielleicht sogar als erste Willentlichkeit – und im Kontrast: *nicht* leben können als erste *Unfähigkeit*, der (wenn schon nicht etwas Willentliches, dann zumindest) etwas Begründetes innewohnt¹⁸²

Was ich gerne wüsste ist, wie ich wäre, ob weniger traurig und sicherer, bestimmter und anwesender und so, und ob ich das noch werden kann, vielleicht ob ich sie integrieren kann, in mich hinein, wäre das nicht denkbar(?) (Zeile 185–198]

Nun bahnt sich die Parallelwelt-Frage doch noch einen (anderen) Weg ins Aussprech- und Erwägbare. Wenn Marie nach dem verloren gegangenen Leben ihrer Schwester nicht fragen darf (weil das „nicht gut“ ist), dann doch „wenigstens“ nach dem verloren gegangenen eigenen Leben, wie es *eigentlich gedacht war* (für den Gedanken der Konstruiertheit und des Plans für Maries Existenz vgl. in früheren Passagen). In diesem Zusammenhang werden drei Begriffe deutlich, mit denen Marie ihre aktuelle Verfasstheit charakterisiert: traurig, unbestimmt und abwesend. Maries umfassende Traurigkeit wird in diesem Gespräch als monokausal verursacht angenommen. Zudem wird an dieser Stelle deutlich, hinlänglich welcher Eigenschaften Marie sich als defizitär erlebt. Kann sie den Schmerz der Welt nach dem Erahnen seines Ursprungs in Ordnung singen? Maries Vermutung oder Hoffnung lautet, dass die Integration der Toten die Schlüsselszene darstellen muss, durch die die große „Sicherheit“ in ihr Leben käme. Das große Dreigestirn, das Marie umreißt – Trauer, Ambivalenz, Dissoziation – müsste dieserart besiegbar sein. Erneut auch auffällig: die Introjektion verheißende Formel des „In-mich-Hinein“. (Zu jenem energetischen Übergang der Anderen in Maries Inneres, vergleiche an mehreren Stellen des Textes und besonders auch im übernächsten Absatz, in dem es dabei besonders um den Aspekt der Wirtlichkeit jenes Innenraums geht.)

Wo kommen die Toten hin?

Und wo kommen die (Toten) hin, die gar nicht wirklich sichtbar waren?

M: Wenn sonst jemand stirbt, lebt er ja auch in uns weiter-(12) Das ist alles sehr verwirrend(.)

¹⁸² Hierbei gilt stets mit zu bedenken, **so eine Randbemerkung auf Meta-Ebene**, dass der aktuelle Versuch keine eigene Deutung der Lage darstellt, sondern (auf Basis ihrer Worte) eine Deutung davon, wie Marie ihre eigene Lage beschreibt.

R: Ja(.) Was du ansprichst, dass Tote in uns weiterleben, ich frage mich, ob sie das automatisch tun oder erst, wenn wir sie – (3) ahm, ich weiß nicht, ich denke aktiv, hm, also oder ob sie erst weiterleben, wenn wir sie das lassen können, weiterleben--

M: Ja, das muss automatisch sein(.) Ach so, war das eine Frage(?)Also, ich würde empfinden, dass es automatisch so geschieht, also sonst denke ich, wären doch alle Angehörigen noch ‚schlimmer‘ dran-- Ja, ja (6) ach so(.) Ja(.) So gesehen müsste ja auch meine Schwester automatisch und tatsächlich, also körperlich sozusagen in mir sein, schonmal wegen des abgeschlossenen Raums, ja, das wäre natürlich (2) ist ein schöner Gedanken(.) Doch warum strengt es mich dann so an(?) Ja, doch dieser Gedanke ist eine Hilfe, vielleicht reicht das ja- (6) [Seufzen]

R: Den Gedanken haben, spüren, neu beginnen-

M: oder erneuert, ja, erneuern, ahm Renovation, so vieles in meinem Leben ist ja ohnehin in Ordnung, vielleicht reicht, ich glaube es so, das bewusst machen, dass es so ist, dass sie ja automatisch da ist, denn wo soll sie sonst hingekommen sein, ja, dieses mir das aah erlauben, das zulassen, dass ich so fühlen darf, auch wenn meine Verstorbene irgendwie nicht so aaahm sichtbar ahm anerkannt ist(.) Am Schwierigsten – das Aufrechterhalten- - [Zeile 188 – 211]

Diese Passage von Maries Ausführungen widmet sich (im Besonderen) der Frage, ob sie ihre Misere aktiv in Ordnung bringen (oder singen) muss (vgl. auf der vorangegangenen Seite im Zusammenhang mit dem Zitat Sloterdijks), oder ob eine Heilung „automatisch“ passieren kann. Aber langsam. Diesen Gedanken beginnt Marie mit einer Idee dazu, wie es „im Allgemeinen“ sein müsste, wenn ein vertrauter „Jemand“ stirbt. Diese These, wie es „sonst“ so ist, kann Marie durch eigene Erfahrung nicht stützen (vgl. Zeile 196 – (sonst) hat sie noch niemanden verloren). Für Marie ist alles sehr verwirrend, das gesamte Spektrum des Tot-Seins (der anderen). Auf die Nachfrage, ob dieses Weiterleben ein Selbsttätiges sei, das keines Antriebs bedarf, oder ob es dafür ein „Können“, einen Antrieb der Hinterbliebenen brauche, fühlt Marie sich zuerst darin bestätigt, dass es ein menschlicher, schützender Automatismus (vor der Verletzung) sein muss. Der Gedanke, dem könnte nicht so sein, erscheint Marie als so grausam, dass ihre Abwehrmechanismen gegen ihn sehr heftig am Werk bleiben. *Alle Angehörigen wären dann noch schlimmer dran und sogesehen und sozusagen muss auch die Schwester bereits von allein in Marie hineingelangt sein.* Die Abwehr ist keine ganz „zuverlässige“, dies kündigt sich in der Verwendung des Konjunktivs an („würde empfinden, dass es automatisch so geschieht“ sowie in Maries erstem Ansatz: „[E]s wäre ... ein schöner Gedanke“, bevor sie sich auf ein „ist“ korrigiert) und tritt auch im nächsten Satz als Maries Anstrengung (in Begriff und Seufzen) hervor.

„Schonmal wegen des abgeschlossenen Raums“

Maries Einwurf, der auf einen als gegeben angenommenen/ postulierten Umstand hinweist, ist aus zwei Gründen besonders interessant. Zum einen wegen ihres quasi notwendigerweise resultierenden Beseelt-Werdens, zum anderen ist das Bild deshalb frappierend, weil es Maries Mutter als Außenstehende ihres eigenen Körpers

erscheinen lässt. Weiteres wird im übernächsten Unterpunkt („Natürlich die Schuld der Mutter“) näher besehen, für den Moment nur eine Anmerkung: Dass Marie von dem Uterus, der sie enthielt, als von einem abgeschlossenen Raum spricht, ist gerade dann auf den ersten Blick verwunderlich, wenn, wie es in dieser Arbeit angelegt ist, das Denken von Schwangerschaft sphärologisch im Sinne von Sloterdijk bleibt und bei fötalem Wachstum die Kommunikation mit der Mutter als entscheidend betrachtet wird, wie es besonders in Tomatis Aufzeichnungen deutlich wird.

Nicht nur, weil alles andere außer einem *automatischen* Weiterleben eine quasi unmenschliche Tortur wäre, muss es bei der Zwillingsschwester so gewesen sein, konstatiert Marie, sondern zuvorderst „wegen des abgeschlossenen Raums“. Was Marie hier einwirft, als wäre es selbstverständlich, dass ihr Gegenüber es versteht, deutet sich bereits in früheren Passagen ihrer Schilderung an: Die Möglichkeit eines Beseelt-Werdens von Marie durch ihre sterbende Schwester. In Maries Schilderung über das Boots-Erlebnis der Kindheit kommt die mystische Dimension des In-sie-Eindringens der anderen (ihres Atems) deutlich hervor, wobei dort die ressourcenhafte Eignung dieses Vorganges im Vordergrund steht (vgl. nochmals in Zeile 98 f.).

Weiterleben der Toten *in* uns. - Dieses „In“ als Raum im Menschen lässt erneut mehr an Nancy (vgl. S. 137f.) als an christliche Partezettel denken: die Zwillingssseele als Ausdehnung des Körpers, die in einem in gewisser Weise abgeschlossenen Raum (dem/des Mutterkörpers) fast nichts anderes tun kann, als im Vorgang des Sterbens zum überlebenden Zwilling hinüberzuwandern. Es geht hier also weniger oder nicht vorrangig um ein Weiterleben im Zeichen eines Andenkens, sondern vielmehr darum, dass Marie „tatsächlich“ ein Etwas „körperlich“ spürt, das/die in ihr drinnen weiterlebt und sie verändert. Diese Veränderung, die bei einem so jungen Wesen noch nicht oder noch niemandem auffallen kann, ist der Unterschied zwischen ihrer allerersten *Konzipiertheit* (vgl. oben) und dem Zustand oder der Seinsweise, in dem oder der sie dann „tatsächlich“ in die Welt kam oder „sichtbar“ wurde. Das erste, ihrem Körper eingeschriebene Trauma ist in Maries Augen für den Schmerz verantwortlich, den sie als Diskrepanz zu einem phantasierten „Sollzustand“ erlebt. Dieser erste Tod, dem sie bei-lebte, ist die (oder eine) Grund gebende Anstrengung in ihrem Leben. Dieserart besehen ist ihre Frage – „[D]och warum strengt es mich dann so an?“ – eine paradoxe. Die Anstrengung ist: Es ist geschehen. Die Andere oder die Erinnerung an ihre einstige Existenz bzw. vielmehr an ihr einstiges beinahe spurloses Verschwinden ist gerade dadurch problematisch, dass es „automatisch“ geschah. Keine Einwilligung oder Wahl hat stattgefunden. Die seelische Expansion – in Anlehnung an ihre Worte formuliert –, die sie erfahren musste, war weniger das Geschenk, zu dem sie es in manchen

Bewegungen machen möchte (das Fortleben des Zwillings, das intime Innenraumverstärkung bedeutet), in erster Linie hat es die Natur des Aufzwingens, der Nötigung, sogar der Vergiftung (dies auch auf die körperliche Auswirkung bezogen, vgl. dazu auf S. 97ff. – und auch in Kapitel 5.). Wenn Marie von „Erneuern“ und Renovation“ spricht, von dem vielen, das „ja ohnehin in Ordnung“ sei, so erscheint es mir, als würden diese Ausführung hohl bleiben.

Selbstreflexives am Rande.

[An dieser Stelle bleibe ich in der Interpretation besonders lange hängen. Allen sprachlichen Beteuerungen, über den ersten Verlust hinweg zu sein, haftet in meinen Ohren etwas sehr Bemühtes, etwas Schönreden-Wollendes an. Es ist besonders schwierig für mich, jemandem gerade in Belangen von Heilungserfolgen auf die Finger zu klopfen, jedoch bemerke ich, obwohl ich Marie wünsche, dass sie über ihre Ur-Verletzung hinweg kommt, ein gewisses Misstrauen bezüglich ihrer postulierten Fortschritte. Mir erscheint es, als würde Maries Wunsch nach Intaktheit dazu führen, diese als erreichte vorzutäuschen, und als wäre dies eine Abkürzung, die das Erleiden und Aufarbeiten der (Re-)Traumatisierung ausspart. In dieser Passage fällt mir (erneut) auf, dass ich mich in Graubereichen von Gesprächsführung und -interpretation befinde, denn einige der Ideen und Schlüsse, zu denen ich komme, scheinen mir kaum mit rationalen Argumenten (alleine) stützbar. Meine Vorbehalte gründen zuvorderst auf Intuition, Feinstofflichkeit oder Sphärosophie. In einer wissenschaftlichen Arbeit macht sich der Satz vielleicht nicht gut: „Ich glaube der Immersantin ihre Selbstaussagen einfach nicht, mein Gefühl sagt mir, hier stimmen die Worte nicht mit den kleinen Gesten und Schwingungen überein.“ Trotzdem möchte ich ihn notieren und hinzufügen, dass jedes andere Argumentieren ein nachträglich stattfindendes ist. Ich erinnere mich gut an das Gefühl, Marie gegenüber zu sitzen und ihre körperliche Anspannung wahrzunehmen, die die euphorisierten Worte wie ein dämpfendes Medium zu umgeben scheint. Stockender Atem, gefolgt von tiefen Seufzern. Eine strenge, zweifelnde Falte zwischen den Augen, ein nachdenklicher Blick, der das weiße Rollo vor dem Fenster fixiert, das einen heißen Spätsommertag abschattet. Reflexhaftes, hastiges Kopfschütteln oder Schulterzucken an Stellen, an denen eine Diskrepanz zur Bejahung in den Worten auffällt. Ich notierte im unmittelbaren Nachhall einige dieser Beobachtungen, die in mir das Gefühl von Diskrepanz auslösten.]

Auf Ebene der Begriffe fallen mehrere relativierende Worte auf: „sozusagen“, „so gesehen“, „vielleicht“. Der Satzbau ist in dieser Passage stark verschachtelt, mehrfach schiebt Marie Satzteile oder Nebensätze ein, deren Bedeutung vage bleibt. Im Falle von: „[I]ch glaube es so“ wird zum Beispiel nicht deutlich, ob dadurch eine Relativierung (im Sinne von: „Zumindest glaube ich das“) oder eine Bekräftigung (à la:

„Daran glaube ich wirklich“) stattfinden soll. Ebenso bleibt die Stoßrichtung der eingeschobenen Frage „[D]enn wo soll sie sonst hingekommen sein?“ uneindeutig. Denn was sich beim Ersthören wie eine rhetorische Frage anhört, kann auch die Formulierung eines Mysteriums sein. Auffällig ist bei der zumeist sehr flüssig sprechenden Immersantin ebenso, dass an mehreren Stellen Fülllaute zu Brüchen bzw. Verzögerungen führen. Auch der im Absatz zuvor verwendete Konjunktiv wirkt noch in dieser Passage weiter: „[I]ch würde so empfinden...“ wenn ich es mir „erlauben“ könnte, wenn ich „zulassen [könnte], dass ich so fühlen darf“. All diese Indizien weisen darauf hin, dass es weniger das „Bewusstmachen“ eines vollzogenen (Heilungs-)Prozesses sein dürfte, um das es geht, sondern mehr darum, was Marie im nächsten Atemzug anspricht: „Am Schwierigsten – das Aufrechterhalten-“. An dieser Stelle, diesem Gedanken wird eine interessante Spaltung sichtbar: Zuerst gibt Marie der fehlenden Sichtbarkeit und Anerkennung ihres toten Zwillings die Schuld an der Unsicherheit ihres Prozesses: „[A]uch wenn meine Verstorbene irgendwie nicht so aaahm sichtbar ahm anerkannt ist.“ Hierbei scheint Heilungs-Hilfe aus dem Außen erwartet zu werden, denn dass die Verstorbene nicht anerkannt ist, suggeriert große Andere, die *er-kennen*, dass Marie zuvorderst ein zweipoliges Wesen war und dies in weiterer Folge an-erkennen, ihr also zugestehen, dass sie um ihren Verlust genauso trauern darf, als hätte sie ein Wesen verloren, das andere bereits gesehen hatten, das bereits sichtbar war, das bereits in die Welt gekommen und danach verschwunden war. – Denn nur Sichtbar-Gewordenes, so suggeriert diese Ausführung, kann aus den Augen der Beobachter auch verschwinden, Ungeborenes verbleibt für immer in der Inexistenz, es findet keine Transfer vom Uterus in ein Grab (mit Zwischenstopp in der Anschaubarkeit der Toten) statt, auf dem ein Name daran erinnert, dass da einmal ein Leben war.

Auf der anderen Seite (der Spaltung) führt Marie allerdings einen Gedanken ein, der diesem diametral gegenüberzustehen scheint: Das *Aufrechterhalten* der inneren Präsenz der ersten Raumteilerin scheint ein Prozess zu sein, der ein zutiefst intimer ist, den Marie aus eigener Kraft heraus bewältigen muss. Gleichzeitig gibt dieses Satzfragment preis, dass der Heilungsprozess kein endgültig und *automatisch* vollzogener sein kann. Die Schwierigkeit des Aufrechterhaltens gibt den Hinweis auf Gezeiten von Anwesenheit vs. Abwesenheit der verstorbenen Schwester.

Am Schwierigsten – das Aufrechterhalten– Zur Equilibristik des Innenraums

In diesem leise ausgesprochenen Satzfragment deutet sich ein wirklich großes Thema an. (Dieses Thema wird im folgenden Kapitel im Kontext der Schilderung einer anderen Immersantin mehr Raum einnehmen.) Nicht nur ein Übertritt der (kurz) real

existierenden Anderen >>in Marie hinein<< ist ein diffiziler, der höchst vage bleibt, dann auch noch aufrechtzuerhalten, dass die Tote Raum erhält oder Bestandteil eines inneren Systems ist/ bleibt, ist ein noch schwierigerer Balanceakt. Hierin liegt auch eine Schleife oder ein Anknüpfungspunkt zu Maries Parallelwelt-Erforschungen: Indem Marie zu jener Frau wurde und wird, die sie ist und sein wird, entfernt sie sich (und muss sich entfernen) immer weiter von jenem Fötus, der sie einst war. *Um es etwas freier zu sagen: Es ist schon schwer genug, einen verstorbenen Menschen in sich aufrechtzuerhalten, mit dem mensch geteilte, bewusste Erinnerungen hat (dazu im nächsten Kapitel). Einem Wesen verbunden bleiben, das ein vorbewusstes Begleit-Objekt war, muss eine (bewusst) kaum lösbare Aufgabe darstellen...*

„Wo gehen die hin, die so früh schon nicht mehr wollten(?)“[Zeile 212]

Vorweg die Beobachtung, dass in diesem Zusammenhang Maries Wechsel zwischen den dem Raumwechsel beigelegten Modalverben (erst geht es um „können“, hier um „wollen“, im nächsten Satz um „dürfen“) Aufmerksamkeit verdient (vgl. zum Können auf den voangegangenen Seiten, zum Wollen in diesem Absatz, zum Dürfen im nächsten). In Maries Logik bleibend, hätte die Frage nach dem „Wohin“ bereits vorab eine mögliche Antwort erhalten: Die, die nicht mehr wollen, gehen zu den anderen des abgeschlossenen Raumes über, um in jenen fortzuleben. In dieser Formulierung wird das (scheinbar) Parasitäre des Todes greifbar: Wohin auch immer die Toten sonst noch gehen (diese Frage bleibt eine ewig offene), auf irgendeine Weise hängen sie sich immer (scheinbar) an die Überlebenden an. Die Scheinbarkeit sei hier deshalb zweifach eingeklammert, weil erst im Folgenden die Quelle dieser Zuordnung erforscht wird. Dieser Prozess der Anhaftung oder Heimsuchung ist dabei nur schwer (alleine oder überhaupt) den Toten anzulasten, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass nicht jene sich im Sterben einen ‚Wirt‘ suchen, sondern vor allem auch die Überlebenden sich einem ansaugenden Reflex hingeben (müssen), der zu An- und Ablagerung führt. Dies würde bedeuten: Wer überlebt, saugt auf, nimmt die Energie früherer Raumteiler auf, die Erinnerung an vergangene Raumteilung. (Ein Vorgang, der wohl zumeist nicht bewusst geschieht, sondern mehr eine Einschreibung in das Körpergedächtnis oder die seelische Software bedeutet.) Wenn die Toten nicht (ganz) sterben, dann zuvorderst, weil die Überlebenden sie nicht sterben lassen (dies in wertfreier Konnotation). Die Weiterlebenden saugen sie in sich ein und lassen aus der Erinnerung und Weiterverarbeitung neue Entwicklungen wachsen. Und jener Vorgang wird, wie bei Marie, in der Wahrnehmung der Überlebenden nur allzu oft (dies zeigt sich auch im nächsten Kapitel) zu einem, der von den Toten aktiv gesteuert wird. Die

(unterstellte) Aktivität bzw. Entscheidungshoheit der Toten wird bei Marie auch im Begriff des Wollens (bzw. Nicht-mehr-Wollens) deutlich. Damit, dass Marie der Anderen den Willen zum Tod zuordnet, findet auch ein Zurückweisen von Schuld von Marie selbst statt (vgl. an früherer Stelle; ist der Tod der Einen mit einem gewissen Sinn und Wunsch verbunden, so erwächst daraus ebenso ein gewisser Überlebenssinn bzw. eine Überlebensberechtigung der Anderen; das Nicht-mehr-Können bzw. -Wollen der Einen spricht die Andere davon frei, dass sie sie „weggetreten“ haben könnte, es spricht Marie frei von der Schuld, den Tod der anderen herbeigesehnt oder herbeigeführt, sie „weggetreten“ [vgl. in Topos B.] zu haben – ja sogar die Frage, ob sie vom Tod der anderen profitiert hat, wird dadurch entkräftet). Dennoch: Damit, dass dem Umstand des Weggehens der Anderen ein Wort beigefügt wird, das auf Willentlichkeit (von wem auch immer) hinweist, wird das Themenfeld von Schuld und Unschuld betreten.

Sterben lassen – Mutters Schuld

„... nicht mehr wollten(.) Ja oder durften, [*nachdenklich*] ich weiß es ja nicht(.) (2) Oder irgendwie ist es natürlich auch die Schuld der Mutter, ja(.) (5)“ [Zeile 212–214]

Die andere Seite der Willentlichkeit des frühen Sterbens macht die Schuld an den anderen fest. Wird im Nachlassen des Wollens der (dadurch) Sterbenden eine gewisse Aktivität postuliert, so wird sie nun zum Opfer des Willens anderer. Entweder ein Gott (vgl. dazu an vorangegangenen Stellen den Wunsch nach einem Plan) oder eine Raumteilerin oder die Beherbergerin können zu Schuldigen werden, denen Marie Verantwortlichkeit für ihren Verlust zuweisen kann. Hier wird die Mutter zu jenem Außen, dass das Weiterleben verbietet („nicht mehr leben dürfen“).

„Naja, es ist doch auch ein gewisses, ähm, Wegschicken, nicht(?) Oder ein Zulassen, nicht(?) Ich meine(:) dass die eigene Tochter stirbt(.) [*Lauter und in aufgebrachtem Tonfall*] Ich will sagen(:) so könnte man es auch sehen(.) Und die andere über lassen, alleine und vergiftet(.)“ [Zeile 215 - 219]

Was sich an anderen Stellen implizit ankündigte, spricht Marie an dieser Stelle explizit an. An Worte, die auf Schuldigkeit bzw. Schuldzuweisung hinweisen – „Wegschicken“, „Zulassen“ – schließt jeweils ein „Nicht“ an, das gleichzeitig bekräftigt, aber auch hinterfragt. Maries Prosodie verändert sich sehr deutlich, wenn sie von ihrer Mutter spricht, Sprachmelodie und Tonfall werden härter und kühler, rascher und abgehackter. Hier kommen mehrere Stehsätze (bzw. Stehsatzfragmente) aus dem Reich des Meinungsschwitzens hinzu: „Ich meine“, „ich will sagen“ und „[S]o könnte man es auch sehen“. Dieser Gestus stellt einen scharfen Kontrast zu anderen (weiten) Teilen von Maries Schilderung dar, in denen das *Meinen* und das *Man* hinter ein Sprechen aus ihr heraus zurücktritt. Das verdinglichende Meinen wird davon konterkariert, dass Maries

Stimme vor Wut zittrig ist und sich fast überschlägt – die Pole Distanzierung *versus* Emotionalisierung spannen ein knisterndes Ambivalenz-Feld auf. Maries Wunsch nach Grund und Erklärung der Geschehnisse findet in der Gestalt der Mutter eine dankbare Adresse. „Gestalt“ statt Mensch ist die Mutter hier, weil sie nur schemenhaft in Erscheinung tritt. Die Beziehung zwischen Marie und Mutter wird nur in Randbemerkungen erahnbar, ob und wie ein Dialog zwischen den beiden stattfindet, und wie umgekehrt die Mutter jenes Ereignis – den Tod der Einen und die Geburt der Anderen – verkräftete, wird nicht Thema. Darum auch „dankbar“ – die Mutter scheint in gewissem Sinne als Zielscheibe erstaunlich ruhig zu halten. Dafür, dass Marie 45-jährig ist und eine mehrjährige therapeutische Ausbildung hinter sich hat, tauchen Ressentiments der Mutter gegenüber, die zudem nicht tief durchgearbeitet erscheinen, an auffällig vielen Stellen auf. Die auf die Mutter gerichtete Wut kommt in jenem Gespräch als der Aspekt hervor, den sie am wenigsten in jene reflexiven Schleifen einbezieht, die Marie in großer Regelmäßigkeit in ihre Schilderungen einbaut. Eine Annäherung an diese Wut könnte über einen mehr als 75 Jahre alten Text von Joan Riviere stattfinden. Über die Entstehung und Funktion von Wut im Säuglingsalter schreibt sie, dass „unser im Säuglingsalter aktives Bedürfnis, gefährliche, qualvolle Wutzustände aus uns heraus und in jemanden anderen hineinzuprojizieren ... einer der Hauptanreize ist, überhaupt die Existenz anderer Menschen zu erkennen“ (Riviere 1937, S. 59, in Klein und Riviere 1989). Slunecko fasst diesen Umstand in seiner Rezension zu jenem Buch wie folgt kurz: „Die Wut macht also das Objekt!“ (Slunecko in Klein & Riviere 1989, S. 113). Hier setzt die Psychoanalyse zu spät ein, und dies, obwohl sie sich bereits tiefer als jene des Gründervaters in die vor-ödpalen „Gefühlsdramen des Säuglings weit jenseits der Symbolisierbarkeit“ vorwagt, „in Dramen der frühen, Freud noch verborgenen Objektbeziehungen, die den unbewussten seelischen Haushalt für die gesamte Lebenszeit prägen“ (vgl. Slunecko, ebda.). Verlegt man den hier beschriebenen Prozess in den fetalen Raum nach vorne, wo ein Schwebezustand vorherrscht, in dem der Fetus noch nicht von seiner Welt verschieden ist und jene Welt noch nicht differenzierbar, so fällt jenes erste Verlassen-Werden vor allem als plötzliche, signifikante Veränderung im Raum auf. Eine Vielzahl von Aspekten hat sich verändert: Der Raum schmeckt anders, die kommunizierenden Geräusche und Bewegungen auf selber Ebene sind verschwunden, an die Stelle der zunehmenden Enge tritt eine überraschende Weite – Tritte gehen ins Leere, kein Glucksen oder naher Herzschlag ist mehr zu hören. Gleichzeitig wird das umfassende System lauter und deutlicher: die Verdauung und der Herzschlag der Mutter, ihre Stimme. Von der Annahme ausgehend, dass der Körper sich an seine Reaktion auf diese (fehlenden) Reize erinnert, müssten aus Maries gegenwärtiger Verfassung Rückschlüsse auf jene

Situation gezogen werden können. Ein vorsichtiger Rückschluss wäre demnach, dass Marie manche dieser Elemente – das Fehlen von Reizen und die Veränderung des Milieus – als diffus aversiv wahrgenommen hat/hätte. Dieser intensive und unangenehme Affekt kann auf von Riviere beschriebene Weise (unter anderem) zu Wut geworden sein, für die das junge Wesen ein Projektions-Objekt benötigt, um nicht innerlich zu zerbersten. (Auch für Maries Ambivalenz böte die Ausweitung dieser Theorie eine Erklärung an, vgl. dazu weiter unten). Eine Abspaltung oder Differenzierung in dem jungen Wesen könnte, dieser Logik folgend, das Resultat aus dieser höchst prekären veränderten Lage sein, und zwar kann alles Positive von Marie in das abgegangene Ko-Wesen projiziert worden sein, die Wut und Verstörung hingegen in die übriggebliebene Welt, die von da an konstant bleibt, auch über den Uterus hinaus: die Mutter.

Diese Idee erhellt auch, dass Marie von sich als in einem „abgeschlossenen Raum“ spricht, d. h. die Mutter als das Außen-Vor des Fötus beschreibt. Dass die Beherbergende ein involvierter Teil des Systems sein könnte und auch Erinnerungsspuren der verstorbenen Tochter in sich tragen, ist nicht Teil des ihr zugänglichen Empfindens. Im Gegenteil, als Beherbergerin spricht Marie der Mutter ein Versagen in jener Funktion zu.

„Wegschicken ... Zulassen, ... dass die eigene Tochter stirbt. ... Und die andere über lassen, alleine und vergiftet.“[Zeile 216 – 218]

Es schwingt (in meinen Ohren) hier ein gewisses „Wer-tut-denn-Sowas?“ mit, das anklagend auf die Mutter deutet. Das dominante Wegschicken wird gelinde in ein Zulassen abgemildert. In dieser Passage erhöht das auf Besitz oder Herrschaft und Erzeugung hinweisende Wort „eigene“ das Gewicht der Anklage. Der Mutter wird für beide „eigenen“ Töchter eine aktive Rolle zugewiesen, die über Leben und Tod (mit-)entscheidet. An dieser Stelle wird die Nötigung deutlich, die Marie als erlittene empfindet. Im Gegensatz zum zuvor lancierten (Nicht-mehr-)Leben-Wollen verhält es sich hier bezüglich der Zuweisung von Aktivität und Schuldigkeit deutlich anders: Die Mutter hat mit dem Wegschicken oder Gehen-Lassen der einen eigenen Tochter gleichwohl auch das Verlassen-Werden der anderen eigenen Tochter zugelassen, das nicht bloß Einsamkeit der „Über-Gelassenen“ bedeutet, sondern – weit schlimmer – eine Vergiftung (mit Einsamkeit), die sie ihr Leben lang begleiten wird. Das Gift ist ein doppeltes: körperlich/ biologisch (das eines abgestorbenen Fötus) sowie seelisch/ psychisch – so sich das so genau trennen lässt. Umfassend ist hier jedenfalls eine erste Dröhnung oder Vergiftung angedacht, in der die Mutter habituell als Außen verstanden werden will – was allen „klassischen“ Beschreibungen des Uterus

widerspricht, in denen die Mutter als Schutz-System und symbiotische Gesellschaft(erin) beschrieben wird (vgl. bei Tomatis 2000 oder Sloterdijk 1998). Was von Slunecko als den seelischen Haushalt ein Leben lang unbewusst prägend (vgl. oben) beschrieben wird, bahnt sich in dieser Beschreibung einen Weg ins Bewusstsein.¹⁸³ Die erste Ver-rückung hat zu einer Wut geführt, die das Objekt „Mutter“ erzeugt und in ein Außen abgespalten hat – so meine Schlussfolgerungen im Sinne von Riviere.

¹⁸³ Ein interessanter Hinweis darauf, dass Freud eine Gemeinsamkeit in Schizophrenie und Analyse – hier liegt ein Analyse-ähnliches Setting vor – in dem Umstand erkennt, dass beide (ursprüngliche) Ambivalenzen zum Vorschein bringen, sowie eine umfassende Verdichtung des Ambivalenz-Begriffs bei Freud und Bleuler findet sich in der Diplomarbeit Leutgeb: „Der Begriff der Ambivalenz in der Psychopathologie“ (Leutgeb 2011).

4. Post-Idylle im Prä-Natalen

Übergänge

*"This is Major Tom to Ground Control
I'm stepping through the door
And I'm floating in the most peculiar way
And the stars look very different today
For here am I sitting in my tin can
Far above the world
Planet Earth is blue
And there's nothing I can do"
David Bowie, Space Oddity, 1969*

Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln geht es auch in diesem um das Trauma vor der Geburt oder um das Tieferlegen der (tiefergelegten) Tiefenpsychologie. Der Unterschied der folgenden Immersantenschilderung(en) liegt vor allem darin, dass es ab jetzt um Erlebnisse an oder in der Schwelle geht, um jene Zustände der Überschreitung von Räumen und dem Aufenthalt in einem Zwischen-Zustand, einem liminoiden Ort¹⁸⁴. Im Uterus-Bild bleibend sind jene Erfahrungen Inhalt dieses Kapitels, die phänomenologisch dem letzten Schwangerschaftsdrittel und der Phase, in der der Geburtsvorgang ausgelöst wird, verwandt erscheinen.

4. 1. Simone

Ich lerne Simone im Zusammenhang mit dieser Studie kennen, sie ist zu jenem Zeitpunkt 29-jährig und seit etwa 3 Jahren in Psychotherapie, dies zuvorderst aufgrund eines durch massive depressive Phasen erzeugten Leidensdrucks¹⁸⁵. Bei der ersten Liegung bleibt Simone alleine im Raum und eilt wenige Minuten nach dem Ende des Klangprogramms los, eine Eile, der, obwohl vorab angekündigt, etwas Aufgeschrecktes anhaftet. (Tatsächlich wird sich eine „Erfahrung des tiefen Erschrocken- und Aufgewacht-Sein[s]“ (O-Ton) durch Simones Bezugnahme auf jene erste

¹⁸⁴ Vgl. ausführlich auf den S. 21ff.

¹⁸⁵ Ich erfahre dazu im Vorfeld der Gespräche, dass Simone unter depressiven Symptomen und gelegentlichen Episoden von starker Angst leidet, sowie, dass die behandelnde Therapeutin die Formulierungen „Major Depression“ und „nahe an einer generalisierten Angststörung, dabei aber erstaunlich funktional“ gebraucht habe (dies in einem Mail von Simone). Beim ersten persönlichen Zusammentreffen erzählt sie mir, dass es einen konkreten Auslöser für den Beginn ihrer Therapie gegeben habe – „das Ende einer Schwangerschaft“ und „damit in Verbindung attackenhafte Zustände von starker Furcht“. Erhellende Details ihrer Biografie, die ich aus zwei Gesprächen beziehe, die zeitlich nach dem hier transkribierten stattfinden, werde ich in diesen aktuellen Fließtext an mir passend erscheinender Stelle einbauen.

Liegeerfahrung in den nachfolgenden Gesprächen erschließen.) Das folgende Transkript-Dokument gibt das Anschlussgespräch an Simones zweite Liegung großteils¹⁸⁶ wieder. Wie vorab vereinbart komme ich gegen Ende des Klangprogramms in den Raum. (Anders als beim ersten Mal¹⁸⁷ hat Simone diesmal „für einen freien Horizont gesorgt, weil es den offenbar braucht“.) Der Anblick ist für mich überraschend – Simone sitzt am Fußende der Liege mit angezogenen Knien und gebeugtem Rücken am Boden. Ihre Augen sind geschlossen, und sie umklammert ihre Knie. Ich setze mich ihr vis-à-vis auf den Boden. Der erste Satz, den sie nach mehreren schweigenden Minuten sagt, ist sinngemäß (das Diktiergerät ist nicht eingeschaltet), dass die Liege sie „ausgespuckt“ habe, sie möchte sich auch nicht wieder auf die Liege legen, da sie „sie“ zwar „währenddessen“ genossen habe, „die Zeit aber jetzt vorbei“ sei. Ich setze mich also im Schneidersitz zu Simone auf den Boden, und sie fängt an, von ihrer Erfahrung zu berichten. Die ersten Minuten halte ich mich an die vorab getroffene Vereinbarung, kein Diktiergerät einzuschalten, als sie merkt, dass das Anfertigen stichwortartiger Notizen meinen Blick jedoch bindet, lässt sie es doch zu („dann schalt das Ding doch ein, ... ich will, dass du ganz genau schauen kannst“).

Es folgt ein aus Gründen der Übersichtlichkeit in Passagen zerteiltes Transkript des an diese Eingangssequenz anschließenden Gesprächs. Ab dem Einschalten des Diktiergerätes betreffen meine handschriftlichen Aufzeichnungen ausschließlich meine Wahrnehmungen von Simones körperlichen Gebärden (diese notiere ich zusammen mit Anker-Worten Simones). Der Hauptteil dieser Beobachtungen von Mimik und Gestik, sowie Besonderheiten ihrer Atmung sind direkt in den Interpretationsteil eingefügt, der jene Transkript-Teile unterbricht und begleitet.

Simone, Passage 1

Mmmh, besser, ja, ich brauch' die ganze Aufmerksamkeit, dass du mich wahrnehmen willst. Wirklich willst. (8) [*Simone streckt die Arme in die Höhe und lässt sie wieder in den Schoß sinken*] Also (2) [*Simone schließt die Augen*] am Anfang war es wieder

¹⁸⁶ Die Aufnahme setzt zeitverzögert ein, da Simone sich zuerst vorbehielt, ob ich Aufzeichnungen in irgendeiner Form bereits während des Gesprächs machen dürfe (sie stimmte zuerst, so wie bei der vorangegangenen Liegung, nur zu, dass ich anonymisiert und im Nachhinein Notizen machen dürfe, da ihr nicht wohl bei dem Gedanken an ein Diktiergerät im Raum war). Im Nachhall bittet sie mich jedoch sogar um ihr eigenes „Tonmaterial“ (Simone) und gibt mir die Rückmeldung, dass das Anhören für sie sehr erhellend gewesen sei (vgl. später im Fließtext). Das Gespräch ist bis dorthin wiedergegeben, wo die Dichte der Erzählung schlagartig massiv nachlässt (zur Erzähldichte vgl. Bohnsack 2007).

¹⁸⁷ Bei jenem ersten Termin hatte Simone, wie sie mir gegenüber vorab ankündigte, nur eine halbe Stunde Zeit, dies ließ kein Gespräch zu.

unauffällig, *vielleicht so 10 Minuten*. Es hat mich runter 'bracht und ich konnt' über vieles nachdenken, auch d'rüber nachgedacht, was das letztes Mal hier schon für eine ähnlich tiefe – naja, nicht ganz so tief – meditative Reise war. Ich habe es noch nicht ganz verstanden, oder kaum. (...) Tut erst harmlos - - ein Schlund, ein Wurmloch hat zu saugen begonnen und noch habe ich mich noch gewehrt, weil ich spürte, dass ich mich - - verloren gehe und kein Gefühl dafür hatte, ob das intelligent genug für mich ist. Also eine Konfusion ob das jetzt passen kann einzusteigen – doch es hat sich wahr angefühlt und war ja schon geholt – (4) ich dacht' dann noch, dass es ja bereits letztes mal gewirkt hat, jetzt kenne ich es ja schon, jetzt wird es nicht greifen – und dann war ich auch schon weg – da – drinnen.

Wahrgenommen werden wollen – wahrnehmen wollen.

Der Wunsch, „keine bleibende Stimmdatei [zu] werden“ (wie Simone vor der ersten Liegeerfahrung formuliert) wird vom Bedürfnis nach ungeteilter Aufmerksamkeit verdrängt. „Ich will, dass du ganz genau schauen kannst“, sagt Simone im aktuellen Zusammenhang. Diese beiden Formulierungen ergeben zusammen einen interessanten Kontrast: Der früher gesagte Satz weist auf Simones Unbehagen vor der potenziellen Gefahr einer depersonalisierenden und konservierenden Verzweckung hin.

Das Vorhandensein eines Hinweises auf eine zweite potenzielle Angst, die sich mir zuvor als eine mögliche Deutung angeboten hat, dass nämlich Simones Abneigung gegen ein Aufnahmegerät auch eine Furcht vor zu genauer Betrachtung sowie den damit einhergehenden Analyse-Prozessen bedeuten könne, erweist sich angesichts des aktuellen Zugeständnisses als wenig plausibel. Im zweiten hier betrachteten Satz (der Wunsch, dass ich ganz genau schauen solle) sowie im ersten akustisch aufgenommenen tritt Simones Wunsch nach (m)einer genauen Betrachtung im Hier und Jetzt hervor. Auf sprachlicher Ebene fällt dabei die Wandlung vom noch verhältnismäßig absichtslosen *Schauen* zur ungeteilten *Aufmerksamkeit* und der mutwilligen *Wahrnehmung* auf. Die gerichtete Wahrnehmung ist für Simone hinsichtlich der Komponente des Wollens (in einem Sinn des Begehrens) oder Willens (als kognitives Gegenstück des menschlichen Antriebs) eine doppelte (oder zweipolige): Simone will einerseits eine Aufmerksamkeit, die ich jedoch nicht bloß (mit wissenschaftlichem Interesse) erfüllen soll, sondern die auch bei mir als eigener

Wunsch vorhanden sein soll. Dass forschendes Interesse oder therapeutische Fürsorge nicht die Dimensionen sind, innerhalb derer Simone Nähe will, verrät das Wörtchen „brauche“. In ihm kündigt sich an, dass Simone frühe Bedürfnisse erfüllen möchte. Der nachdrücklich hinzugefügte Hinweis, dass sie braucht, dass ich (bzw. liegt nahe und wird später ausformuliert, wer mit dieser Übertragung adressiert ist) *wirklich will*, ist ein Wollenswunsch, der auf die „ganze Aufmerksamkeit“ aber auch auf das blanke, existenzielle Eingeladen- und Gemeint-Fühlen abzielt: ‚Bitte will mich wirklich!‘. (Dass es Simone tatsächlich auch um den Wunsch einer nachträglichen, willentlichen (Lebens-)Einladung geht, wird im Laufe ihrer Erlebnisschilderung hervortreten. Interessant an dieser Stelle bleibt der Hinweis auf den schwer fassbaren Umstand, dass Simone in dem Augenblick dieser Formulierung nahe an jenem gerade Erlebten ist, das sie ab dem folgenden Satz nachzuerzählen beginnt. Anders gesagt: Sie ist gerade aus dem eben Erlebten auf irgendeine Weise freigekommen oder sie ist ausgestiegen: ein längsseitiges Verlassen der Liege über den schwingend konstruierten Fußteil – ich habe das in keinem anderen ‚Fall‘ bemerkt – ist keine ganz simple Übung und dürfte ein gewisses Maß an Impulsivität/Schwung erfordern und dann wohl aber trotzdem von merklichem Holpern begleitet sein. Wenn Simone also an dieser Stelle formuliert, was sie braucht und will, dann ist das wie eine Aufforderung über die nun folgende Erzählung zu schreiben. Was sie gerade erlebt hat, stärkt in Simone das Gefühl dafür, was sie braucht: einen genauen, ihr Leben bejahenden Blick von einem Menschen, der nicht sie selbst ist.)

Während Simone ein paar tiefe Atemzüge macht, setzt sie sich auf, streckt die Arme in die Höhe und fängt dann zu reden an. Zu Beginn des nächsten Satzes schließt sie die Augen wieder (wie um den Blick nach innen zu richten) und sinkt auch während der ersten Erzählpassage wieder in sich zusammen, macht einen Rundrücken.

Die Unauffälligkeit des Anfangs

In dem Zusammenhang des Beginns einer „meditativen Reise“ ist dieser Begriff – „unauffällig“ – geradezu auffällig: Zuvorderst nimmt er auf ein Auffallen Bezug, das noch nicht stattgefunden hat. Von einer Meditation wäre (aber) gemeinhin Ruhe und Gleichförmigkeit (Unauffälligkeit also) nachgerade zu erwarten, durch Simones einleitende Beobachtung der Unauffälligkeit findet damit also eine implizite Verneinung oder besser gesagt die Markierung einer Auslassung statt: Die Erwähnung weist auf das (trügerische) Fehlen von etwas, das Auffallen würde, hin. Das Wort „harmlos“ in einem der nächsten Sätze ist der Geste nach verwandt: noch ohne Harm zuzufügen,

und dennoch scheint der implizite Hinweis auf die Fähigkeit enthalten, dazu doch in der Lage zu sein. (Mag auch sein, dass es der Wunsch nach dem Ende dieser Harmlosigkeit, dieser Unrelevanz ist.) „Unauffällig“ legt auch Fährten zu anderen Kontexten nahe, etwa zu klinischen. So kann mit diesem Wording von einer Erkrankung oder einer Schwangerschaft die Rede sein, die im Verlauf (anfänglich) unauffällig ist, oder, im Zusammenhang einer Schwangerschaft, kann (vgl. im ersten Kapitel) diese im direkten Wortsinn noch nicht aufgefallen sein. „Wieder“ enthält möglicherweise neben dem Hinweis auf die vorangegangene Liegung auch einen Hinweis auf (weitere) Déjà-vu-Momente. Im nächsten Satz wird über eine Formulierung, die zunächst als Metapher erkennbar ist ('Runterkommen' als Loslösung von erlebtem Stress oder einfach dem Alltag) eine weitere Tendenz spürbar: Es geht hinunter, wo auch immer dies genauer sein mag (mag es das Frühere, die Entspannung, eine Laune oder das Unbewusste verorten). Als Randbemerkung gibt Simone einen Hinweis darauf, dass der Tendenz und Richtung nach die beiden Liegungen verwandt sind, dabei erneut die Betonung der Tiefe.

Es tut

Bemerkenswert in Bezug auf die Subjekt-Objekt-Position ist die Häufung der Hinweise auf eine „Es“-Dimension. In diesem Kontext tritt hervor, dass Simone ansonsten manche Worte – wie im entspannten, mündlichen Gebrauch von Sprache üblich – 'verschliffen' ausspricht, also mehrfach Buchstaben verschluckt – etwa „d'rüber“ oder „'bracht“ – jedes „Es“ jedoch in Schriftsprache. Zunächst, beim Ersthören, ist meine Assoziation, es würde sich um die Beschreibung eines (atmo-)sphärisch umgebenden „Es“ handeln, durch den Satzteil „tut erst harmlos“ wird die Deutungsfolie um den Aspekt erweitert, es könne sich (auch) durchaus um ein agierendes „Es“ handeln. Da tut ein manipulierendes E(twa)s zuerst unauffällig und harmlos, dann bringt es (einem Lift gleich „hol“-bar) hinunter (auch zu einem Nachdenken über mit *ihm* verwandte Räume oder Situationen, die auch bereits von einem Ding oder sogar einem Un-Ding beeinflusst waren), bringt noch tiefer hinunter als zuletzt und bleibt in und bei alledem dann auch noch unverständlich („Ich habe es noch nicht ganz verstanden, oder kaum“).

Die Verwandtschaft zu einem Aufzug (oder der Richtung nach eher einem Ab-Zug) blitzt in mehreren Begriffen oder Satzfragmenten auf, in dieser Passage sind es im Besonderen jene: Kann es schon passen einzusteigen? – Er ist doch schon geholt! (Ganz in Einklang mit dem Bild der Aufzugfahrt geht es in Passage 2 weiter). In dieser Frage blitzt ein entscheidendes Motiv (Simones) auf: das In-Anspruch-Nehmen einer

herbei-geholten Erfahrung, die mit ihrem Auftreten jedoch Ambivalenzen zündet. (Anmerkung: In weiterer Folge spricht Simone auch davon, selbst ein lange geplantes Kind gewesen zu sein, dessen „Unpassung“ von der Mutter erst im Laufe der Schwangerschaft und nach der Geburt bemerkt wurde. Diese Fährte wird weiter unten aufgenommen).

Simones Schilderung lässt zudem an das Einsetzen von substanzinduzierten Erfahrungen denken, dessen phänomenologische Erschließung bereits bei Michaux (2007), Grof (1983) und Pesata (2002) zu finden ist.¹⁸⁸ Simone scheint also von einer Veränderung ihres Bewusstseinszustandes ergriffen zu werden. Gleichzeitig kommt es mir aber auch so vor, als würde sie selbst diese Bewegung (dies wird auch in späteren Passagen deutlich, vielleicht deutlicher) willkommen heißen und sich in dieses Erleben – diese Übertreibung, um es mit Michaux zu sagen – hineinstürzen, um von ihr (und durch sie) mehr erfahren zu können. Um in einem Michaux-Bild zu bleiben: Simone lässt sich von ihrer Pfeife rauchen, entfaltet dabei aber gerade in der Metamorphose, selbst zum Rauch zu werden, die Fähigkeit zur Wortfindung und kann sich in diese ganz hineinsteigern (vgl. im Fließtext). Im Anflug des Wirkbeginns klopfen nochmals die zur wahrgenommenen Option der Wahlmöglichkeit über einen Eintritt ins Erleben verdichteten, ambivalenten Empfindungen an (etwas zugespitzt kann das In-Frage-Stellen der Intelligibilität des Gestells und der Wiederholbarkeit der Erfahrung/des Ereignisses auch als Manifestation von Abwehrmechanismen – Rationalisierung, Intellektualisierung etwa – gelesen werden). Gleichzeitig, oder auch gleichwertig oder gleichräumig – von jenen widerstrebenden Gefühlen wird auf verwobene Weise berichtet – beginnt ein Sog auf Simone einzuwirken, für den das stärkste kognitiv fassbare Argument (neben dem vorderhand eher pragmatisch anmutenden des Bereits-Geholt-Seins, das ich bereits auf der vorangegangenen Seite im Kontext des Aufzugs-Bildes bespreche) ist, dass er sich „wahr“ *anfühlt*. Dies ist ein Aspekt, der sich mehrfach in Immersantenschilderungen findet, so auch auf ähnliche Weise bei Heiner: „Auch das, was nicht gemeinhin ‚gut‘ ist, fühlt sich gut an, weil es so echt ist, so pur“

¹⁸⁸Besonders anschaulich wird die Beschreibung des Einsetzens einer bewusstseins-verändernden Wirkung allerdings bei Bachelard über die Bande gespielt, der ein Gedicht von Michaux hernimmt, um es sowohl inhaltlich völlig ernst zu nehmen und in seine philosophischen Erkundungen einzubauen, als auch es auf der Meta-Ebene in seinem Wie und Wo des Sagens zu betrachten: „Was mich selbst betrifft, so nehme ich das Bild des Dichters als einen kleinen experimentellen Wahnsinn auf, als eine Spur potentiellen Haschischrausches, ohne den wir nicht in das Reich der Imagination gelangen konnten. Und wie anders soll man ein übertriebenes Bild aufnehmen, als indem man es noch ein wenig mehr übertreibt und die Übertreibung ins Persönliche überträgt? Der phänomenologische Gewinn springt sofort in die Augen: wenn man das *Übertriebene* weitertreibt, hat man einige Aussicht, den Gepflogenheiten der *Reduktion* zu entkommen“ (Bachelard 1980, S. 249).

(vgl. 3.1.). Auch in der Formulierung einer 58-jährigen Immersantin tritt der Kern dieser Aussage stark hervor: „Waren sonderbare Gefühle, aufs Erste hätte ich gesagt, dass sie nicht zu mir gehören, (...) dann aber, dass sie mehr zu mir gehören als (...) das meiste, nur dass ich seltener dort bin. Das ist ein Raum (...) in meiner eigenen Wohnung, in dem ich aber fast nie bin.“ Es ist (in allen drei hier angesprochenen ‚Fällen‘) von einem Empfinden die Rede, das sich trotz einer Unerwartetheit und Fremdheit wie etwas Authentisches und Ur-Eigenes anfühlt. Bei Heiner und Simone legitimiert die Zuschreibung, es handle sich um etwas Wahres/ Echtes/ Pures das Vorkommen negativer Aspekte innerhalb dieses Klar-Raumes (die Ausprägungen sind dabei unterschiedlich: Bei Simone vermittelt das Wahr-Anfühlen, dass es „passt“, in das Geschehen „einzusteigen“, gleichzeitig scheint die diesbezügliche Entscheidungsfreiheit allerdings eingeschränkt, es macht die Chose anders als bei Heiner dadurch noch nicht gut. Bei Heiner, an einer Stelle der Immersionsschilderung, die bereits tiefer im Geschehen ist, scheint durch die Echtheit der Empfindung sogar eine Art Schubumkehr stattzufinden, vgl. ausführlich in 3.1.)

Der „Schlund“, der sich jenseits des Argumentierbaren auftut, erinnert an jene von Pesata (vgl. Pesata 2002) und anderen beschriebenen Momente, in denen sich (oft substanzinduziert) eine Wahrnehmungsintensität einstellt, die einen starken Kontrast zum Ausgangszustand darstellt (vgl. hierzu auch in der Einleitung jenen Abschnitt zu Böhme, darin im Besonderen die Überlegungen zu den Kontrast- und Ingressionserfahrungen). Auch auf der Wortebene finden sich Hinweise darauf, wie kraftvoll und von Außen diese Bewegung einsetzt: Das „Greifen“ der Erfahrung (hier noch als abwehrende Formulierung, dass „es“ *jetzt nicht greifen wird*) wird als Bild spürbar, in dem eine Erlebnisdimension wie mit mächtigen Krallen nach jemandem langt (im nächsten Absatz geht es mit festem Griff weiter, vgl. unten). Die topologische Bestimmung der Räumlichkeit, die sich frisch auftut, ist mit drei Worten umrissen, die deren Ambivalenz verdeutlichen: „weg – da – drinnen“. Zwischen „weg“ und „drinnen“ gestellt, lässt das „da“ ein Spannungsfeld zwischen diesen beiden Polen entstehen. „Weg – Da“ stellt bereits bei Freud das ambivalente Feld der Nähespielarten (des Kleinkindes) dar: Ist die Bezugsperson fort oder ist sie anwesend? Demnach wäre die Frage, ob Simone durch den Sog des Wurmlochs verschwindet oder (für sich selbst) in Erscheinung tritt („wahr“ wird)? „Da – Drinnen“ kann der Hinweis auf einen Ort sein, auf den vor dem Betreten gezeigt werden kann. – Diese Formulierung erinnert an die Beschreibung Sloterdijks, wie der Innenraum des Uterus zuweilen auf eine Weise erforscht wird, die immersiv und (selbst-)bewacht zu gleichen Teilen ist, vgl. Sloterdijk

1998, S. 275ff. Im weiteren Verlauf finden sich jedoch einige Hinweise gegen diese Annahme des (halb-)starken Ichs, das durchgehend eine Position der Beobachtung behält (und sei es auch bloß nebenbei). In der Wiedergabe der intensiven Erfahrung selbst geht eine gewisse Meta-Ebene verloren, die Worte wirken zunehmend (besonders ab Passage 3.2.) ungewandt, der Druck, sie aussprechen zu wollen, jedoch gesteigert. – „Wo die Union sich *in actu* vollzieht, dort sind Darstellungs- und Deutungsprobleme fern. Solche treten erst auf den Plan, wenn es gilt, den sprachfreien Zustand an sprachliche Prozesse anzuknüpfen“ (Sloterdijk 1993, S. 69). In diesem Zusammenhang ist die Beobachtung noch interessant, dass Simones gesamte Schilderung starke Schwankungen aufweist: Über weite Stellen ist sie ganz in der Erfahrung, dann scheint wiederum für einige Momente ein Deutungsbedürfnis Oberhand zu gewinnen. Diese Schwankungen dürften mit der Sonderposition zu tun haben – nicht mehr direkt in dem Erlebnis zu sein, den Raum, den dieses eröffnet (hat), allerdings auch noch nicht wieder (ganz) verlassen zu haben. Eine weitere Art zu Schwanken kann auch mit diesem Zwischen-Raum oder -Zustand zusammenhängen: An manchen Stellen wirken Sätze wie in ihrer Chronologie verwirbelt, und sie tun dies stärker, je intensiver das Erleben (von dem sie berichtet) zu werden scheint. (Letzteres wiederum ist ein Eindruck, der in mir wohl erst durch Simones eigenen Hinweis – *hierin dokumentiert sich die doppelte Ebene (mal im Erlebnis, mal beim Versuch, es zu verstehen) erneut!* – entstanden sein mag, vgl. dazu am Ende des Transkripts.¹⁸⁹) Ich versuche in meiner Interpretation das Potenzial dieser Sprünge zwischen geordnetem und weniger geordnetem Erzählen mitzudenken. – Eine Weise, damit in Resonanz zu geraten, ist die, dass ich zwar in der Hauptsache dem Gesamtfluss des Erlebnisses zu folgen versuche, daneben aber immer wieder auch das Fragmentarische ihres Erlebens/In-Sprache-Fassen-des-Erlebens ernst nehme und bestimmte Sätze oder Passagen zuvorderst für sich genommen betrachte und ihre Verortung als flexibel in der Gesamterzählung imaginiere.

Simone, Passage 2 [Direktanschluss an obige Passage:]

Dann hat mich aber ein heftiger Schmerz – in mich, es war, als würden mein Kopf und Brustkorb im Schraubstock feststecken, in einer Halte-Vorrichtung, göttlicher

¹⁸⁹ „[E]s fühlt sich an, als wär' ich mit dir nochmal durch alles durch – vielleicht in herumgewirbelter Abfolge aber alles – ich fühle mich als wäre alles gesagt (Simone, vgl. Ende des Transkripts, Passage 6)“. Hierbei ist in meiner (Selbst-)Beobachtung vielleicht interessant, dass mir im Mit-Zustand (quasi der Ko-Dröhnung) der Verlauf völlig fluide erschien. Jedes Wort war am passenden Platz. Erst im Versuch der Interpretation kann ich Simones Hinweis nachempfinden.

Würgegriff, ich hab' keine Luft mehr bekommen ... schnappen – und das Hirn – ganzes System war unterversorgt, ging so weit, dass ich nackte Panik hatte – Luftschnappen, hier [*deutet auf den Brustkorb*] – aber wie auf LSD wusste, ich komme da nicht raus, indem ich den Raum verlass'. Den Raum nicht verlassen können, diesen kleinen stickigen immer zu engen Kabinenraum. Die Erfahrung nicht (3) mich nicht entziehen können – ich muss durch was durch(2)leben, um da raus zu kommen. Da ist einfach nichts und niemand mehr, außer ich und meine einsame Panik. Die Dosis zu hoch ... oder z'tief, einige Etagen zu tief z'rück, 'hunter geholt ins Höllenfeuer und jetzt bin ich so d'rauf ... und nichts kann mich erlösen bis die Dosis ... abgearbeitet ist. [*Streichen über die eigenen Arme*] Aber es ist noch lange nicht die letzte Etage.

Eines der dominanten Bilder bleibt – auch in dieser Passage – das eines Aufzugs, dessen enger, stickiger Kabinenraum in einem nicht näher erfassbaren Unten (vielleicht zwischen zwei Halten, mutmaßlich eines unterirdischen Gebäudeteils) feststeckt. (Seit S. Freud ist die Uterus-Verwandtschaft von Metaphern, die sich auf das Erdinnere beziehen, naheliegend.¹⁹⁰) Auch der phasenhafte Verlauf stärkt die Verwandtschaft zu diesem Bild: Gleich den Etagen eines Aufzugs geht die Fahrt oder Entwicklung voran/hinab/auf einen Ausstieg zu. In das Aufzugsbild mengt sich (ebenfalls erneut) das der Drogenerfahrung bei/ein, wobei nun die Droge des Vergleichs auch beim Namen genannt wird: LSD. Der Aspekt, der hier zum Vergleich einlädt, ist allerdings vorerst ausschließlich und stark negativ konnotiert: die nackte Panik der Gefangenen, für die es keinen (nahen) Ausweg gibt. Der einzige Ausweg, den Simone erkennt, ist der, sich auf die Ausweglosigkeit einzulassen (sic!) und die tiefere Chance darin zu ergreifen. „Durch was Durchleben, um da raus zu kommen“, die *Dosis abarbeiten*. Auch in diesen Formulierungen greifen die Metaphern des Aufzug-Fahrens und der psychogenen Erfahrungsdimension(en) spielerisch ineinander: drauf sein und hinunter fahren, die letzte Etage noch nicht erreicht haben und zu hoch dosiert zu haben. Da die Wirkung der Substanz oder des Mediums gerade einsetzt, ist (noch) zu erkennen, dass es um einiges tiefer gehen wird – eine Ebene der Berichterstattungsfähigkeit, die in weiterer Folge schwinden wird (müssen): Dies ist Simone zugänglich.

¹⁹⁰ Begriffe: Erde – Mutter, alle Innenräume für das weibliche Geschlecht, etc. (vgl.. Freud 1913).

In dieser Passage fällt ein Übergang des Erzählmodus in einen, der phänomenologisch zunehmend am Leib orientiert oder interessiert ist, auf. – An die Stelle von „Konfusion“ und Vorwürfen der Unterforderung des Intellekts treten (teilweise körperteilgenaue) Schmerzbeschreibungen, die auch das Auflösen einer rigiden Grammatik mit sich bringen (letzteres eine Tendenz, die mit dem Schilderungsverlauf noch zunehmen wird). Zudem (mit dem Hervortreten der Körperlichkeit gut vereinbar) treten Hinweise auf pränatal lesbare Vorgänge oder Empfindungen nun verstärkt auf: Simones Ringen nach Luft ist ein starkes Motiv dieser Passage (vgl. unten). Der ‚Austritt‘ aus dem Uterus in die Welt der Geborenen ist mit Schnappen nach Luft verbunden. Wird hier ein rückläufiger Medienwechsel (vom „erwachsenen“ luftatmenden zurück in ein pränatales Wasserwesen) imaginiert, so ist es naheliegend, dass jener sich in denselben Organen(-bahnen) bemerkbar macht/machen kann.¹⁹¹

Es gibt Besonderheiten in jenen Beschreibungen/Worten/Bildern, die in Simones Schilderung auf pränatale Erinnerungsspuren hinweisen, die besonders im Vergleich zu den uterinen Räumen anderer Immersanten auffallen. So entsteht die Anmutung, dass die Erinnerungen, von denen Simone berichtet, alle aus den letzten Wochen der Schwangerschaft stammen – sie beginnt bereits in einem Zustand, der um Enge und Ambivalenz weiß. Eine gänzlich wohlige, ozeanische Weite-Phase kommt nicht in ihrer Erzählung vor. Dafür kann es mindestens zwei Gründe geben: Es war eben nicht wohligh im Uterus, dem Simone innewohnte, oder aber – aus welchen Gründen auch immer – das Erinnern aus jener Zeit, in der unter anderem Enge und Ambivalenz (zu anderen vgl. im Verlauf) dominant waren, ist ihr leichter erreichbar¹⁹².

Beim Wort „Haltevorrichtung“ greift sich die bis dahin ruhig mit an den Seiten herabhängenden Armen dasitzende Simone erstmals selbst an: sie fasst sich mit beiden Händen zuerst an den Kopf (an die Schläfen), kreuzt dann die Hände vor dem Gesicht und umfasst anschließend ihren Oberkörper, die rechte Hand am linken Schulterblatt aufliegend und die linke am rechten. In dieser Position (die mir wie eine Selbstumarmung vorkommt) bleibt Simone in der Folge für mehrere Minuten, während sie weiterspricht.

¹⁹¹ Erst das Transkribieren zahlreicher Immersantenschilderungen hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass sich häufig „was mit der Lunge tut“. – Diese Formulierung ist einer Aussage von Angelika, 71, entnommen. Auch Heiner (vgl. erstes Kapitel) spricht von Auswirkungen auf die Atemwege.

¹⁹² Diese Frage danach, warum (in)dividuell eine bestimmte emotionale Dimension der frühen (Seelen)Landschaft besser erreichbar ist, als eine andere, wird in Kapitel 5. der vorliegenden Studie ausführlich Thema.

Göttlicher Würgegriff und Höllenfeuer

Weiters (zum Pränatalen hinzukommend) fließen in Simones Schilderung mit dem Einsetzen der intensiven Erfahrung Worte ein, die eine spirituelle Konnotation aufweisen. Vielleicht ist spirituell dabei nicht der passende Ausdruck: Es ist eher eine konservativ-katholische oder alttestamentarische Anmutung enthalten; ihre religiös konnotierten Bilder scheinen allesamt zumindest ambivalent (wenn nicht sogar ausschließlich negativ) behaftet zu sein. Das Einsetzen des Hinein-Kommens in eine innige, intensive Erlebnisdimension ist mit Schmerzen verbunden. Die Schmerzen sind mit einem Gott assoziiert, der würgt, sowie mit der Hitze des Höllenfeuers, in das es „z’rück, ‘nunter“ geht: „ambivalent“ ist also bei Lichte betrachtet eine Untertreibung, denn der Gedanke, dass wir nicht nur bei schlechter Lebensführung in einer Hölle landen, sondern sogar vor dem Leben (als vorweggenommene Strafe nachgerade!) dort beginnen – es geht bei Simone ja *zurück hinunter* – ist schauerhaft. Dieser Gedanke regt die Frage an, was zu diesem gemeinsamen Auftauchen von Uterus- und Höllen-Bildern führt – ich nähere mich ihr in Etappen an (vgl. im Fließtext), die erste Überlegung (im nächsten Absatz) legt eine Fährte zur Verwandtschaft beider Systeme mit dem der Depression.

Im Schmerz fühlt sich Simone wie in einer Haltevorrichtung, was zunächst nach einer Ressource („Halt geben“) klingt. Allerdings ist die Umschließung zu fest, und sie assoziiert mit jenem Schraubstock-Gefühl die Nähe eines würgenden Gottes. Was Simone schildert, erinnert an Sloterdijks Beschreibung von Anti-Sphären. „Da ist einfach nichts und niemand mehr, außer ich und meine einsame Panik“ (Simone, vgl. oben). Es wird zum Referenzpunkt für die Antisphäre (sensu Sloterdijk): „Die Mitte der Hölle ist der Punkt in der Welt, von dem aus die Unerreichbarkeit der Welt für den, der dort ist, angeschaut werden kann“ (Sloterdijk 1999 S. 617 f.). Weiter heißt es bei Sloterdijk: „Wer die Exzesse von Angst und Engeschmerzen aus Erfahrung kennt oder sie sich zumindest für sich selber vorstellen kann, ist immer schon erreichbar für Botschaften aus der dunklen Dimension“ (Sloterdijk 1999, S. 624).

Gott ist bei Simone der, der würgt, und die tiefen Etagen ihres Empfindens gleichen dem Inferno. Hier greifen vorderhand (Impressionen von) (negative/r) Vorgeburtlichkeit und (negative/r) Spiritualität ineinander. Bei eingehender Betrachtung vermengen sich diese beiden Ebenen jedoch (mit Sloterdijks Unterstützung) zu einer Theorie über Depression. Konkret gesagt ist dies vielleicht sogar eine Theorie über die Ursprünge von (Simones) Depression oder anders gesagt über den Zusammenhang von pränataler Dröhnung und Depression (vgl. im Fließtext ausführlicher).

Wo oder was ist dieses „Höllenfeuer“, das von Simone „nicht verlassen werden kann“, das sie „im (...) Würgegriff“ hat? Ist hier ein Schmelztiegel mehrerer Topoi gefunden? Simones Erfahrung scheint die Erfahrungsräume *Uterus*, *Gottesnähe*, *Drogenerfahrung* und *Depression* zu vereinen. In der Zusammenführung dieser Dimensionen wird Simones Satz tiefer verstehbar: „*Nichts kann mich erlösen bis die Dosis ... abgearbeitet ist*“ – Ein Uterus, der (im Regelfall) erst verlassen werden kann, wenn die Brutzeit beendet ist. Ein Gott, der erst erlösen kann, wenn die zu Erlösende dazu bereit ist, einen Gott zu denken¹⁹³. Eine Droge, die eine Erfahrung eröffnet, die zur Gänze durchschritten werden muss – sie kann nicht nur für den raschen und/oder positiven Effekt genommen werden, und es gibt auch kein rasches Gegenmittel, die Dosis ist dann abgearbeitet, wenn auch die unerwarteten oder unerwünschten Phasen abgeschritten sind. Die Depression, für die bis zu jenem Zeitpunkt, in dem sie vorbei ist, kein Ausweg vorstellbar ist. Als Gemeinsamkeit oder Schmelzpunkt dieser Felder erscheinen die Nicht-Banalität des Unterfangens („*höher oder tiefer*“ liegt die Ebene, sagt Simone, jedenfalls nicht in der mittleren Lage) sowie die Abgrenzbarkeit oder Abgeschlossenheit seines Erfahrungsraums. Nicht nur die Gefangenheit/der Käfig des augenblicklichen Zustands ist evident, auch ein Zurück ist nach vollzogener Erfahrung nicht ohne Weiteres möglich. Anders verhält es sich jedoch mit der Eintrittsöffnung, die – wie bereits thematisiert – im Nebel zu liegen scheint. Im Gegensatz zum markierbaren Moment der Erlösung, ist *der Anfang unauffällig* (vergleiche oben).

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ ist sowohl im Markus- als auch im Matthäus-Evangelium an hervorgehobener Stelle als einer der letzten Sätze Jesu niedergeschrieben. Dieser Satz fällt mir zu Simones Schilderung ein (und auf Nachfrage in einem späteren Gespräch spricht Simone davon, dass sie besonders durch „alle Großeltern“ katholische Prägungen erhalten hat). Der emeritierte Papst Benedikt der IV. hielt in seiner Zeit als amtierender Papst eine Generalaudienz¹⁹⁴, in der er in diesem sehr bekannten Satz eine Lesart betont, die nachgerade psychoanalytisch anmutet: dass nämlich in der Klage um die göttliche Verlassenheit jedoch auch die Gewissheit um dessen Antwort enthalten ist (sonst würde Jesus nicht

¹⁹³ Hier ist der Sinn von Religion im Kern angesprochen, sehr verkürzt gesagt: Religionen sind Konstrukte, die erst dem oder der, der die Imaginationsleistung (aus welchen Gründen auch immer) erbringen möchte, an einen Gott zu glauben (etc.), zugänglich werden. Eine gewisse Nähe besteht auch zu Heideggers resignativem Stehsatz „Nur ein Gott kann uns noch retten“ – in dem immerhin gut herauskommt, dass dort, wo die Enge oder Bedrohung als allzu groß empfunden wird, die Hoffnung auf einen erlösenden Gott beginnt bzw. beginnen kann. Dabei fällt mir auf, dass dieses Bild gar nicht schlecht zu Simones Schilderung passt, allerdings ist hier der erdachte Gott bereits ein Teil der Misere, er hält sie ja im Würgegriff! So gilt es also, den Lauf der Dinge (das Schwinden der Dosis) abzuwarten.

¹⁹⁴ https://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/audiences/2012/documents/hf_ben-xvi_aud_20120208.html Nachgesehen im September 2015.

an Gott adressieren). Ähnlich könnte Simones Würgegriff Gottes gelesen werden: Ihre katholische Prägung ist eine so tiefe bzw. frühe, dass in Simones Einsamkeit dennoch die Präsenz eines Gottes verspürt wird. – Nun, er fühlt sich wie ein Schraubstock an, aber es *ist* immerhin ein Gott.

Bezüglich der Frage danach, was oder wer in Simones tiefen Schichten präsent ist, erscheint (an dieser Stelle) jedenfalls eine höhere Macht, etwas (oder jemand), der um Simone herum anwesend ist. Nun wissen wir seit Freud, dass das Unbewusste trickreich ist und zuweilen mit Verkleidungen arbeitet. Die Macht, die Simone enthält, könnte durchaus auch ihre Mutter darstellen. Da in der pränatalen Welt jedoch, wie gesagt, nobjekthafte Zustände herrschen, muss die Gleichsetzung „Mutter = Umgebung“ keine dem Bewusstsein zugängliche sein. Für die von *unten* her erinnerte Umgebung ergibt sich jedenfalls eine erste Ahnung, dass eine Anmutung von höllisch dabei gewesen sein kann.

„Meine einsame Panik“ – diese Formulierung weist auf die letzte hier noch unbedingt zu erwähnende Gemeinsamkeit der besprochenen Räumlichkeiten hin: In der Fruchtblase, dem missglückten Drogenrausch, der Depression, dem Würgegriff Gottes (und im Tod) ist der Mensch letztlich alleine. Eine Lesart dieser (der gesamten) Schilderung ist die, dass es sich um eine Phänomenologie von Simones individueller Einsamkeitspanik handelt (ein Gedanke, den ich weiter unten nochmals aufgreife). Für den umgebenden Gott bedeutet dies eine anwesende Abwesenheit oder eine abwesende Anwesenheit – jedenfalls eine zutiefst ambivalente oder übergegensätzliche Positionalität oder Medialität. Äquivalent verhielte es sich mit der Umgebung durch die bzw. der Nähe der Mutter.

Die Schilderung des ersten Ankommens in einem Innen schließt Simone mit dem vieldeutigen Hinweis auf das Wissen um die Steigerbarkeit. Die Reise geht noch (weitere Etagen) tiefer, bevor es aus diesem Panik-Room (wieder) hinausgeht.

Simone, Passage 3 [Direktanschluss an obige Passage:]

3.1	Fetzen und Trümmer ham sich an meinen Körper gepresst [<i>ihre Stimme wird rasch und laut</i>] die flogen an mich dran, leuchtrot und neon-orange, die haben mich weg(ge)tan, ah -tragen, mein Körper war wie von einer Invasion bedrängt, alles wurde an den Körper gepresst ... bis ich ihn nicht mehr als
-----	--

meinen gespür- [*bricht ab*] (2) immer schneller ging das ... wie mitten in einem Feuerstrahl zu sein ... aber alles mit einer Richtung oder Drehbewegung ... muss wo ein Ziel ... alles tut aktiv was, steuert, aber werde mitgerissen. Dreck um mich

3.2. herum, Hitze, flackernder Dreck- ahm- Partikel, wie Teile, die leben aber die nicht zu mir gehör'n. Halb bekannt. Es strömt, aber - - (2)

3.3. Wirbelsäule. Hab' ganz starke Körpersensationen, spür' die einzelnen Einzelteile. Ein Vibrieren der Nieren, wer hält mein Herz in der Hand und lässt's pulsieren (3) [*laut hörbares Luftausstoßen*] - Herz klopft von Außen gesteuert wie wild [*Starkes Gestikulieren*, siehe Fließtext], in dem Rhythmus, wie wenn wer anderer Herz zusammen presst und Hand dann wieder entspannt. Rhythmus ist ein ge- ein gemeinsamer, ein ganzer, gemeinsam ist Rhythmus. Voll drauf, ganze Wahrnehmung scharf gestellt, Haut kribbelig, Momente wie

3.4. Wurmlöcher, zeitlos – (8) Haut ist auf (2) fallend, so, ja heiß, irgendwie dehn- – (9) jaaa, komm' mir wie ne Amöbe vor. (35) Ohren sind beschlagen, zu hören ausschließlich dieses Herz schlagen(d). Pochen ist wild überall. (25) [*Gestik*] In meinen Händen pocht's jetzt – (4) im Schoß.

In dieser Textpassage 3 ändert sich erst die Art der Bewegtheit, dann die Erzählzeit (vgl. unten). Auf Ebene der Störungen eines psychischen Gleichgewichts erinnert diese (gesamte) Passage 3 daran, wie von Panik-Attacken Betroffene den Beginn einer entsprechenden Episode beschreiben. In Simones Beschreibung sind zahlreiche Hinweise auf sowohl Furcht (oder Angst oder Panik) wie Depression vorhanden.¹⁹⁵ Unter massivem, als von außen auf den Organismus auftreffend empfundenem Druck wird etwas eingeleitet (die Geschwindigkeit steigert sich), das infernoartige Anmutung hat. Gleichwohl passiert mit Simones Körper und Simones Körpersprache eine bemerkenswerte Veränderung.

¹⁹⁵ Depression (vgl. dazu im Kontext der vorangegangenen Passage) und Angst treten häufig gemeinsam auf, für einen Überblick über die Komorbidität(en) diverser Erscheinungsformen von Depression, Panik, Angst etc. vgl. das Herausgeberwerk von Laux et al. (2002).

Im Feuerstrahl einem ungewissen Ziel entgegen

Diese Passage (3.1.) wird durch eine Veränderung hinsichtlich des Modus der Bewegung eingeleitet. Simones Sprache bleibt stark metaphorisch, wobei innerhalb der Bilder die Hitze-Komponente Bestand hat („leuchtrot und neon-orange“, „Hitze“, „flackernder Dreck“ etc.), die zunächst statisch anmutenden Bilder weichen allerdings einer starken Drift. Simone ist nun in einem (glühenden) Fluss enthalten, der ein unbekanntes Ziel ansteuert, von dem ein Sog ausgeht.

Massive Bestandteile eines verfallenden Außen (Trümmer) sowie leichtere und eventuell sich anschmiegendere Teile (Fetzen) bedrängen Simone in rasantem Tempo. Mächtigkeit und Geschwindigkeit drücken sich neben der Wortebene auch durch Simones Stimmklang und Geschwindigkeit aus. „*Die haben mich weggetan*“ ist dabei ein wunderliches Satzfragment, Simone bessert den Begriff selbst rasch nach. Dem „Weggetan“-Haben haftet im Vergleich zu dem nachfolgenden Weggetragen-Werden bei ähnlicher Passivität auch noch etwas Verdinglichtes sowie der Tendenz nach etwas Negatives an. Im Spektrum der (Vor-)Geburtsmetaphorik rückt die Idee von Abtreibung in die Nähe (weggetan haben oder wegmachen lassen), ein Gedanke, den Simone selbst konkret an einer späteren Stelle aufgreift¹⁹⁶, bzw. finden sich im Verlauf noch mehrfach Stellen, die eine gewisse Nähe zu diesem Thema aufweisen (dazu im Verlauf ausführlicher). „Wie von einer Invasion bedrängt“ ist der Körper am Beginn der schwangerschaftseinleitenden Phase durch einen sich im Zirkelschluss mit dem mütterlichen System stetig aufschaukelnden endokrinologischen Status (vgl. an späterer Stelle ausführlicher).

Durch die Sensationen von außen taucht der „Körper“ in der Wahrnehmung bzw. explizit im Verbalisieren auf: Dreimal wird er namentlich an- oder ausgesprochen und markiert damit einen Spalt zwischen der manifesten, angreifbaren Simone und einem nur irgendwie mit-gemeinten Rest, der noch passiver (als der Körper) mitbewegt wird, ohne sich wehren zu können. Ihrem Körper stellt Simone sprachlich „mich“ entgegen, als würden diese beiden Begriffe Unterschiedliches bezeichnen. Diese Abspaltung steigert sich: zweimal wird er als „mein Körper“ bezeichnet – sie ist zwar nicht ihr Leib, besitzt ihn aber noch, beim dritten Mal findet er als „der Körper“ Erwähnung, und sie fügt ausdrücklich hinzu, dass ihr nun sogar das 'Eigentumsrecht' abhandengekommen scheint – dann bricht der Satz ab (und ich höre Simone einmal kräftig schnaufen). Das

¹⁹⁶ Simone nimmt am selben Tag zu einem weit späteren Zeitpunkt (bereits wieder in den Schuhen) quasi auf der Türschwelle darauf Bezug, dass sie seit einem vorzeitigen Schwangerschaftsende vor etwa 3 Jahren öfters Alpträume habe, die sie an das eben Erlebte erinnern. Ich nehme hierauf in einem späteren Gespräch mit ihr, vgl. im Kontext von Passage 4 ausführlicher Bezug.

erinnert (mich) an Beschreibungen von außerkörperlichen Erfahrungen (out-of-body experience)¹⁹⁷.

Auch das, was den Körper berührt, penetriert und bewegt, wird als Materie anschaulich: einerseits vergleichsweise körperschmeichelndes Material, andererseits harte und klobige Bruchstücke (eines möglicherweise vormals Ganzen); alles in knalligen Farben, deren Nuancen schon wegen des starken Kontrasts zum intensiv-blauen Liegenraum ins Auge stechen: rot und orange wie Flammen oder wie unerwartetes Licht („Neon“-Röhren in einem Kreißsaal z. B.). – *Der Körper* erlebt zahlreiche Reize intensiv, die sich nicht beobachtbar im Raum befinden. Im Gegensatz dazu wird Vorhandenes – blaues Licht und die Töne eines immersiven Klangprogramms – erstaunlich bemerkenswert ausgeblendet (dazu im nächsten Absatz). Die starke Zuordnung zu Symptomen des Körpers erinnert an Schilderungen von Panikattacken – Betroffene schildern starke Reaktionen, unter anderem Beklemmungen des Brustraums. Gestisch bleibt Simone in diesem Teil der Schilderung statisch: Sie umarmt sich nach wie vor; bei der zweifachen Erwähnung von „Dreck“ (der sie umgibt) macht sie eine tatsächende Bewegung.

Ein Wechsel

Zuvorderst fällt (in der Gesamtbeschau der aktuellen Passage) der Wechsel in der Erzählzeit auf. Ähnlich wie bereits im vorangegangenen Kapitel beschrieben – Heiner ändert bereits in oder nach dem ersten Satz die Erzählzeit (ein einziges „war“ wird bald vom Innen, das anzieht und dem „ich will“ abgelöst), Marie wechselt auch, jedoch bloß temporär für die metaphorisch dichte Schilderung ihrer Kindheitserinnerung (von Zeile 68–70) – wechselt auch Simone in die Gegenwartsform, als ihr Erzählstrom sich verdichtet. Dieser Bruch kennzeichnet eine erste (Unter-)Teilung in der Passage („Mitten in einem Feuerstrahl“ kennzeichnet dabei den Bruch in der Erzähldynamik). Im zweiten Teil ist der aktive Wirbel (in) der Umgebung beschrieben. Im daran anschließenden dritten Teil vollzieht Simone erst eine Drehbewegung in die Wahrnehmung der eigenen „Einzelteile“, dann tun sich die vereinzelter Organe zu einem gemeinsamen Rhythmus zusammen.

Als Übergang von Passage 3.1. zu 3.2., von der Vergangenheit in die Gegenwart, stehen (von abgehackten Worten und Lauten gerahmte) Satzfragmente, in denen Simone die Zeit ausspart und das „Aber“ betont, den Kontrast zwischen sich und ihrem Außen. Die Prosodie ihrer Schilderung (sehr rasch und klanglich wirr anmutend) gibt Hinweise darauf, dass ein Erzählmodus abgelöst wird. Die rasante, zum Kontrollverlust führende Drehbewegung findet sich in Inhalt und Form dieser Sequenz. Die markanten

¹⁹⁷ Das abgespaltene Wahrnehmen der Leib-Seele-Einheit im Trauma wird ausführlich Thema bei Levine und Frederick Thema (vgl. Levine & Frederick 2007).

Worte dieser Fragmente sind (neben dem „Aber“): „Richtung“, „Drehbewegung“, „Ziel“, wobei sich das in der Folge explizit beschriebene Gefühl des Passagier-Seins hier noch stärker darin dokumentiert, was fehlt – zuvorderst einer Syntax dieser Sequenz –, als in den vorhandenen Worten. Die Unklarheit in der Satzstellung verrät die Verwirrung bezüglich einer Positionalität Simones im gegenwärtigen Erlebnis, das „Ich“ fällt dort auf, wo es fehlt: „alles tut aktiv was, steuert, aber [ich] werde mitgerissen!“ In einem Feuerstrahl geht es rasant und mit schwindlig machender Bewegung auf ein Ziel zu. „Mitten“ in dieser Bewegtheit drinnen ist Simone jedoch selbst passiv; einem Ziel zueilend, hat sie keine Ahnung davon, wo dies sein wird.

Was ich als zweiten Teil dieser Textstelle 3 markieren möchte (bzw. auch grau markiert habe), ist relativ kurz, umfasst nur etwa zwei Zeilen, von „*alles tut ...*“ bis „*es strömt, aber--*“ und zeichnet sich vorderhand durch den vollzogenen Wechsel in die Gegenwart aus. Es scheint sich in dieser Passage eine Art Schleuse innerhalb des fluiden Geschehens zu öffnen – hier ist der Eintrittspunkt Simones zurück in den Raum markiert, aus dem sie berichtet (sie ist wieder ganz ins eben Erlebte vertieft).

Zweimal in dieser Sequenz spricht Simone von „Dreck“, was (mich) zusammen mit der Beschreibung, „Teile, die leben aber die nicht zu mir gehör'n“ an die Plazenta denken lässt. All jene Bestandteile der Gebärmutter, die mit dem Fötus aus der Mutter hinaus und ans „Licht der Welt“ drängen, sind gewissermaßen lebendige und dennoch nicht (über)lebende Begleiter im Geburtsprozess. Bei Sloterdijk heißt es im Zusammenhang mit der Plazenta, für die er auch die Begriffe „der Urbegleiter“ und „das Mit“ verwendet (vgl. auch in 2.2.): „Darum bleibt es bis zuletzt wichtig, das Mit als wesenhaft namenlos und erscheinungslos zu begreifen – wir würden zurückprallen, wahrscheinlich mit dem Ekel kämpfen, wenn das schwammige Etwas, so wie es für die Augen gegeben wäre, uns zu Gesicht käme – dieses elendste Phantom in der Oper der Eingeweide. Wir würden uns erinnert fühlen an Sartres Analyse des Klebrigen (*le visqueux*), bei dessen Berührung wir, anders als beim Eintauchen in klares Wasser, ein Anhaften erleben, das uns als obszöner Anschlag auf unsere Freiheit erschiene“ (Sloterdijk 1998, S. 362/363). Die anschmiegsame, Widerwillen auslösende Materie, von der Simone sich begleitet fühlt, erzählt von jener Ambivalenz, die in späteren Räumen und an späteren Schwellen die Erinnerung an frühe Topoi und Übertrittserfahrungen auslösen kann: umgeben von halb fremd, („halb bekannt“) Anmutendem, das Nähe sucht. Anders gesagt: Was sich in den Intim-Raum drängt, als hätte es dort „von früher her“

Berechtigung, vermittelt (dadurch) ein dissoziatives Gefühl (vgl. dazu im Kontext mit Sequenz 3.3.).

Neben der Uterus-Plazenta-Metaphorik ist das Inferno-Bild des depressiven Menschen nahe – umgeben von nicht zugehörigem, depersonalisiertem Dreck, (sowie auch selbst nicht ganz bei sich) geht es immer tiefer in einer Tiefwärts-Spirale. Oder auch: zwar von Lebendigem umgeben, doch selbst nicht Teil dieser Lebendigkeit, ausgeschlossen von Entscheidungs- und Kommunikationsprozessen. Um Simone herum *strömt* Lebendiges, *aber* ihr stocken Atem und Sprache. Die Schwelle in die Gegenwart markiert auch den Eintritt in eine verdichtete Passage, in der fortan jedes Wort betont ausgesprochen wird (keine verschluckten, unverständlichen Wörter mehr), die ausgesprochenen Worte jedoch verknappt werden – Artikel werden eingespart und die Sätze werden kürzer.

Körper wird sprechend [Passage 3.3.]

Dieser Erzählteil (3.3.) weist eine auffällig andere Prosodie als die gesamte restliche Schilderung auf. Simone verlangsamt ihre Sprache, gleichzeitig betont sie nun einzelne Worte und hält an mehreren Stellen inne (ein Verweilen, das nicht wirkt, als würde sie nach einem Begriff suchen, sondern mehr wie ein Nachspüren in die Worte hinein). Zudem sind Simones mimische und gestische Gebärden in dieser Passage auffällig anders. Sie formt öfters Gebilde mit beiden Händen oder berührt ihren eigenen Körper (als würde sie auf Regionen hinweisen). Simone ist während dieser Passage in einer schneidersitzenden Position (bis sie sich in der mehr als halbminütigen Pause umlegt, vgl. unten) und neigt sich auf rhythmische Weise vor und zurück. Diese Bewegung scheint zuvorderst aus ihr heraus zu kommen (und nichts mit einem Neigen zu mir hin zu tun zu haben), darin gibt es allerdings drei Momente, in denen sie mit beiden Händen (mit geschlossenen Augen) eine Greifbewegung in meine Richtung macht, die Berührung jedoch eine angedeutete bleibt. Auf diese Besonderheiten im Erzählen nehme ich im Fließtext noch Bezug, zudem ist diesem Move des sprechend werdenden Körpers, der auch bei anderen Immersanten auftritt, ein Exkurs gewidmet, der an eine Interpretation von Simones Passage anschließt.

Das erste Bezugssystem für die Verortung ihrer Einzelteile stellt die Wirbelsäule dar. Zentral und kräftig, ist kein weiteres Wort zu ihrer Beschreibung nötig. Die Körperteile werden als singulare Zellen erlebt, wie die Doppelung „einzelne Einzelteile“ betont, deren Stimulation unverbunden passiert. Die Nieren vibrieren reimschön, durchaus

auch von der AlphaLiege direkt angeregt (was an den Lautsprecherboxen im Gehäuse liegt). Auch auf Höhe des Brustkorbs befinden sich Ton-Abgeber im Liegencorpus, wobei sich besonders die Vibrationen der dunklen Bass-Töne von der Rumpf- und Brustkorb-Gegend ausgehend im Immersanten-Körper ausdehnen – so viel zur Animation durch das Material. Von der Wirbelsäule scheint die Körpersensation wie unverbunden zu den Nieren zu springen. Simones Gestik ist bis zu dieser Stelle unauffällig bzw. schwach ausgeprägt – der Kontrast wird im Einbeziehen ihres/des Herzens deutlich. Simone gestikuliert in dieser (nun folgenden) Sequenz sehr stark, sie formt mit beiden Händen ein Herz, das sie schüttelnd bewegt (die Besonderheiten von Simones Performanz werden im nächsten Absatz ausführlich Thema.)

Die Betonung des Wortes „wer“, lässt den Satz „wer hält mein Herz ...“ zweideutig werden: Es ist eine Feststellung, dass irgend-wer, eventuell jemand, dessen/deren Tun schwer zu erfassen sein mag, ein Wer, das mehr eine Macht als eine Person ist, Simones Herz hält und es pulsieren lässt; es ist aber auch eine Frage nach dieser Macht oder diesem Wesen – „Wer hantiert an meinem Herzen?“

Rhythmus ist ein gemeinsamer – gemeinsam ist Rhythmus

Gleich darauf, nach einem Stoßseufzer, verliert Simones Herz den Artikel, von jetzt an heißt es: „*Herz klopft.*“ und bald darauf, ebenso artikelfrei: „*Herz wird zusammengepresst.*“ Gegengleich wird auch „– Hand“ zu einem für sich alleine stehenden Organ/Wort. Meine erste Assoziation dazu, vielleicht des Klanges wegen, ist ein Gedicht von Celan, das einem Briefwechsel mit seiner Geliebten, Ingeborg Bachmann, entnommen ist. Das (gemeinsame) Schweigen verdeutlichend, heißt es dort: „Lippe wußte. Lippe weiß. / Lippe schweigt es zu Ende.“¹⁹⁸ Bei Celan wird dadurch die Unzuordenbarkeit der Lippe, die weiß und schweigt, verdeutlicht. Zwar als Wort in der Einzahl, spricht es doch die „– Lippe“ der Geliebten und die eigene an. Ebenso scheint es sich mit Herz und Hand zu verhalten: Es geht um ein *pulsierendes/klopfendes* Organ und um eines, das *pulsierend/klopfend* macht. Sind im ersten, dieses Phänomen besprechenden Satz sowohl Herz wie Hand noch zugeordnet – das Herz ist eindeutig das von Simone, die Hand gehört zu einem nur vage bestimmbar „Wer“, das jedenfalls verschieden von Simone ist – so löst sich diese Ordnung im zweiten diesbezüglichen Satz auf. Mit dieser Loslösung geht nun ein Ende der Verwirrung über die Zugehörigkeit der Organe oder Körperteile einher: Der Rhythmus wird zu einem gemeinsamen, zu einem, der „ein ganzer“ ist – ein intakter,

¹⁹⁸ Vgl. dazu das Gedicht „In Mundhöhe“, das Paul Celan 1957 in einem Brief an Ingeborg Bachmann niederschreibt (vgl. in Badiou, Höller, Stoll & Wiedemann, 2008 S. 61).

runder Rhythmus für das Gesamtsystem. Simones Formulierung legt die Frage nahe, wer zu einem gemeinsamen Rhythmus findet. Die verbale und die körperliche Sprache legen den Schluss nahe, dass ihre zuerst dissoziierten Einzelteile sich zu einer Gesamtheit zusammenfinden und sich ein zentriertes Erleben einstellt. Darüber hinaus deutet sich an, es würde sich um die Synchronisation mit einem anderen System handeln, das zuerst als ein differenzierbares Außen (vgl. oben – das Wer, das das Herz pulsieren lässt) abgrenzbar ist, nun aber den morphologischen Übergang zu einem umgebenden Medium vollzogen hat. Hierbei bieten sich die einander nicht ausschließenden (Be-)Deutungsebenen von einerseits einem metaphysisch konnotierten Gefühl des Enthalten-Seins, sowie andererseits der uterinen Form an. „Für den Fötus ist, wie man jetzt weiß, das mütterliche Medium ein Klangkörper, der für das rhythmische wie das opioide Kontinuum sorgte“ (Sloterdijk 1998, S. 159). In diesem Satz ist neben der Erinnerung an das rhythmische Klangkontinuum, das der Mutterkörper bereitstellte, auch der Hinweis auf die erste, die ursprüngliche fötale Droguiertheit enthalten. Simone sagt „voll drauf“ ohne weitere Worte des Bezugs: Das ganze System ist auf Droge, die „ganze Wahrnehmung scharf gestellt“ und die Perzeption der Zeit ist entgrenzt, das Wurmloch, von dem eingangs die Rede war, hat sich vervielfacht: Es sind nun mehrere Wurmlöcher, und sie scheinen den Momenten im bachelard'schen Sinne zu einer raumhaften Ausgedehntheit zu verhelfen (Bachelards Honigwaben¹⁹⁹ werden zu Simones Wurmlöchern: Damit ist der Raumcharakter der Zeit gegen unendlich ausgedehnt). Simone erwähnt hier die Haut, das Organ, an dem die Begrenzung der Körper (gegeneinander) manifest wird.²⁰⁰ Die Auflösung ihrer Abgegrenztheit von der Welt macht die *Haut kribbelig*. Abgesehen von ihren Be-Grenzungs-Funktionen, macht Nancy deutlich, dass die Haut das Organ ist, das mit „Wahrheit“ zu tun hat:

"Der Körper, die Haut: Der Rest ist anatomische, physiologische und medizinische Literatur. Muskeln, Sehnen, Nerven und Knochen, Säfte, Drüsen und Organe sind kognitive Fiktionen. Es sind funktionalistische Formalismen. Aber die Wahrheit ist die Haut. Sie liegt in der Haut, sie häutet: authentische exponierte Ausdehnung, ganz nach außen gekehrt, während sie zugleich das Innere umhüllt, den mit Blähgeräuschen und Gestank gefüllten Beutel. Die Haut berührt und lässt sich berühren [...]" (Nancy 2010, S. 30, Indiz 54).

¹⁹⁹ Vgl. auf S. 65.

²⁰⁰ In seinem 2. Indiz über den Körper sagt Nancy: „Der Körper ist materiell. Er ist abseits. Von den anderen Körpern verschieden. Ein Körper beginnt und endet gegen einen anderen Körper. Selbst die Leere ist eine sehr subtile Art Körper (Nancy 2010, S. 7, Indiz 2)“.

Früher im Fließtext stelle ich die Bemerkung an, dass es sich bei Simones Schilderung um eine Grenzerfahrung handelt. In diesem Sinne ist es keine Überraschung, dass die Haut, das ultimative Organ der Erfahrung und Kommunikation an der Grenze (oder an den Grenzen, dyadisch gedacht) nun „auffallend“ wird. Die von Nancy beschriebene Übergegensätzlichkeit – exponierte Ausdehnung zu sein und zugleich ein Inneres zu umhüllen – tritt auch bei Simone hervor: das Gefühl intensiver Exponiertheit begleitet ihre Darstellung von Beginn an, das be-drängende Außen trifft auf ein intensiv-erlebendes Innen, an dessen Grenze die Widersprüchlichkeit manifest wird: In der nächsten Passage (4.) schildert sie, dass das heiß-feuchte Moor, das sie umgibt, auf der Haut abtrocknet und das Gefühl von ungleichmäßiger Härte entstehen lässt (vgl. unten). (Nancys Rede von der *Wahrheit, die die Haut ist*, behält etwas Kryptisches, trotzdem scheint es mir Sinn zu machen: Das Näher-an-ihre-Wahrheit-Kommen ist für Simone auch in Hautsensationen zu spüren. Allerdings ist das Zunehmen von felt sense, wie Gendlin es nennen würde²⁰¹, nicht auf die Haut beschränkt. Auch andere Grenzbereiche spielen eine Rolle hierbei – die Ohrmuscheln, Augenlider etc. – sowie darüber hinaus zahlreiche andere Körperregionen oder Organe. Wie Simones Organe, ihr Körper sprechend wird, ist im folgenden Exkurs ausführlich thematisiert.)

In der aktuell betrachteten Passage findet in diesem Bereich der Schilderung (3.4. – eine schwer präzise abgrenzbare Spanne) ein gewisser Bruch oder Wechsel statt: An keiner anderen Stelle von Simones Schilderung finden derart große Schweigepausen statt. Die metaphorische Ausführung über das Herz und die Hand (ein zentrales Bild dieser Passage 4.) ist für einen Exkurs unterbrochen, Simone nimmt sie allerdings nahtlos wieder auf, wenn sie auf beschlagene Ohren zu sprechen kommt, die einzig „dieses“ Herz durchklingen lassen. Im Exkurs geht es thematisch um den harmonisierten Rhythmus und die geschärfte Wahrnehmung, sowie um Simones Haut-Empfindungen. Besonders herausragend sind für mich (allerdings) zwei Worte, die (mir) vorderhand durch eine gewisse „Unpassung“ auffallen: „Wurmloch“ und „Amöbe“. Beide Ausdrücke sind (anderen) Wissenschaften entlehnt (der Astrophysik der eine, der Biologie der andere), die Begriffsdefinitionen aus jenen Wissenschaften treten in Simones Verwendung allerdings in den Hintergrund. Es handelt sich um Begriffe von

²⁰¹ Als 'gefühlten Sinn' versteht Gendlin (Begründer der Focusing-Methode) ein ganzheitliches (an manchen Stellen bezeichnet er es auch als körperliches) Gefühl, das ein schildernder Mensch für eine bestimmte Problemstellung oder Lage hat. Indem sich dem felt sense durch erweiterte Schilderungsprozesse immer genauer annähern lässt, kommt es über einen felt shift zu einem body shift, also einer umfassenden Veränderung oder körperlich spürbaren Entkrampfung. Es geht bei Gendlin also (auch) darum, sich etwas wie der je eigenen Wahrheit anzunähern (Wiltschko 2008).

hoher metaphorischer Dichte, beide Worte scheinen jeweils intensiv mit individueller Bedeutung aufgeladen zu sein. Dies dokumentiert sich auch in den langen Sprach-Pausen um diese Worte herum, Simone scheint tief in ihre Assoziationen zu diesen Begriffen ein-zu-tauchen.

„*Wurmloch*“ verwendet Simone bereits in Passage 1, dort ist es ein Medium, das zu saugen begonnen hat. Sehr vereinfacht gesagt, ist bei einem Wurmloch die Rede von einer tunnelartigen Verbindung von zwei Orten im Raum-Zeit-Gefüge. Diese Thematik gehört zum Gebiet der Relativitätstheorie, und essenziell für Simones Vorstellung scheint die Eigenschaft zu sein, dass das Verhältnis zur Zeit oder das Wahrnehmen von Dauer in diesem Raum ein völlig anderes als in anderen Zuständen ist. Im aktuellen Zusammenhang spricht sie von „Momenten wie Wurmlöchern“, d. h. dass eine Vervielfältigung der Räume stattfindet, in denen Simone sich gleichzeitig oder zeitnah aufhalten kann. Vergangene, gegenwärtige, zukünftige Räume – für die Interpretation ihrer Erfahrung spielt diese Information eine große Rolle, denn sie unterstützt meine Vorstellung, dass es auf der Grundlage gemeinsamer Eigenschaften mehrere Erfahrungsebenen zu betrachten gilt. Zu den bereits erwähnten – Simones Erleben von oder Erinnern an Uterus, Drogenerfahrung und Depression – kommt ab dieser Passage (vgl. im nächsten Absatz) noch die sexuelle Erfahrungsebene hinzu.

Das Als-Ob einer *Amöbe* (im Anschluss an Überlegungen zur dehnbar gewordenen Haut und der dehnbar gewordenen Zeit – die Wurmlöcher) muss nachgerade mit völligem Formverlust zu tun haben. Zuerst (vgl. oben, in der Beschreibung des Wechselspiels von Herz und Hand sowie der Harmonisierung des bzw. zum systemischen Rhythmus) schwimmt jede rigide Positionalität/Zuordenbarkeit von Agens und Patiens, im Anschluss wird als logische Folge die neu gewonnene Formfreiheit dieser Sphäre, die sich gebildet hat, für Simone spürbar. Das Amöbenhafte beinhaltet demnach Eigenschaften, die das Individualsystem „Simone“ betreffen: amorph, dehnbar, wabernd zu sein, davon weitgehend befreit, komplexe Inhalte einschließen zu müssen: eine Einzellerin. Spricht ein Mensch von sich als Amöbe, drängt sich mir die Assoziation auf, es wäre auch von (temporärer) intellektueller Stumpfheit die Rede: ein Entspannen hat eingesetzt, plasma-artiges Vor-sich-hin-Dehnen; Formwechseln aus purem Selbstzweck. Hinzu kommen die Eigenschaften der Wechseltierchen, die sich auf zusammengeschlossene Einzeller beziehen, auch hier dienen mikrobiologische Fakten als bloße Inspiration. Ein Amöbenhaufen aus mindestens zwei Einzellern ist als quasi perfekte Sphäre zu denken, wie sie beispielsweise ein idealtypisches System aus Mutter und Fötus darstellt: Die Einzeller sind zu einer Form zusammen-gemorpht, die sich hauptsächlich

durch die Erhöhung der Masse von einer einzell-nen Amöbe unterscheidet, es herrscht eine Begrenzung zur oder gegen die Außenwelt, ansonsten wabert die dichte Wechseltier-Packung nun vereint und nach wie vor wenig komplex durch die Welt. Diese Vorstellung erinnert mich an eine Metapher bei Mischa Baschka. Die (feministische) Philosophin spricht im Zusammenhang mit der weiblichen Vorstellung von Liebe davon, dass die Frau sich wünsche, mit ihrem Partner (ihrer Partnerin) wie zwei nasse Brötchen in der Milch zu (ver-)schwimmen (vgl. sinngemäß bei Baschka 2011). Dieses Bild gibt den Wunsch nach symbiotischer Nähe – aufgelöst im oder mit dem geliebten Wesen in einem wenig intelligiblen Verbund – perfekt wieder, diese Brötchen in der Milchsuppe stelle ich mir nahe an Simones Vorstellung vom Amöbentum vor. In dieser (gegen unendlich gedehnten) Minute, in der Simone dieses Bild zu meditieren scheint (alleine die Pausen um dieses Wort herum dauern zusammen mehr als eine Minute), verändert sich ihre Körperspannung. Sie bringt sich aus der sitzenden in eine seitlich liegende Position, ihre Gesichtsmuskeln entspannen sich und sie streckt die Arme über dem Kopf aus.

Im Anschluss an die erste Pause nach Einführung des Amöbenbildes nimmt Simone die Schilderung über die Herzrhythmus-Wahrnehmung wieder auf. An die Stelle des zuvor verlorenen Artikels kommt ein Demonstrativpronomen: *dieses* Herz. Die Zuordnung der ausführenden Macht zu Systembestandteilen bleibt aufgehoben: *Pochen ist wild überall*. Die Aufhebung der rigiden Positionalitäten in Kombination mit der Wahrnehmung des Herzklopfens geht mit einer sichtbaren Heftigkeit des Affekts einher. Simones Gestikulieren erzählt von der Wilde eines Pochens, das nicht mehr auf den Brustkorb und die Schläfen beschränkt ist (von wo die Bewegung ausgeht), sondern die Knie, die Schädeldecke, die Schultern etc. umfasst. Simones Hände beschreiben eine Trommelbewegung, die den ganzen Körper einschließt. Ihre Augen sind (nach wie vor) geschlossen, wobei die Stirnregion in Passage 3 entspannt wirkt. Die Position bleibt eine seitlich liegende, wobei Simone die Knie nun langsam zum Körper hin anzieht. In Weiterführung der Beobachtungen zum Herzen ist als Veränderung zu vermerken, dass auch Simone zu dem Wesen/der Macht/dem Rhythmus geworden ist, das/die/der „– Herz“ schlagen lässt. Diese Veränderung zeichnet sich im Amöbenbild (das insgesamt passiv anmutet) noch nicht ab, erst jetzt deutet sie sich in der zunehmenden, gestischen Hektik an. Ohren (ebenfalls niemandem zugeordnet) sind beschlagen: es herrscht der allumfassende Zustand vom Herzen be-schlagener Ohren. Zu hören (in der Sphäre) ist „dieses Herz“ (das auf die Ohren schlägt). Am Endpunkt des Spiels von Hand und Herz, ist „– Hand“ das erste,

was wieder die Zuordnung zu einem Wesen bekommt – nun ist es (allerdings) Simone, in deren Händen es pocht. Der ganzheitliche Exkurs ins Reich der amorphen Lebensformen mündet in einen Systemzustand, in dem ein gewisser Machtwechsel stattgefunden hat. Immer noch in einem Zustand sphärischer Ergriffenheit nimmt ab dieser Textstelle Simones Aktivität rasant zu. Simone ist in einer zentrierten Schilderung ihres Geschehens angekommen, das rasche Changieren der Positionalität, von dem die Passage 3 geprägt ist – hin- und hergerissen zwischen dem drängenden Außen und dem Bedrängten Innen –, hat sich eingependelt, dieses Eingependelt-Sein scheint in der längeren Worte-Pause geschehen zu sein oder sich hierin bestätigt zu haben. *Zentriert* meint hier auch ganz körperlich: im Zentrum angekommen, mit „im Schoß“ bringt sie lapidar das Bild auf den Punkt.

Dieses Satzfragment wieder in den Kontext gestellt – „*In meinen Händen pocht's jetzt – [4-sekündige Pause] im Schoß“ – entsteht ein topologisch mehrdeutiges Bild. Die (akustische) Betonung ist auf dem pochenden Schoß. Das „im“ weist auf ein Innen hin. Dieses ist zweifach lesbar – es pocht in Simones Händen und in ihrem Schoß, es pocht aber auch in einem mütterlichen Schoß, der Simone und deren pochende Hände mit einschließt. Auf diese zweifache Verortung komme ich im zweiten Teil des folgenden Exkurses zu sprechen. Das Pochen im eigenen Schoß ist ein Anklingen einer durchaus auch sexuellen Konnotation (die sich gegen Ende der Erzählung ausdehnt). Als Ausdruck des vitalen Strebens ist der durchpulste Unterleib ein Impuls, der gegen eine Depression anarbeitet. Dabei ist der aktivierte Schoß weniger in einer erwachsenen und spezifischen sexuellen Gerichtetheit zu lesen, sondern mehr als Hinweis auf eine umfassende, libidinöse Vigilanz, die mit dem Zustand der Depressiven nicht vereinbar ist, vgl. unten.*

An dieser Stelle unterbreche ich den Fließtext für zwei Exkurse. Der erste beschäftigt sich (also mich) mit dem Auffällig-Werden der Leiblichkeit in der Schilderung/in der Sprache. Der zweite Exkurs handelt gewissermaßen vom genauen Gegenteil, nämlich davon, was nicht Thema in Simones Schilderung wird. Damit könnte letztere Abhandlung auch an jeder anderen Stelle in diesem Kapitel zu Simones Schilderung verortet sein, ich lasse sie aus eher pragmatischen Gründen hier anschließen, denn der Fluss ist ja bereits unterbrochen. Die Interpretation von Passage 4 von Simones Schilderung nehme ich auf S. 244 wieder auf.

Raum und Sprache von Körper [Exkurs zu Simone Teil 1]

Beobachtungen mit Irigaray und Nancy

Simones Ausführungen, die Art was und vor allem auch *wie* sie es sagt, verstärken meinen Wunsch nach mehr Körper in der Sprache und deren Deutung. Diesem Anliegen wird unter anderem von Nancy²⁰² und Luce Irigaray der Rücken gestärkt. Auch der „frühe Sloterdijk“ (in seinen Poetik-Vorlesungen und verwandten Schriften der späten 80er- und frühen 90er-Jahre) hilft bei diesem Unterfangen, ebenso wie Gendlins Konzept des „felt sense“ (vgl. unten). Nancy sagt:

„Man bräuchte also einen Corpus. Ruheloser Diskurs, kasuelle Syntax, Deklination von Begebenheiten. Clinamen, zum Zufall tendierende Prosa, fragil, fraktal. Nicht der Tier-Körper des Sinns, sondern die Arealität des Körpers: ja, bis zum toten Körper ausdehnte Körper“ (Nancy 2003, S. 49).

Genau um diese Bemühung geht es (mir) hier, denn die Freilegung des Sinns von und in Simones Schilderung oder in der Schilderung irgendeiner anderen Immersantin, eines anderen Immersanten, ist ein Unterfangen, dem bisher bereits ausführlich Raum gegeben ist. In diesem Exkurs soll es um die Topologie des Körpers oder der Körper gehen, darum, wie ihr Wissen und ihre Eigenheiten, ihre Erinnerungen und Wünsche sich Sprechweisen bedienen und sich mitteilen. Die Prosa des Corpus gibt Aufschluss über ihre (vergangene und gegenwärtige) räumliche Verfasstheit.

In dem Kontext von Simones Schilderung ist eine Nähe zu Irigarays Denken über den Ort (in) der Frau gegeben sowie zu Irigarays „körperlichem Sprechen“, das durch eben die Topologie und Anatomie der Frau geprägt ist oder diese zum Ausdruck bringt. Irigaray führt für die Sprache der Frau den Begriff „parler femme“ ein.²⁰³ Vielleicht ist es auch im Kontext der Erscheinungsjahre (Irigaray publiziert zu diesem Begriff ab Ende der 1970er-Jahre) zu verstehen, dass Irigaray diesen von ihr eingeführten Begriff des „parler femme“ (oder des „Frau-Sprechens“, wie es in der deutschen Übersetzung heißt) so dezidiert vom phallischen Sprechen abgrenzen und – darüber hinaus – es alleine der Verwendung durch die Frau zuschreiben will. Den im Folgenden in für mich relevanten Aspekten vorgestellten Ideen möchte ich voranstellen, dass ich Irigarays dogmatische Beschränkung der Anwendung auf die weibliche Hälfte der Welt nicht

²⁰² Zu seinen „58 Indizien über den Körper“ vgl. in der vorliegenden Studie bereits auf S. 137.

²⁰³ Im französischen Begriff kommt die doppelte Bedeutung (wie/als) besser zum Tragen als in der deutschen Übersetzung (dem „Frau-Sprechen“), denn es geht zum einen um das „wie eine Frau sprechen“, zum anderen um das „als Frau sprechen“. Irigaray geht es darum, Wege zu einem „körperlichen Sprechen“ der Frau zu bahnen. Es geht dabei um das Finden einer Sprache, die nicht über die Frau (als Subjekt) spricht, sondern aus ihr und von ihr (vgl. im Besonderen: Irigaray 1978, 1979, 1987).

zustimme. (Und auch die Erkenntnisse der vorliegenden Studie widersprechen einer solchen Exklusion vehement.) Es sind bestimmte herausragende Besonderheiten ihrer Überlegungen (s. u.), die ihr Denken für mich gleichwohl wertvoll machen und mich diesen Exkurs bei ihr beginnen lassen wollen, um ihn dann mit Nancy auszudehnen.

„Wir müssen auch Worte finden, sie wiederfinden, erfinden, entdecken, die diese zugleich archaische und aktuelle Beziehung zum Körper der Mutter, zu unserem Körper ausdrücken, die Sätze, die die Beziehung zwischen ihrem Körper, dem unseren, dem unserer Töchter zum Ausdruck bringen. Eine Sprache, die sich nicht an die Stelle dieses Körper-an-Körper-Seins setzt, wie es die Sprache des Vaters tut, sondern eine Sprache, die es begleitet, Worte, die das Körperliche nicht austreichen, sondern die ‚körperlich‘ sprechen“ (Irigaray 1987, S. 110 f.).

Gerade dass es in der vorliegenden Studie auch um Erfahrungen geht, die an das uterine Innen erinnern, legt nahe, dass auch das Sprechformat von der jeweiligen Mutter-Kind-Innigkeit, genauer gesagt der Fötus-Mutter-Intimität beeinflusst sein kann/muss. Wird der Corpus über fötale Ur-Verhältnisse sprechend, so muss sich diese Sprache auch an den je eigenen nobjekthaften Verhältnissen orientieren.

Ein Aspekt in Irigarays Denken, der für meine Arbeit von besonderer Relevanz ist, ist jener, dass es sich beim *parler femme* um metaphorisches, mimetisches Sprechen handelt; die Trennung von Körper und Diskurs wird dadurch unterwandert, „dass Körper/Weiblichkeit/Materie ‚selbst‘ spricht“ (Zehetner, 2011, S. 121 f., FN 50). Simone spricht mimetisch aus ihrem Körper heraus, ihre Worte sind nicht ohne eine 'phantomimische Bildbeschreibung' zu verstehen, sie sind keine „Kopfgeburten“, sondern Begleitmetaphern eines ganzheitlichen Geschehens. Worte verwendet Simone dazu, Sensationen in ihrem Körper zu verdeutlichen, das „Innen“, von dem sie spricht, ist dabei ein Körper-Innen, in dem unter anderem ihre Nieren sich befinden, oder ihre Wirbelsäule. Dabei ist es kein organisch oder anatomisch korrektes Innen, in Simones Innenraum-Beschreibungen geht es vielmehr um seelischen oder emotionalen Ausdruck anhand von „Körpersensationen“ (wie sie es nennt). Die einzelnen Organe scheinen in den Bahnen ihrer Affizierbarkeit in einer ganz individuellen, leicht von der Klangliege beeinflussten, jedoch nicht gänzlich durch ihre Funktionsweisen erklärbaren Weise zu (re-)agieren.

In Simones Schilderung sind (neben der Mimik und Gestik) auch Elemente von Rhythmik (sprachlich sowie in der Atmung, in Bewegungen und Trommeln) ausdrucksstark (dazu im Verlauf noch deutlicher). Ein chronologischer Verlauf und straffer Sinnzusammenhang treten zugunsten einer affektiven und in gewisser Weise pompösen Wortfindung in den Hintergrund. Simone spricht in ganzheitlichen, sphärischen Begriffen. Für die dichtesten Teile ihrer Schilderung gilt, was Slunecko in der Erststudie konstatiert: Es ist ein Sprechen aus ihr heraus (anstatt über sie), es ist kein Gegenüber adressiert. – Es sind dies bei genauerer Betrachtung lauter Indizien für pränatale Kommunikationselemente.

Nancy entwickelt (wie eingangs erwähnt) seit Jahrzehnten seine eigene Form des Corpus-Sprechens. Er kultiviert ein Sprechen, das Intimität und Tanz genauso beinhalten und beschreiben kann, wie schwer zu benennende seelische Prozesse. Dabei wird gerade in Nancys Sprache klar, dass das Intime (das das Pränatale beinhaltet) auf ur-individuelle Weise immer dann in gesprochenen oder geschriebenen Worten spürbar ist, wenn wir „bei uns“ sind.

Bezüglich der Morphologie der Frau weist Irigaray essenziell/wegweisend auf deren Innenraum-Haben hin. Dies von der „matrice“ oder „Matrix“ ausgehend gedacht: „der Gebärmutter, aber auch: Keimschicht, Prägeform, Grundsubstanz, aus der etwas entsteht“ (vgl. Günzel 2006, in einer Anmerkung zu Irigaray 1984, S. 244). „Wenn die Matrix ausdehnbar ist, kann sie den Ort des Ortes darstellen. In einer Progression, die ins Unendliche geht, ist sie der erste jemals bestimmbare Ort“ (Irigaray 1984). Dieses Ort-Haben der Frau ist für die vorliegende Studie von großer Relevanz, denn eine der Weisen des Ein- oder Auf-Tauchens und des „Tief-Drinnen“-Seins (vgl. dazu in der folgenden Passage 4), von der (auch) Simone berichtet, ist ohne das Gewähr-Haben von pränatalen Zuständlichkeiten nicht (oder unvollständig) zu verstehen.

Was sich im körperlichen, mimetischen Sprechen den Weg in die Hör- und Sichtbarkeit bahnt, kann also u. a. als leibliche, vor-sprachliche Erinnerung an das Einleben in der Matrix verstanden werden. Allerdings – dies in der Erweiterung von Irigarays Denken – geht es hier (wie bereits angedeutet) topologisch auch und zuvorderst um die andere Seite des Innenraums, konkret nehme ich Irigarays Rede von der Frau, die der Topos ist – „Was die Frau angeht, so ist sie der Ort“ (Irigaray 1984) – mit allen Implikationen ernst und stelle deshalb die spiegelbildliche Aussage hinzu: Wer später die Frau (oder der Mann) ist, hat zuvor in einem Ort begonnen, der die Frau/ Mutter war. Der möglichen Ort-Werdung der Frau (auch für andere) ist also (ihrerseits) ein Im-Ort-Sein

vorausgegangen. Es geht dabei einmal darum, einen Ort in sich zu haben, der mit einem Fötus erfüllt oder erfüllbar ist, wie auch Irigaray lanciert, dann geht es aber auch darum, selbst ein Fötus in einem Raum gewesen zu sein und an diese Erinnerung auf zellulärer Ebene anschließen zu können. Besonders eben auch im Zustand einer eigenen Schwangerschaft (oder bereits im Denken der potenziellen Schwangerschaft) wie von der anderen Seite anschließen zu können. Dies kann auch für die Unmöglichkeit einer Schwangerschaft Aussagekraft haben. (Klarerweise ist ein Umkehrschluss nicht notwendigerweise gültig – es ist jedoch gerade auch für das Nicht-zum-Ort-werden-Wollen/Können ein Zusammenhang mit den Erfahrungen im ersten Ort in Erwägung zu ziehen. Ich nehme an späterer Stelle ausführlich darauf Bezug, dass Simone kürzlich schwanger war und diese Schwangerschaft allerdings nicht (mit einem Kind) beendete – vgl. unten, der kryptische Ton ist nahe an Simones diesbezüglicher Formulierung.)

Dort, wo für meine Theoriebildung das Denken über weibliche Orte den größten Sinn machen und direkt an Irigarays Frau-Verortungen anschließen kann – im Zusammenhang mit einem Phänomen, das ich als „doppelte Topologie“ der (potenziell) schwangeren Frau bezeichnen möchte (vgl. im nächsten Absatz) – bricht ihre Theorie ab²⁰⁴. Ich denke ab dort alleine (und empiriegestützt) weiter.

Irigaray denkt also den Ort der Frau als einen Raum in ihr (vgl. Irigaray 1984). Dieser Topos der Frau ist in ihr der Raum für den Mann, das Kind und für sie. Doch immer ist sie damit das Wesen, das einen Innenraum hat. Für und in meinen Ausführungen tritt als eine entscheidende topologische Wendung hinzu, dass dabei auch sie in einem Innenraum begonnen hat. (Dies gilt ebenso für männliche Menschenwesen.) Für Irigaray ist das Raum-Beinhalten-Können, aus dem auch das potenzielle Einschließen des Kindes und des Mannes (genauer seines Geschlechts, vgl. Irigaray 1984)

²⁰⁴ Die Theorie bricht nicht nur ab, auch die konkrete Nachfrage in einem Workshop Irigarays (2015) ergibt, dass mein Weiterdenken ihrer topologischen Betrachtungen nicht in dem von ihr intendierten Spielraum stattfindet. Das tut meiner empiriegeleiteten Theoriebildung keinen Abbruch, im Gegenteil: Die Vorgehensweise, sich mit dem einer Philosophin oder einem Philosophen je eigenen Denkstil oder -rhythmus vertraut zu machen, damit einiges anfangen zu können und in weiterer Folge diesen aufzugreifen, dem eigenen Denken einzugemeinden und fortan, wenn das eigene Denken es notwendig macht, auch *mit* einem Denker/einer Denkerin *gegen* diese/n zu denken, ist (spätestens) seit Jürgen Habermas – ich beziehe mich hier auf Habermas' Schrift „Mit Heidegger gegen Heidegger denken (Habermas 1953)“, in dem er Heideggers Thesen aber auch seinen ganz spezifischen Sprach- und Denkspiel-Habitus gezielt anwendet, um aufzuzeigen, ab wo er brüchig wird oder zu kurz greift – zu einer anerkannten Kulturtechnik avanciert. (Vgl. den Artikel „Mit Heidegger gegen Heidegger denken“, FAZ vom 25. 7. 1953 von Habermas.)

hervorgeht, von hoher (bzw. zusammen mit dem Sich-Selbst-Enthalten der Frau von ausschließlicher) Relevanz. An Simones Schilderung wird deutlich, dass jenes Beinhalt-Können ein optionales bleibt, das sich erfüllen kann, dies aber nicht zwangsläufig tut oder tun muss. (Hier argumentiert Irigaray auch – sehr zu Recht –, dass die Frau zum Abgrund für sich selbst, den Mann und das Kind wird, wenn sie – sinngemäß – sich selbst nicht beinhalten kann, vgl. ebda.) Diesem Potenzial geht jedoch voraus, dass die Frau bereits die Erfahrung auf der anderen Seite des Beinhaltens, also das Beinhaltet-Werden mit in dieses Leben bringt. Ihre ganzheitliche Beschäftigung damit, einen Innenraum einzuschließen, schließt an das Inhalt-Gewesen-Sein an. Dieser Umstand ist, was ich als die doppelte Topologie der Frau bezeichnen möchte. *Die schwangere Frau* ist in ihrem noch nicht auf eine individuelle Lebensform bezogenen Sinne nachgerade ein Sinnbild für die Dopplung des Ortes: einmal einen Ort in sich zu haben, der mit einem Fötus erfüllt ist, dann aber auch noch selbst ein Fötus in einem Raum gewesen zu sein und an diese Erinnerung im Zustand der eigenen Schwangerschaft wie von der anderen Seite anschließen zu können. Ein aktuelles Schwanger-Sein *muss* demnach alle Erinnerungen an jene Zeit auf der anderen Seite, d.h. auf der des Beinhaltet-Seins, reaktivieren. Noch konkreter, wenn auch etwas plakativ: im Gegensatz zu dem Raum-Geben, das optional bleibt, ist das Aus-einem-Raum-Kommen nicht mehr auszustreichen.

Die erste Erfahrungsdimension des mütterlichen Körpers (oder der Matrix, mit Irigaray gesprochen) ist also in jedem Fall (für Töchter wie für Söhne) die von innen, die prä-subjekthafte, intime Dimension eines umhüllten Schwebezustandes mit und in einem Begleitmedium. Das ist die abgeänderte basale Botschaft des Ortes – mit McLuhan gedacht damit auch sein Medium (vgl. zum Medienbegriff in der Einleitung) –, auf der ich jede weitere Interpretation aufbauen werde. Dass die erste je individuelle Form des Enthalten-Seins und wie es in jedem weiteren Moment implizit erinnert wird für jene zweite (in meiner Zählart) Weise des Innen-Seins, von der Irigaray (als der eigentlichen) spricht, weg- bzw. raumbereitend ist, tritt im weiteren Verlauf von Simones (aufbereiteter) Schilderung deutlich hervor. Verkürzt gesagt: Das eigene Raum-Geben-Wollen tritt in Kommunikation mit der Erinnerung an die erste Erinnerung an Raum-Nahme und Übertritt. Vgl. im Kontext von Passage 4. **Exkurs 1-Ende**

**Wovon Simone *nicht* spricht. Wofür sie aber Worte hat. [Exkurs zu Simone
Teil 2]**

**Das Wegfallen der Unauffälligkeit und das Ausweiten
(der Thematisierbarkeit) der Momente des Auffällig-Werdens bei Simone –
Eine markante Umkehr**

Simone empfindet ein Eingesaugt-Werden, das große Panik in ihr auslöst. Die Worte und Metaphern der Beschreibung dieses Prozesses sowie Simones Mimik und Gestik lassen mich an drei Arten von Schwellen(-erfahrung) denken: an das Einsetzen eines (beispielsweise substanzinduziert) veränderten Bewusstseinszustandes, an den Beginn einer Panikattacke (oder auch das Abkippen in eine Depression, das allerdings wie im Zeitraffer erlebt – und damit beschreibbar – wird), sowie an die körperlichen Prozesse, die schließlich im Gesamtsystem Mutter-Fötus den Geburtsvorgang einleiten²⁰⁵. An dieser Stelle ist es notwendig, das explizit Gesagte (und dessen Analyse) zugunsten dessen, was nicht Thema wird, kurz zu verlassen. (Ein Nicht-Thematisieren, das auch im Kontrast zu anderen Immersanten-Schilderungen auffällt.) Wie sich Simones Liegeerfahrung vor dem Eintritt in das Exponierte, das zunehmend sich Exponierende, die substanzielle Veränderung anfühlt, davon erfahre ich wenig.. Nach ihren Angaben muss es sich bei jenen kaum thematisierten Phasen um beinahe die Hälfte der Zeit handeln („vielleicht so 10 Minuten“, sagt Simone), aus dem für diese Passage verwendeten Begriff „unauffällig“ geht hervor, dass sie diese Zeit nicht als der Rede wert empfindet. Was kann dies für den Raum vor dem Einsetzen der intensiven Erfahrung bedeuten? Es muss dort langweilig sein. Vielleicht auf eine Weise langweilig, aus der der Akt, der der eigentliche sein wird, geboren werden kann, doch jedenfalls: langweilig (auf die Langeweile komme ich – mit Heidegger und Sloterdijk – im Kapitel 5 zu sprechen.) Was für konkrete Raumerfahrungen sind die „unauffälligen“, die die individuelle „baseline“ in Simones Empfindungs- und Wahrnehmungsspektrum darstellen? In anderen Immersanten-Beschreibungen werden an „ähnlicher Stelle“ mehr Worte zu der mittleren Ebene des Empfindens gemacht; dies ist der erste der beiden Unterschiede: *Das Wegfallen der Unauffälligkeit bei Simone*. Das Wegfallen des Wahrnehmungs- oder Thematisierungsinteresses an den mittleren Lagen, in denen keine herausragenden Sensationen passieren. Was unauffällig bleibt, wird nicht auf die

²⁰⁵ Für eine ausführliche Beschreibung dieser Vorgänge vgl. Dick Swaab (2013) im entsprechenden Kapitel. Es ist vor allem ein endokrinologischer Prozess, der bei Erreichen einer gewissen Körpergröße des Fötus und dem resultierenden Druck des (vorzugsweise) Köpfchens zum Einsetzen der mütterlichen Wehen führt. Diese Phase ist erwiesenermaßen mit großem Stress für den zu gebärenden Menschen verbunden, der durch dessen Unerwartetheit (anders als für die aufgeklärte Mutter) nachgerade zu großer Panik führen muss (vgl. Swaab, 2013).

Gesprächsebene gehoben. Auf den ersten Blick erscheint diese Beobachtung nicht der Rede wert – es ist nachvollziehbar, über das zu sprechen, was mensch als interessant empfindet und nicht über das, was als normal erlebt wird. Es geht mir an dieser Stelle gleichwohl darum, das Unauffällige als Leerstelle zu markieren. Darin steckt die Annahme, dass über Simones mittlere Lagen nicht weniger erzählt werden könnte, als über die anderer Menschen. Es ist ihr Aussparen der relativen Banalität, das ich kurz betonen möchte, da es in weiter Folge ein interessantes Indiz für die Ausgangslage von (Simones) depressiven Zuständen aussagen könnte, vgl. unten.

Der andere (mir) auffällige Unterschied ist der, dass es umgekehrt über das Kippen des mittleren Zustandes oder vielmehr aus diesem hinaus bei/für andere/n Immersanten weniger Worte gibt, als bei Simone. Diese in gewissem Sinne doppelte oder ausgleichende Differenz ist eine interessante Ebene in Simones Erfahrung, es kommt eine Spiegelung hinzu: *Das Ausweiten (der Thematisierbarkeit) der Momente des Auffällig-Werdens*. Die (Versprachlichung von) Aufwallungen einer Phase, die ebenfalls (bloß) so 10 Minuten dauert, bekommt viel Raum.

*Im Grunde ist die gesamte hier dargelegte Erzählung (das gesamte hier in 6 Teile gegliederte Transkript) das Protokoll einer Schwellenerfahrung. Simones Schilderung behält durchgehend den Modus der Bewegtheit (von hier nach dort). Dort ist, wo Simones Schilderung endet, und auch der angekommene Zustand ist ihr (wie der des Anfangs) kaum wert, thematisiert zu werden (vgl. unten: dem Zustand des Angekommen-Seins widmet sie nur einen vereinzelter Satz und blickt in dessen Anschluss nochmals zurück). Innerhalb dieses liminoiden Erlebnisses sind einzelne Phasen oder Räume zu erkennen. – Der Versuch einer Skizze des Verlaufs durch diese Passagen wird am Ende dieser Schilderung Simones nochmals verdichtet, bis dahin werden Indizien zu den einzelnen Passagen der Schwelle zusammengetragen. Wo anderen die Sprache abhanden kommt, fängt Simone zu sprudeln an. Sloterdijk konstatiert, dass das menschliche/philosophische/psychologische Anliegen der Ausweitung des Sagbaren von Zuflüssen aus dem Reich des Todes und der Schöße profitiere (vgl. sinngemäß Sloterdijk 2006). Eventuell führt die Spracherweiterung in einem Umweg über den oder durch den depressiv-panischen Abgrund. **Exkurs 2-Ende]***

Passage 4

- 4.1. „Dazu gehts, geht so, es in mein Kopf immer wieder: „Ich will das nicht, ich will nicht leben, ich hasse das alles, ich hasse es so tief, (...) mich hasse ich“. (4): Tönt es so. Ich bin wie in nem Morast gefangen, heißes Moor - und drückt alles zusammen, den Körper, der Widerstand und pocht und rumort von Außen. (2) Das is' nicht meine Stimme, gleichzeitig aber schon. Es will von Außen rein in mich. [Schütteln] Haut schon brennheiß, *Oh-Gott-Nein* - -
- 4.2. Ich hör' meine Mutter durch das Singen, das wird aber zu Klagen verzerrt. Viele Stimmen und gleichzeitig ist es aber nur so ein Gesamtgefühl: Hass! Wie als wenn es ein tausendstimmiger unverständlicher Chor wär', rufen: „Ich kann nicht mehr!“, manche flüstern ah- Facetten dazwischen – so Hoffen und Flehen. (3) [*Handbewegungen siehe Protokoll, ein stummes, trockenes Aufschluchzen*]
- 4.3. Drehbewegung dreht mich direkt tiefer, immer tiefer in's Moor hinunter, hinein. Ist so einladend, soft gleichzeitig- (3) Moorschlamm in Augenräumen und Ohrenwegen und der, der Schlamm wird nach und nach hart und aah- so brüchig, so ge- ri -ssen auf der Haut, das gibt zusammen ein extremes Körpergefühl, bin- - mir ist heiß und trotzdem schüttelt's – *Schmerz bis zur Empfindungslosigkeit* – dreht, dreht es (2) mich – Drehbewegung, Härchen im Nacken aufgestellt.
- 4.4. Noch nie so viel Ambivalenz auf dies' Leben empfunden (...) ganz, ganz furchtbares Elend, blind hatred. Aber das is' nicht von jetzt, das war schon. Herz – zusammenschnürt rast es dahin. Hier [*Gestik bezieht auf Brustkorb*] Hör auf! Sitzt wer auf meiner Brust. Nur aufhören, einfach ein Ende – prügelt auf mich ein, der Wunsch, gegnan [:gegen den] Schädel. Ich sinke immer tiefer. Nichts dreht sich um mich. Mir tut alles weh, seelisch, ich kann nimma. Aber ist so schön nah' bei mir, fühl' mich angekommen. Der Hass, das ist das tiefe-(2)stes, unterstes – (4)vor mir schon da gewesen (4)[*Gestik*] Dieses Leben – ich – einfach ungewollt! So. (2) Also so(.) Schläfen sind heiß und zugepreßt, klebrig der Schlamm, krieg die Augen nicht auf, was auch besser sein wird, weil alles so elend, der Nacken schmerzt wie als wenn ich gewürgt werde, die

Schläfen pochen [*Gestik*]. Durch meine Aderwege pumpt die ganze Zeit diese Droge – so ab- *ahm*-gründlich, es- dass es – ich – (2) einfach nur atmen – ich atme tiefer. Es geht nicht, zu bemüht, weiß nicht, wie es geht. Aaah! [*wild-verzweifelte Gestik, Stirnrunzeln*] Ich atme aus und das Zeug, ahm, sumpfen Zeug um mich herum, es wird giftig blau, dort wo ich hin atme [*Simone stößt heftig Luft aus*]. Diese tiefe Traurigkeit, was sich von innen nach außen stülpt, mit mir voran, drum wird es innen drinnen immer leerer und der Hall wird größer – Echo! Hallo! Hass! „Tu weiter!“ – ich will da raus! (4) Da war ein Moment, da schrie alles: „Raus hier!“ und „Bitte, jetzt!“

Ein paar Worte vor der detaillierteren Betrachtung. Ich möchte diese fast unüberblickbar dichte (und auch lange) Textstelle 4 meinem ersten Instinkt folgend zuvorderst (trotz dieser Überfülle) „in einem Stück“ vorlegen, da dies (in meiner Wahrnehmung) der Gestalt des Phänomens zu entsprechen scheint. Auch die Strukturierung ist auf den folgenden Seiten fluide – meine Annäherung an die starken Themen findet im Text-Corpus 4 diskontinuierlich statt. Mal sehr nahe an Simones Wortfluss, dann mache ich wieder ein paar Schritte zurück und versuche mit mehr Überblick oder perspektivischem Zugewinn das Geschehen zu erfassen.

Die gesamte Ausführung ist in diesen Minuten in doppeltem Sinne räumlich: Simone ist nun (wie im vorangegangenen vorbereitet) in etwas (das Moor zuvorderst) tief hinein geraten. Zu ihrem Drinnen-Sein (in dem sie aus dem Draußen Signale empfängt) kommt eine zweite räumliche Figur hinzu: An den Grenzen ihres Körpers spielt sich Kommunikation ab. Es findet in gewissem Sinne eine Abarbeitung an der „Dialektik des Drinnen und des Draußen, die sich in einer Dialektik des Offenen und Geschlossenen wiederholt“ (Bachelard 1980, S. 32) in einem Dividuum statt – dieses komplexe Bild, das den heißen Kern in Bachelards Poetik des Raumes darstellt, erhellt den Blick auf Simones Erleben – dazu ausführlich im Fließtext.

Ein zentrales Gefühl innerhalb dieser (raumnehmenden) Prozesse ist „Hass“ – dieses Motiv ist so auffällig, dass mir eine vorweggenommene Thematisierung dieses Umstands naheliegend erscheint: Es ist zusammen mit der bereits angedeuteten topologisch-widerstrebenden Spannkraft (drinnen – draußen, offen – geschlossen) in gewissem Sinne der Grundbeat, der diese Passage gegen die umgebenden Erzählteile Simones abgrenzt. In den ersten beiden Passagen der Textstelle (4.1. und 4.2.) spielen

Stimmen eine große Rolle in Simones Erleben, in der Passage 4.3. tritt die Akustik in den Hintergrund, der Gleichgewichtssinn (empfundene Drehbewegungen) und die haptische Wahrnehmung werden dominant. In 4.4. – es geht immer noch um Hass, als zweite starke Empfindung wird die Ambivalenz zunehmend stärker – wandelt sich die Abarbeitung am Motiv der *Dialektik von Drinnen und Draußen*. Nun sind nicht mehr Stimmen, sondern verstärkt imaginierte, in sie eindringende Substanzen und ein wachsendes haptisches Bedrängen des Körpers die Anzeichen oder Agenten in Simones Prozessen der Raumnahme.

Als weiteres Merkmal dieser 4. Passage zieht mich Simones rhythmisches Klopfen in den Bann, das ihr heftiges Gestikulieren in diesem Schilderungsteil ablöst. Es scheint rasch zu einem ganz gleichmäßigen Tempo zu gelangen, das keiner direkten/eindeutigen Verbindung zu ihren Wörtern (die von Unruhe berichten) zu stehen scheint.

Über all jene Wege und Um-Wege geschieht oder beginnt in diesem Abschnitt eine Annäherung an Simones pränatale Dröhnung.

[Randbemerkung: Mehrfach habe ich versucht, die mäandernde Interpretationstätigkeit, die sich gerade in dieser Erzähl-Passage eingestellt hat, gegen eine, die strukturiert und straight vorwärts geht, zu tauschen – doch letztlich erfolglos. Gegen Ende dieses Prozesses drängt sich mir auf der selbstreflexiven Ebene auf, dass mir offenbar nur auf diese Weise eine Betrachtung der doch sehr heiklen und intimen Chose gelingen kann. Durch das Abweichen und wiederholte Ansetzen von unterschiedlichen eigenen Perspektiven und verschiedenen Satzfragmenten Simones, stellt sich bei mir eine gewisse 'Brüchigkeit' ein, die letztlich zu einer Erhellung von Simones Schilderung führt. Zu dem Potential, das Bruchstellen mit sich bringen, vgl. auf S. 114 sowie S. 133, FN 148.]

Näher an das (in Passage 4) Gesagte.

Es geht im Kopf

Kurz zum Aspekt „was bisher geschah“. Die dritte Erzähl-Passage endet im pochenden, doppelt lesbaren Schoß. Weiter geht es sprunghaft in Simones Kopf.

Die Rigidität der Subjekt-Objekt-Stellung bleibt (wie bereits im Kontext von Passage 3 ausgeführt) aufgehoben. Allerdings wird der Gestus, in dem die Dimensionen Innen und Außen in Kommunikation stehen, ein zunehmend kämpferischer. Das Eindringen der Umgebung in Simone hinein beginnt mit Tönen bzw. Stimmen, als Eintrittsstelle ist zunächst der Kopf adressiert. In Simones Kopf *gehen* Gedanken mehrfach (sie

wiederholt mehrere Worte öfters) durch den Raum. Der *Kopf* (explizit ist jetzt ihr *Denkorgan* – das Organ, das mit dem Denken assoziiert ist, – angesprochen und nichts anderes im zuvor so aktiv empfundenen Körper) als durchgängiger Raum: Er ist besuchbar geworden, „Es“ bewegt sich (geht) in ihm und tönt dort auch von einer zitierbaren Stimme, die aktiv spricht. Wie bereits in früheren Passagen tritt „Es“ auch hier sehr belebt (oder belebend) in Erscheinung. „Es“ ist das, was die Töne macht, die den Selbsthass evozieren. Die Bewegungen und Klänge zwingen (zunächst) nicht zur Reflexion – sie sind im Raum, und der Effekt, dass ich als ZuhörerIn und ZuschauerIn mich wie in einem empathischen Sog erlebe, hat mit der oftmaligen, leicht veränderten Wiederholung ihrer Sätze zu tun: Hass ist das vorherrschende Gefühl.

Von Draußen will es Herein

Pochen ist bereits in der Passage 3 ein dominantes Motiv, es begleitet auch diesen Schilderungsabschnitt, wird dabei/darin allerdings unruhiger (vgl. unten). In diesem Teil des Erlebnisses wird die Zuordnung polar: *Es* – das Unruhe Stiftende – kommt von Außen. Hierin liegt ein deutlicher Kontrast zum bisherigen Erleben Simones (in Passage 3 war ein deutliches Motiv noch das Synchron-Werden aller ihr spürbaren Rhythmen.) Das Pochen und Rumoren, das Simone in jenem morast-gleichen Widerstand empfindet, gibt Hinweise auf das Umgeben-Sein durch die Mutter, deren Herz und Verdauung dem Fötus, der vollends (über-)lebensfähig ist und dessen Sinnesorgane fertig ausgeprägt sind, zunehmend intensiver an den Leib rückt. Der Umstand, dass eine Geräuschkulisse, die so oder so ähnlich quasi immer schon vorhanden gewesen sein muss, mit einem Male in ihr Bewusstsein tritt, kann (in diesem Uterus-Bild) im Funktionsfähig-Werden für das anschließende Leben im geborenen Format liegen. Jedenfalls ist das spontane Dialektisch-Werden des Raumes, in Bezug auf den ein Draußen nun durch eine Grenze von einem Drinnen geteilt wird – ich denke hier nahe an Bachelards „Dialektik des Draußen und Drinnen“ (Bachelard 1980, S. 241 ff.) – mit jener Bewegung (oder jenem Moment) gleichzusetzen, wo das Sein „zweideutig“ wird: „In diesem zweideutigen Raum hat der Geist seine geometrische Heimat verloren, und die Seele schwimmt“ (Bachelard 1980, S. 249). Diese Zweiteilung des Raumes ist beyond jeder Subjekt-Objekt-Spaltung zu verstehen, denn es geht um einen weitaus tieferen, ursprünglicheren Spalt, mehr im Empfinden und der Körpererinnerung, als in dem, was mensch Wahrnehmung oder Bewusstsein nennen kann. In der fötalen Welt kündigt sich ihr Zu-Ende-Gehen nicht nur durch die bereits betonte Zunahme der Enge (und der Geräuschkulisse) an, auch

hormonell wird es ungemütlich²⁰⁶. Die Ahnung von einem Draußen, das eben doch nicht völlig grenzenlos aus demselben Stoff wie das Innen ist, bricht ein.

Bachelard entwirft eine Dialektik des Drinnen und Draußen, „die sich in einer Dialektik des Offenen und des Geschlossenen wiederholt (Bachelard 1980, S. 33), ähnlich verhält es sich mit dem Ich und dem Nicht-Ich²⁰⁷. Ein paar seiner Gedanken zu skizzieren macht in diesem Zusammenhang Sinn, denn es ist genau jene dialektische Struktur – Drinnen und Draußen, Offen und Geschlossen, Ich und Nicht-Ich –, die in Simones Empfindungen auffällig und widerstreitend wird. Auffällig ist bei Bachelard, dass trotz der (schein-)dialektischen Verfasstheit oft nur eine Drehung, eine Wendung oder eine Öffnung genügt, und die Dialektik ist aufgehoben: „Aber in dem Augenblick, wo das Kästchen sich öffnet, gibt es keine Dialektik mehr. Das Draußen ist mit einem Zuge ausgestrichen, alles gehört dem Neuen, dem Überraschenden, dem Unbekannten. Das Draußen bedeutet nichts mehr. Und sogar, höchstes Paradox — die Dimensionen der Körperlichkeit haben keinen Sinn mehr, weil eine neue Dimension geöffnet worden ist: die Dimension der Innerlichkeit“ (ebda S. 115). Dies spiegelt den Grund wider, warum Bachelard sich entschieden gegen „geometrische Bilder“ wendet: „Wir haben Wert auf diese allgemeinen Bemerkungen gelegt, weil vom Gesichtspunkt der geometrischen Ausdrücke gesehen die Dialektik des Drinnen und Draußen auf eine verhärtete geometrische Vorstellungsweise aufgebaut ist, wo die Grenzen zu Schranken werden. Wir müssen frei bleiben gegenüber jeder definitiven Anschauung — und die Geometrie verzeichnet nur definitive Anschauungen —, wenn wir den Kühnheiten der Dichter folgen wollen, die uns zugespitzte Innnerlichkeitserlebnisse, „Fluchten der Einbildungskraft bieten“ (ebda, S. 246). Dieser Wendung gegen die starren Schranken folge ich in der vorliegenden Schilderungsanalyse. Zwar fällt nämlich die Dialektik des Drinnen und Draußen deutlich in Simones Schilderung auf, gleichzeitig tut sie dies aber *nicht* in jener Bewegung, die Bachelard mit der Kästchen-Öffnung beschreibt. In dem Moment der Kästchen-Öffnung ist das Innere ins Draußen hinein ergossen und das Draußen durchflutet das Innen – dieser Aspekt ist dem hier beschriebenen liminoiden Zustand zwar teilweise nahe, doch es geht essenziell um eine andere Art der Bewegung: nämlich um die Erschütterung an der Grenze, die Bachelard in einem späteren Bild beschreibt: „Er hat die Grenz wand zwischen dem Drinnen und dem Draußen erschüttert. Aber damit hat er vom psychologischen Gesichtspunkt aus die faulen Gewissheiten der geometrischen Anschauung zum Einsturz gebracht, durch welche der Psychologe den Raum der Innerlichkeit ordnen wollte“ (Bachelard über Michaux Gedicht, vgl. oben, 1980 S. 248). Genau diese Erschütterung an den Grenzen – das Einbrechen von Äußerem ins Innere – ist der Akt, um den es hier geht, Gedröhnt- und Geboren-Werden ist kein Kästchen-Öffnen. Das Beben an den Grenzen (zwischen Ich und Nicht-Ich, Drinnen und Draußen, Geschlossen und Offen) ist dabei hinsichtlich aller bereits angedachten Deutungsdimensionen interessant:

²⁰⁶ Bezüglich der Ungemütlichkeit erneut der Hinweis auf die hormonelle Dröhnung, die zunehmend aktiviert. „Wenn das wachsende Kind in der Gebärmutter registriert, dass die Mutter die schnell zunehmende Nährstoffmenge, die es benötigt, nicht länger bereitstellen kann, wird die Stressachse im Hypothalamus des Fötus aktiviert. Die Nebenniere wird durch das ACTH (= adrenocorticotropes Hormon) zur Cortisolproduktion angeregt, wodurch sich die Wirkung des Progesterons aus der Plazenta reduziert und die Östrogenproduktion steigt. Diese wiederum sensibilisiert die Gebärmutter für das die Wehen stimulierende Oxytocin, und die Geburt beginnt“ (vgl. bei Swaab 2013, II.1. „Das subtile Zusammenspiel von Mutter und Kind bei der Geburt“, Abb. 3).

²⁰⁷ Bachelard mag das dialektische augenscheinlich richtig gerne – in seiner Poetik finden sich zahllose Beschreibungen dialektischer Begriffspaare, durch deren (scheinbare) Widersprüchlichkeit eine Aufklärung des entsprechenden Feldes stattfinden kann (vgl. ebda). „Wenn die Dialektik des Ich und des Nicht-Ich ihre Starrheit verliert, dann fühle ich die Wiesen und Felder mit mir, in meinem, in unserem Dasein“ (ebda S. 216).

Simones Dröhnung im Uterus aber auch ihr Empfinden im Innenraum von Depression oder einer Panikattacke, sowie ihr Instinkt, in der Not auf einen Gott zurückzugreifen – in einem Ein-Wort-Satz ihn gleichwohl herbeirufend und negierend.

Die Haut ist eine heiße Grenze

Zu den Worten trommelt Simone zuerst mit den Fingerspitzen an ihre Schläfen, wandert dann auf ihren Brustkorb und über die Seiten des Halses wieder zu den Schläfen. Diese Bewegung wiederholt Simone mehrfach während der gesamten 4. Passage (wie angedeutet – ein weiterer Grund für meine Abgrenzung dieser Passage von/gegen andere/n): Trotz der großen Unruhe in den Worten ist die Bewegung nahezu völlig gleichförmig, leicht kreisend, dabei durchaus kräftig und hat etwas Beruhigendes. Sie ist rhythmisch und nicht rasch. Für den Verlauf oder die Phänomenologie der Trommelbewegung gibt dies Hinweise auf die Wanderbewegung des Wahrnehmungs-Spotlights. (Bereits an früheren Stellen dokumentiert sich, dass Simone gestische Hinweise auf ihre als innerlich empfundenen Regungen gibt.) Simones „Haut ist schon brennheiß“ – sie ist eine Übergangs-Region zwischen Simone und dem Moor. Das stete Klopfen kann zur wahrgenommenen Hitze auch beitragen – es ist ein Nachvollziehen der Invasion an der Außengrenze.

[Randbemerkung, Voodoo oder Übertragungszauber

Der Tendenz nach fühle ich mich durch das Zuschauen bzw. vielmehr das Zuhören zu einer Ko-Trance angeregt; in meinem Protokoll/Forschungstagebuch steht:
„Ich werde vom Zuschauen immer unruhiger, fühle mich gleichzeitig verbundener, das Gefühl von „Selbsthass“ wird nachfühlbar. Große Diskrepanz zwischen Worten und Beruhigungsklopfen löst Ambivalenz/Unbehagen in mir aus. Ich muss an die Trance induzierenden Trommelrituale aus Voodoo-Ritualen denken, von denen Wittigo Keller²⁰⁸ berichtet.“]

Dies erscheint mir als passende Stelle, ein Gedicht von Dickinson hinzuzuziehen, um meine Interpretationsarbeit zu erhellen. Ich stelle es an diese Stelle (damit es einmal im Raum ist²⁰⁹) und komme darauf im weiteren Verlauf konkreter vergleichend zurück.

²⁰⁸ Wittigo Keller hielt jahrelang eine gleichnamige Vorlesung am Institut für Ethnologie (heute: Human- und Sozialanthropologie) der Universität Wien; ich besuchte „Voodoo“ im Jahr 2004. In Videodokumenten wird deutlich, wie schwer es ist, sich akustischen Rhythmen, die eine räumlich nahe Person vermittelt, zu entziehen.

²⁰⁹ Ein Gestus, der sich auch bei Bachelard findet, der seine „Dialektik des Draußen und des Drinnen“ auch entlang eines Gedichtes entfaltet (vgl. Bachelard 1960, S. 247 ff.). Genauer zieht er *L'espace aux ombres* von Michaux heran, um danach „die philosophische Lehre [...], die uns der Dichter gibt“ zusammenzufassen. In diesem Gedicht geht es um eine ähnlich sensitive, im Kern sehr verwandte Chose, es geht um die Angst, genauer „um eine Seele, die ihr ‚Da-Sein‘ verloren hat“ (Bachelard, S. 247) – doch genauer zum Inhalt später. Gerade dieser Vergleich selbst macht nämlich deutlich, was ein tiefgehendes Gedicht zu so einer viel geeigneteren Interpretationshilfe macht, als manch andere Textform (vgl. Bachelard 1980, S. 148 ff.). Auf

I felt a Funeral, in my Brain

I felt a Funeral, in my Brain,
And Mourners to and fro
Kept treading - treading - till it seemed
That Sense was breaking through -

And when they all were seated,
A Service, like a Drum -
Kept beating - beating - till I thought
My mind was going numb -

And then I heard them lift a Box
And creak across my Soul
With those same Boots of Lead, again,
Then Space - began to toll,

As all the Heavens were a Bell,
And Being, but an Ear,
And I, and Silence, some strange Race,
Wrecked, solitary, here -

And then a Plank in Reason, broke,
And I dropped down, and down -
And hit a World, at every plunge,
And Finished knowing - then -

(Dickinson 1861)

Das von Dickinson verfasste Gedicht „I felt a Funeral, in my Brain“ weist überdeutlich Parallelen zu Simones Schilderung auf, es geht um rumorende Gäste in ihrem Inneren; dazu schlägt rhythmisch eine Trommel. Da das Wissen um Dickinsons Depression und deren Verarbeitung weit verbreitet²¹⁰ ist, lenkt das Parallel-Lesen mit Simones

ähnliche Weise (wie Michaux Sichtweise der Schatten für die Philosophie bedeutsamer ist, als deren reine physikalische Betrachtung) kann auch Dickinson mehr zum Verständnis der Phänomenologie der Depression beitragen als jedes diagnostische Manual. Zur Hilfestellung, die von einem Gedicht ausgehen kann, vgl. auch: „Sogar auf der Ebene eines isolierten dichterischen Bildes, im bloßen Entstehen von Ausdruck, welches der Vers ist, kann also der phänomenologische Widerhall auftreten; und in seiner äußersten Simplität gibt er uns die Herrschaft über unsere Sprache. Wir stehen hier vor einem winzigen Phänomen der Bewusstseinsspiegelung. Das dichterische Bild ist das psychische Ereignis von geringster Verantwortlichkeit. Ihm eine Rechtfertigung in der Ordnung der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit zu suchen oder seine Stelle und seine Rolle innerhalb der Komposition des Gedichtes zu bestimmen, diesen beiden Aufgaben braucht man erst in zweiter Linie sein Augenmerk zu schenken. In der ersten phänomenologischen Untersuchung über die dichterische Einbildungskraft bilden das isolierte Bild, der Satz, der es entwickelt, der Vers oder manchmal die Strophe, in der es aufstrahlt, Sprachräume, die eine Topo-Analyse studieren müsste“ (Bachelard 1980, S. 21).

²¹⁰ Ich verdanke die Erinnerung an dieses Gedicht einem TED-Talk von Andrew Solomon über Depression:

https://www.ted.com/talks/andrew_solomon_depression_the_secret_we_share/transcript?

Schilderung auch in dieser das Augenmerk auf die Nähe zu melancholischen und depressiven Empfindungsbildern (vgl. unten).

Besuchbarkeit – modus operandi menschlichen Da-Seins

Die Stimme in ihrem Kopf – ich bin wieder im wörtlichen Transkript – nimmt Simone widersprüchlich wahr: Gleichzeitig ist es eine fremde und die eigene Stimme. Die Beziehung zwischen Innen und Außen oder Selbst- und Fremd-Eingabe wird zum aktuellen Spannungsfeld. Obwohl Simone den (Selbst-)Hass wie ein ur-eigenes Grundgefühl vorträgt, agiert sie in gewissem Sinne wie besessen – be-sessen oder in Besitz genommen von oder durch Einflüsterungen aus der umgebenden Welt. Auch bei Dickinson ist das innere Rumoren fremden Menschen zugeordnet, die in der Erzählerin eine Zeremonie abhalten. Die Medialität (die „Besuchbarkeit von etwas, durch etwas, in etwas“²¹¹) ist dabei kein Sonderfall, sondern vielmehr der modus operandi²¹² menschlichen Lebens. Das Hören von Stimmen, die nicht die eigenen sind, ist hierbei kein Anzeichen für eine „Geisteskrankheit“²¹³, sondern zeugt davon, dass sich ein Zustand eingestellt hat, in dem die immanente Konstitution des Menschen – also sein Leben in ständigen Ko-Existenzen, die mit-teilen und beeinflussen (vgl. bei Sloterdijk insbesondere 1999, 1996, darin S. 32 ff. und S. 70 ff. und in der Einleitung dieser Studie) – (selbst-)auffällig wird. (Anders als in jenen Situationen, in denen die Handlungspraxis dissoziierter als die seelische Konstitution des Menschen bleibt, i.e. das Nicht-Wahrnehmen der ständigen Beeinflussung eines gegenwärtigen, früheren sowie potenziellen Stimmenschwarms der Beeinflussung im Raum ist eine Schutzfunktion der Psyche bzw. des Wahrnehmungsapparates. Es wäre unglaublich anstrengend, sich des Ko-Existierens mit anderen und anderem ständig gewahr zu sein.)

Es sind (also) Stimmen, die Simone stimmen – dieses Bild verdeutlicht, was ich einführend über das Konzept der Dröhnung konstatiere. Das Gefühl von Hass wird von

[language=en](#) (nachgeschlagen im Dezember 2015)

²¹¹ Dies in Anlehnung über Sloterdijks Annäherung an den Begriff der Medientheorie: „Was ist sie, lege artis ausgeübt, anderes als die begriffliche Nacharbeit zu regelmäßigem Besuch, diskretem und indiskretem? Botschaften, Absender, Kanäle, Sprachen – es sind dies meistens mißverstandene Grundbegriffe einer allgemeinen Wissenschaft der Besuchbarkeit von Etwas durch Etwas in Etwas“ (Sloterdijk 1998, Einleitung).

²¹² Der Begriff des modus operandi grenzt in Bourdieus Habitus-Konzept das Praxisformen generierende Wie hinter Handlungen von der tatsächlich erscheinenden Form der Praxis (dem opus operatum) ab (vgl. Bourdieu 1997, „Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld“).

²¹³ Deren vorrangiges Unterscheidungsmerkmal in diesem Zusammenhang (die vielen weiteren Kriterien einmal außer Acht gelassen) ist, dass „der Baum des Schizophrenen nicht sagt, dass er der Baum des Schizophrenen ist“ (vgl. Macho, 1993). – Wer Stimmen hört und sich fragt (oder fragen kann), woher diese kommen, erhält nicht in einem klinisch-pathologisch-relevanten Sinne Besuch unter seinem/ihrer Schädeldach.

Außen eingeflüstert und hallt als Echo in Simone nach. Wenn Simone von Hass spricht, kommt auch ihre Mutter (indirekt) zur Sprache. Wie auch bei Dickinson tritt hervor, dass das Rumoren von Sinn vermittelnder Bedeutung ist, die Abspaltung ist eine Hilfestellung: „Kept treading - treading - till it seemed / That Sense was breaking through -“ Auch wenn Simone dabei keinen personalen Zusammenhang herstellt, so entsteht doch das Bild, der erste Hass hätte mit den Klagen der Mutter zu tun, der durch das Singen (das durchaus im Klangprogramm vorhanden ist²¹⁴) hindurchdringt. „Ich hör' meine Mutter durch das Singen, das wird aber zu Klagen verzerrt.“ Das Wort „durch“ verleiht dem Satz eine gewisse Mehrdeutigkeit/Unklarheit: Einerseits assoziiere ich damit ein ermöglichendes „Wegen“, andererseits ein gewisses Gebrochen-Sein durch eine Substanz oder ein Medium: durch eine (Bauch-)Decke hindurch, durch die Türe; oder auch: durch das im Klangprogramm tatsächlich enthaltene Singen (hin-)durch – aus ihm heraus *und* wegen ihm. Auch ob die Mutter oder das Singen verzerrt wird, bleibt vage, fest steht jedenfalls, dass Simone von Klagen erreicht wird. „Viele Stimmen und gleichzeitig ist es aber nur so ein Gesamtgefühl“ – Auf diese Weise wird der riesige Hass-Brocken zwar in einer tendenziellen Differenzierbarkeit spürbar (Worte wie „Stimmen“ und „Facetten“ sprechen für eine gewisse Zuordenbarkeit, allerdings nicht zwangsläufig zu Menschen, es geht auch – dies wird in weiterer Folge noch klarer – um Ursprünge von Aspekten ihres Selbsthasses), die aber letztlich nirgendwohin führt. Das Grundgefühl bleibt, wie für die Depression typisch, diffus und damit mächtig/furchteinflößend. Der tausend-stimmige Chor entspricht der menschlichen Medialität: In Klängen wird etwas Verwandtes, Sprachliches wahrgenommen, selbst wenn es nicht verstehbar wird, ist das Hintergrundrauschen mit Vielstimmigkeit verbunden.

„Ich kann nicht mehr!“, ruft Simone aus, als wäre es gleichermaßen ihr eigenes Empfinden, sowie auch eine Zeile aus dem Text des vielstimmigen Chors. Dabei ist Simones Chor dem einer griechischen Tragödie durchaus nahe – in gewisser Weise hat Simone mit ihm ein Werkzeug geschaffen, das ihr von ihren Empfindungen erzählt. Auf diese Weise bekommt sie einerseits Erklärungshilfe, andererseits aber auch Entlastung – ihre intensive Erfahrung wird mit einem vielköpfigen Außen geteilt. Während dieser Momente des Rufens macht Simone eine merkwürdige Handbewegung. Es ist, als würde sie die Hand zu mir, genauer zu meinem Knie ausstrecken, aber auf halber Höhe diese Idee wieder vergessen. Sie hält einige Sekunden in dieser Bewegung inne, ihre Hand auf halber Höhe zwischen ihr und mir, und zieht sie dann wieder an den eigenen Körper (die Brustregion) zurück. Diese kurze

²¹⁴ Im Klangprogramm sind Stimmen vorhanden (vgl. in der Einleitung).

Szene erscheint mir in der Realsituation stimmig – im fötalen Raum gibt es auch kein konkretes Greifen nach einem anderen Subjekt –, in der Zusammenführung von Protokoll und Transkript fällt mir jedoch auf, dass in dieser Geste eine gespenstische Suche nach Hilfe enthalten ist, die auch zur Erschöpfung passt, von der der Chor berichtet, sowie zu ihren – im Übrigen sehr christlichen – Worten „Hoffen und Flehen“. (Ähnliche Bewegungen macht Simone – vgl. im Fließtext – drei Mal während dieser Passage.)

Raum(über)nahme: Simone als Fremdkörper oder Nobjekt

Simone macht nun (immer noch in Seitenlage) auch noch einen Rundrücken (eine Einrollbewegung am Beginn der Passage 4.3.), was die fetale Anmutung zusätzlich verstärkt. Die Raumnahme ihres erwachsenen Körpers ist damit auf das mögliche Minimum reduziert. Das heiße Moor ist also (unter anderem) als Mutterleib vorstellbar, es (oder er) fällt der Immersantin nun durch seinen Nähe- oder Annäherungs-Terror (zunehmend unangenehm) auf, mit wachsender Enge wächst Simones Schmerzempfinden. Trotz der großen, beschriebenen Verzweiflung lädt die moorige Umgebung jedoch auch zum Aufenthalt ein: „*Ist so einladend, soft gleichzeitig*“. – Eingedenk des Chors, der gerade noch mitteilt, dass Simone *nicht mehr kann*, ist diese Aussage vorderhand verwunderlich: An dieser Stelle beginnt sich jene Ambivalenz zu Wort zu melden, die in weiterer Folge (vgl. in 4.4. und Passage 5) noch stärker wird.

„Moorschlamm in Augenräumen und Ohrenwegen“ – Augen und Ohren zählen zu den Schwellen des Körpers, seinen Schnittstellen zwischen Innen und Außen. Dass Schlamm sowohl in Räume als auch in/über Wege in den Körper eindringt (oder in ihn eindringen möchte oder ihn zumindest bedrängt), verweist auf dessen Charakter des Fließen- sowie des Einwohnen-Könnens. Die 'Beseelung' des Schlammes rührt hier vom Uterus Bild her: Die umgebende Mutter nährt Simone, dringt aber auch auf eine psychisch (oder seelisch) relevante Weise in sie ein, sie dröhnt Simone.

Das eben noch fluide und warme Medium geht mit Simones Haut eine Art Gerinnungsreaktion ein: hart, brüchig, gerissen. Interessant erscheint mir der Umstand, dass das, was umgibt, seine Textur sofort verändert, sobald es auf den Körper trifft. Das verleitet mich zu Überlegungen über das umgebende Medium sowie über den Wechsel der Positionalität, der stattgefunden hat. In dieser Passage, dem Moor-Bild, wird nun also Simone in jenem Sinne selbst zum Nobjekt²¹⁵, als sie die Mit-Gegebenheit des Moores wird. Für das Medium wird Simone zu jener sphärischen Beigabe, die es zur Veränderung der Eigenschaften bringt. Diese Überlegung ist für

²¹⁵ Zum Nobjekt-Gedanken vgl. in der Einleitung (2.2.).

jene Lesart, dass es sich bei der morastigen Umgebung um die Mutter handelt am sinnvollsten und interessantesten (Bewusstseinszustände wie z. B. die Depression haben von einem Eindringling wenig). Hat die Mutter Eigenschaften von Moor, so ist sie für sich genommen warm, geschmeidig und ausweitbar (mit Spielraum ausgestattet). Erst mit dem Eintritt von Simone und der Entfaltung ihrer enzymatischen Eigenschaften beginnt ein Veränderungsprozess, der letztlich ein Kippen des Moores bewirkt. Für ein Wesen, das ins Moor fällt, werden in weiterer Folge dessen gefährliche Eigenschaften tragend: ständiger Sauerstoffmangel und die Gefahr, ein Wesen zu ersticken, das sich aus eigener Kraft nicht befreien kann. An Simone oder im Kontakt mit ihr verhärtet die Mutter, wird spröde und gerissen. Das Wort „gerissen“, das Simone betont, wird hier auf eine zweite Weise hörbar: als ‚tricky‘! Die Wirkweise der Mutter auf den Fötus ist gefinkelt und offenbart sich in ihren Facetten erst nach und nach – diese Lesart wird durch weitere Ausführungen (vgl. im Fließtext) Simones gestärkt. Ein Veränderungsprozess beider Systeme vollzieht sich. Bisher hat Simone stärker ihre Angesaugtheit beschrieben, das Wirken des Systems an ihr, ab dieser Passage kommen auch Simones „wirksame“ oder beeinflussende Eigenschaften hervor (vgl. im Verlauf deutlicher, dazu im nächsten Absatz). Der Veränderungsprozess löst in beiden Systemen in gewissem Sinne Überlebenskämpfe aus. Simones Mutter ist nicht nur samtig weich, sie ist auch die Macht, die umgibt und sich gegen das Wachstum des Nobjekts mit zunehmender Enge und Sauerstoffmangel etc. wehrt. – Simones Schilderung ist auch die Nacherzählung eines (des ersten) Raumnahmekampfes. Dieser Kampf vollzieht sich einerseits gegen – dies zuvorderst in einem räumlichen Sinne gedacht – die Mutter. Nancy sagt in seinem 2. Indiz über den Körper: „Der Körper ist materiell. Er ist abseits. Von den anderen Körpern verschieden. Ein Körper beginnt und endet gegen einen anderen Körper. Selbst die Leere ist eine sehr subtile Art Körper“ (Nancy, 2010). Trotzdem der Fötus also in der Mutter ist, ist er auch gegen sie. Er ist in ihr gegen sie. Und mit dem Wachstum des einwohnenden Körpers erhöht dieser den Druck gegen den umgebenden Körper. Wird dieser umgebende Raum als Morast gedacht, so ist dies auch eine Weise, ihn zu (ver-)schonen – Morast ist der Form nach dehnbar, auch wenn der Kontakt in brüchig werden lässt. Morast ist so besehen eine Weise der Auflösung eines Raumnahme Prozesses. Die zweite Weise der Schonung des Umgebungsmediums (Mutter) in diesem konkurrierenden Zusammenhang beschreibt Simone an späterer Stelle, es wäre die Denkart, sich selbst als Schwamm zu empfinden: Beide Verwandlungen heben das Massive menschlicher Körper auf. Ein Schwamm ist zusammendrückbar (siehe unten) und entgeht auf diese Weise einem Kampfsakt.

Bleibt zum Raumnahmekampf noch zu sagen, dass er auch in Simone selbst stattfindet: vor allem in ihren Atemwegen (siehe unten) und anderen Organen.

Amplifikation (mit Dickinson)

Immer wieder trommelt Simone, während sie spricht, auf ihren Schläfen oder ihrem Brustkorb herum – das führt meine Assoziationen erneut zu Dickinson. Wie bei der Dichterin geht es auch bei Simone in die Erde hinein, und zwar mit einer *Drehbewegung immer tiefer in das heiße Moor*. Das Moor ist in seiner Lokation zweifach bestimmt: unten und innen, sowie – mehrfach betont – hinsichtlich der Ausgedehnthet: tief. Zunehmende Tiefe ist auch ein Motiv in „I felt a Funeral, in my Brain“, ist doch beim übergeordneten Ziel einer Beerdigung (die Versenkung eines Sarges (box) in der Erde) ebenso die Bewegungsrichtung klar: „And I dropped down, and down“. Dickinson lässt auf diese Weise den Überschneidungsbereich von Todesnähe und Depression lange vor (Sigmund) Freud deutlich hervortreten: Simone lese ich hier parallel zu Dickinson: Ein Geschehen, das stark wie von einer fremden Macht ausgehend wahrgenommen wird – die Stimmen in Simones Kopf, „*wie als wenn es ein tausendstimmiger unverständlicher Chor wär*“ (Simone 4.2.), eine Beerdigung ist es bei Dickinson (I felt a Funeral, in my Brain) – und dabei von heftigen Bewegungen begleitet ist (bei Simone das Hin-und-Hergehen der Stimmen, bei Dickinson „And Mourners to and fro/ Kept treading“). Bei beiden spielt die Szenerie im Erdreich beziehungsweise in einem Übergangsraum oder Schacht, der in dieses führt. Auch ist jeweils von einer Bewegtheit die Rede, die relativ direkt eine Verbindung zu einem Unten herstellt („then I heard them lift a box“, Dickinson; die Drehbewegung in das Moor bei Simone). Heftige Töne (vgl. dazu ausführlicher im Kontext zu Passage 5) und andere Sensationen führen dazu, dass eine heftige Reaktion des als Innen- oder Seelenleben empfundenen Subsystems eintritt, die sich schließlich über eine (mehr oder minder implizit) als Schmerzzustand beschriebene Passage zu einer gewissen Notausschaltung „bis zur Empfindungslosigkeit“ (Simone) steigert – „till I thought/ My mind was going numb“ (Dickinson). Bereits an einer frühen Stelle beschreibt Simone dieses Phänomen: „Mein Körper war wie von einer Invasion bedrängt, alles wurde an den Körper gepresst ... bis ich ihn nicht mehr als meinen gespür-“ (vgl. in 3.1. Transkript und Interpretationsansatz). Die Analogien zwischen diesen beiden Schilderungen sind bei näherer Betrachtung erschreckend bzw. verblüffend. Deutlich tritt in den (in)dividuellen Geschichten der beiden Frauen eine Verwandtschaft zwischen den drei Dimensionen Uterus – Depression – Todesnähe hervor. Phänomenologisch ist das Grundmotiv die schmerzvolle Steigerung negativer oder

ambivalenter Gefühle bis hin zum ersehnten Punkt, an dem die Zuspitzung stoppt. Der ohnedies tief gelegte Raum wird zunehmend in eine unterirdische Tiefe gedreht, die (durch das nahende Ende der Steigerungsfähigkeit des „extremen Körpergefühls“) Veränderungen ankündigt. Jener Wendepunkt ist in Passage 5 beschrieben.

Das Einbrechen einer Planke (in der Ratio oder auch im Grund) und das anschließende (Abwärts-)Fallen, in den letzten Zeilen bei Dickinson – And then a Plank in Reason, broke, And I dropped down, and down – lässt sich erneut auf alle drei Dimensionen anwenden – der Beginn des Geburtsprozesses, das tiefe Hineinfallen in den Untergrund der Depression, sowie das Ersehnen eines Falls (durch alle Welten hindurch) aus der Welt. Am Schluss steht in jedem Fall ein Ende des/allen Wissens²¹⁶: And hit a World, at every plunge, And Finished knowing – then –

Simones bereits im Kontext von Passage 3 beschriebene Panik, bekommt mit den in dieser Passage angeführten Bewegungsvektoren (tiefer hinein, tiefer hinunter) weitere Unterstützung bezüglich ihrer Ursachenerforschung: In das, was sich hier wie eine Angst vor dem Geboren-Werden lesen lässt – in der Uterus-Metaphorik bleibend liegt eine Verwandtschaft der sich steigernden Panik mit den (hormonellen) Veränderungen des einsetzenden Geburtsprozesses nahe –, scheint eine Angst vor dem Sterben (hinunter in den Morast, in die Erde) und eine Drehbewegung in die Depression eingeschrieben zu sein. Auch hierin liegt eine Übereinstimmung mit depressiven Symptomen: Der Morast des/der Depressiven ist einladend. Es sind die nicht-depressiven Anteile (die „gesunden“ oder „aktiven“ Anteile), die rufen: „Raus hier!“ (vgl. in 4.4. unten) – die depressiven Anteile fühlen sich wohl im Morast und der ihm eigenen (der Gravitation geschuldeten) Anziehung.

Die Anziehungskräfte, die in diesem Raum anziehend wirken, sind jedenfalls solche, die in Simone eine immanente Verunsicherung hinsichtlich ihrer Lage im Raum hervorrufen. Eine Drehbewegung markiert das Schwindelgefühl, das mit dem Auffälligwerden des Morasts einhergeht. Das setzt mich verstärkt auf die Fährte von Depression und Panikattacken²¹⁷. Es ist das Einsetzen der Attacke, das (erst) auf das

²¹⁶ In der Übersetzung von Angelika Lückert (TED-Gespräch 2013, vgl. oben) wird die Schlusszeile klangschön zu: ich fiel immer tiefer und treffe bei jedem Fall auf eine andere Welt und hörte damit auf, zu wissen" (TED-Gespräch ebda, online-Ressource).

²¹⁷ Auch in den anerkannten diagnostischen Klassifikationssystemen ist in Zusammenhang mit Angststörungen (vgl. DSM-V), Panikstörungen (vgl. ICD-10) sowie mit weiteren ähnlichen Zuständen von Symptomen wie etwa Schwindel die Rede (vgl. ausführlich in jenen Manualen). Am anderen Ende des Spektrums der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Schwindel“ findet sich Christina von Brauns 670-seitiger „Versuch über den Schwindel“ (vgl. von Braun, 2001). Als besonders erwähnenswert (im aktuellen Zusammenhang) finde ich ihre zahlreichen Hinweise auf das Verschwimmen der Positionalität für das *schwindelnde Subjekt*. Die Grenzen zwischen erlittenem und verübtem Schwindel beschreibt von Braun als fließend (vgl. ebda, besonders im 1. Kapitel), wobei ihr gelingt, als ein

umgebende Medium aufmerksam macht (nicht umgekehrt). Zuerst ist da der Morast, er ist auch ohne die auf ihn gerichtete Aufmerksamkeit da. Er ist bereits seit längerem Simones Umgebung, die Nähe wächst stetig, plötzlich – ein Bruch in der Wahrnehmung – fällt die Morastigkeit auf.

Was ist nun also „Morast“? Obwohl es unzählige Eigenschaften und Arten von Moor gibt, ist der Ausdruck doch einer, dem eine gewisse über den Kontext hinaus verstehbare Aura anhaftet²¹⁸. Von diesem Begriff geht etwas sehr Plastisches, Bildhaftes aus, das ein tiefes Verständnis für Simones Empfindung vermittelt. „Morast“ ist eine Art Semi-Feucht-Zelle: nicht wirklich nass, die Umgebung ist nicht ozeanisch, was positiver und mit Weite konnotiert wäre, jedoch auch nicht wirklich trocken, d. h. auch in seiner Materialität ist Morast ein Sinnbild der Ambivalenz. Auch im extremen Körpergefühl findet dies eine Entsprechung: Trotz der empfundenen Hitze schaudert es Simone. Zudem – vgl. in 4.4. – ist der Morast „klebrig“: Was Simone umgibt, haftet also hartnäckig an ihr an, es klebt an ihr und lässt sich nicht so leicht abschütteln.

Morast hat die Anmutung von Medialität – er umschließt – aber auch spezifischer die des klebrig einschließenden Mediums „Depression“. Indem der Morast das allererste Medium in Simones Leben ist, bekommt Simones Schilderung auch folgende Lesart: Depression ist (eben doch) kein Phänomen der Grundlosigkeit (im Sinne des Fehlens von einer Erklärung über Untergrund- oder Umgebungsbeschaffenheit). Depression hat sehr wohl einen Auslöser im Außen: Morast. Was lässt also die Wahrnehmung der Umgebung so tief ins Bewusstsein einsickern, dass Panik entsteht? (Dies wird ausführlich in den infernologischen Überlegungen erörtert. Ein Heranziehen von Informationen über die Schwangerschaft, die zu Simone geführt hat, ist hierbei eine Interpretationshilfe.)

Die undurchdringbare, dunkle, dampfende Masse, die die Augenräume und Ohrenwege verstopft, ist der Trigger für Simones ambivalentes Gefühl: Sie ist in einer Behausung, die zu dicht ist, um noch ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln zu können. Die Kombination aus Nähe ohne Durchlässigkeit ist das, was die Depression gibt. Diese ungünstige Verbindung erschließt sich unter anderem aus Simones (verbalen und mimisch-gestischen) Hinweisen, dass sie große Schwierigkeiten beim Atmen hat, also die Durchlässigkeit für Sauerstoff nicht gegeben ist. Nicht bloß metaphorisch gedacht, gebe Atemnot im Uterus-Kontext Hinweise auf die

wiederkehrendes Motiv den Lust-Aspekt am Schwindel herauszuarbeiten. Ich nehme darauf im weiteren Fließtext Bezug.

²¹⁸ Die Begriffe der Atmosphäre *sensu* Böhme erfasst diesen Umstand, was es bedeutet, wenn die Aura eines Raumes oder Wortes oder Gegenstandes so verdichtet ist, dass sie wie objektiv beschreibbar anmutet (vgl. Einleitung bzw. Böhme, Atmosphären, 2002).

Geburtsphase, gerade im Überschneidungsbereich Uterus und Depression scheint mir jedoch eine übertragene Lesart noch naheliegender: die Beengung durch das, was als umgebend wahrgenommen wird, lässt Simone kaum mehr atmen. In einem der erwähnten späteren Gespräche betont Simone die Atemnot als eines der schwierigsten Symptome während ihrer Panikattacken.

In den folgenden Beobachtungen versuche ich einen weiteren Blickwinkel auf Simones Schilderung und im Besonderen deren Nähe zum Anti-Sphäre- und Depressions-Begriff bei Sloterdijk herzustellen. (Dies geschieht hauptsächlich entlang der Passagen 4.3. und 4.4.) Ich nehme dazu expliziter als im bisher Gesagten auf seine „Erkundungen im höllischen Raum“ Bezug, dies gleichwohl (nur) als Vorspiel, um zu den Strukturen in Simones gegenwärtigem Leben zu gelangen und die Phänomenologie ihrer aktuellen depressiv-ängstlichen Verstimmungen mit jenen abzugleichen, die eine Reaktion auf das erste Eingeschlossen-Sein darstellen können. Denn „Psychotherapie ist das Unternehmen, den Zufluss von vorprädikativen Bejahungen zur reflektierten Einwilligung ins selbstentworfenene Leben freizulegen. Das ist wohl der Grund, warum wirklich durchgreifende Heilungen nur zustande kommen, wenn das Archaische mit dem Aktuellen sich neu verknüpft“ (Sloterdijk 1993, S. 291 f.). Was Sloterdijk hier für den Pol der Bejahung formuliert, ist genauso für die vorprädikativen oder präsubjekthaften verneinenden Tendenzen gültig sowie für alle weiteren starken Strömungen. Für durchgreifende Heilung ist ein Kurzschließen des frühesten Raumes mit dem aktuellen (und allen für dieses Unterfangen relevanten Zeit-Raum-Waben) wichtig, ich bemühe mich deshalb auf den folgenden Seiten, mehr Informationen aus Simones gegenwärtigem Leben heranzuziehen²¹⁹. (Wo die Information abreißt, setzt mein (deduktives) Schließen ein – wie im weiteren Text an der Möglichkeitsform erkennbar.)

C. Infernologisches

Wie auf den vorangegangenen Seiten ausführlich dargelegt, geht es in dieser Passage – und Passage ist hier tatsächlich deutlich auch als Durchquerung oder Überfahrt (durchaus auch in den oder durch den Hades) gedacht, sowie auch nahe an van

²¹⁹ Ich beziehe mich in weiterer Folge auf Gespräche, die nach dieser Liegung (eines etwa 3 Wochen später, eines etwa nach 2 Monaten) stattfinden. Diese liegen mir aufgrund von Simones Abneigung gegen akustische Aufzeichnung (vgl. eingangs) in von mir mitnotierter Form (d.h. sehr nahe an ihren Formulierungen) vor.

Genneps „rites de passage“ (vgl. Einleitung) – deutlich um Simones Kämpfe an ihren Grenzen. Ihr Körper wird von Invasionen bedrängt.

„Der Körper ist die *minimal world*, die zur Einsperrung von Menschen in Qualgehäusen gebraucht wird – das ist es, was Folterer vortrügen, würden sie als Dozenten der Anthropologie angestellt; ohne Torturologie fehlt den Wissenschaften vom Menschen ein wesentlicher Zweig“ (Sloterdijk 1999, S. 609).

Wie nah an den Passagen 4.1. bis 4.3. beschrieben, erlebt Simone Torturen in ihrem eigenen Körper, an den Grenzen ihres Körpers. Das Qualgehäuse ist dabei ein doppeltes: Sie ist in Morast sowie in sich selbst eingesperrt.

Zu meinem konkreten Vorhaben auf den nächsten Seiten: Ich werde zunächst die Informationen zusammentragen, die mir aus Randbemerkungen der ersten beiden Gespräche – das hier transkribierte ist, wie gesagt, das zweite – zugänglich sind, sowie jene, die ich aus zwei weiteren Zusammentreffen beziehe. Besonders ausführlich sprach Simone nach der vierten und abgesprochen letzten ihrer Liegungen mit mir, diese findet im Spätherbst im, an früherer Stelle beschriebenen, Kirchenraum statt. Dass sich die letzte der immersiven Erfahrungen in der Kirche ereignet, ist auch aufgrund von Simones katholischer Kindheitsprägung durch die Großeltern (vgl. oben) von Interesse. Dieses vierte Gespräch ist das einzige zwischen uns, auf dem Simone nicht mehr auf der Liege sitzt (für über die Klangprogrammdauer hinausgehende Aufenthalte wäre es in der spätherbstlichen Kirche zu kalt), sondern wir einander in Couch-Elementen eines Kirchennahen Raumes vis-à-vis sitzen. Es ist zudem auch das einzige Gespräch, bei dem wir uns absichtlich auf der Meta-Ebene unterhalten und ich ihr auch Rückfragen stelle/stellen darf. Diese Aspekte sind vor allem aus dem Grund erwähnenswert, da Simone jene Dimension der Schwangerschaft, die zu ihr geführt hat „überhaupt nicht im Kopf“ hat (wie sie in einem späteren Gespräch sagt, auf das ich mich in den anschließenden Notizen beziehe, vgl. unten). Ich darf mir schriftliche Aufzeichnungen machen, das Diktiergerät sei ihr unangenehm, sie fühle sich „verzweckt“ – Anführungszeichen geben in dieser Ausführung Simones wortgenaue Formulierungen wieder – und habe selbst mehr davon, wenn es ausgeschaltet bleibt (ich komme auf diese Aussage unten nochmals zu sprechen). Ich gebe in weiterer Folge jene Aspekte in sehr verknappter Form wieder, die mir für weitere Überlegungen hinsichtlich des Begriffs der pränatalen Dröhnung interessant erscheinen.

Notizen zu den Zusammenhängen und Hintergründen, aus dem Nachfeld von Simones immersiven Erfahrungen

In utero – was draußen geschah:

Der Kindesvater geht, die (Groß-)Mutter stirbt

Simone als Faktum gegen eine Gottes-Existenz

Simones Mutter – im Fließtext nenne ich sie nun Karoline – erzählt ihrer Tochter die Zusammenhänge der Schwangerschaft mit ihr erst in Simones „Erwachsenenalter“. Karoline war vom Kindesvater (Stephan) zum Zeitpunkt von Simones Zeugung „eigentlich schon getrennt, wollte aber diese 10-jährige Beziehung nicht wegschmeißen“, zudem wusste Karoline bereits zu dieser Zeit: „Stephan hatte schon länger ein Verhältnis, ganz klassisch, mit der jungen Kanzleihilfe“ und verließ Karoline schließlich auch „ausgerechnet 4 Wochen vor meinem Geburtstermin“ zudem „ist er auch noch gleichzeitig mehrere hundert Kilometer weg gezogen, mit der Neuen“ – „Damit war meine Existenz gleich amal unnötig, weil ich hatte ja bloß den Zweck, dass der Typ bleibt. ... Mama war so wütend!“ (Hier taucht der Aspekt von Simones „Verzweckung“ also in anderem Zusammenhang wieder auf, vgl. oben im Zusammenhang mit ihrer Ablehnung gegen eine digitale Stimm-Aufnahme.) „Dann war aber noch was Schlimmeres. ... Mamas Mutter ist völlig unvorbereitet am Tag meiner Geburt gestorben. 8 Stunden vor mir. Dieser Tag muss ziemlich scheiße gewesen sein für sie.“ Weiters sagt Simone, „meine Kindheit war aber gar nicht von dieser Wut und Trauer beeinflusst. ... Bin glücklich aufgewachsen ... Statt Stephan sind seine Eltern viel da gewesen.“ Die Eltern des leiblichen Vaters sind auch jene Menschen, die Simones „katholisch streng-gläubige“ Erziehung „verursachen“, „denn die Mama hat gesagt, sie glaubt nicht, dass es einen Gott gibt, [denn] dass ihre Mutter am ausgerechnet gleichen Tag stirbt ... meiner Geburt ... spricht als Faktum dagegen.“

Passen der Dinge

Phänomenologie der Depression

Traumlos vs. Alpträume

Im Zusammenhang mit „all diesen Fragen“ sagt Simone, es sei „witzig dass du das jetzt fragst, denn obwohl ich da keinen Zusammenhang gesehen hab', (...) passen diese Dinge.“ „Dass das wie eine komprimierte depressive Tief-Phase ist (...) war mir nachher schon klar.“ An späterer Stelle sagt sie: „Es ist gerade so, als wäre das ein Geschenk, wegen meiner eigenen Schwangerschafts-Enden.“ Da Simone

diesbezüglich immer bei vagen Formulierungen bleibt (vgl. oben), frage ich diesbezüglich nicht nach, interessiere mich allerdings für die Frage, inwiefern es „ein Geschenk“ darstelle.

„Weil alles bislang irgendwie keinen Sinn gemacht hat. Das Depressive hat mich [in mir] nicht durchschaubaren Rhythmen eingesaugt, fühle mich darin so umfassend verlassen (...), ich habe nichts zu geben, alles ist schon verloren (...) deshalb hätte [bislang ein] eigenes [Kind] nie gepasst, [ich] hätte es als mein Therapie-Ding (...) missbraucht.“ Der zweite Aspekt, der „ein Geschenk ist“, sagt Simone, sei: „da wäre ich mit meiner ganzen Therapie alleine nie hingekommen, das ganze Gequatsch [hätte mir] diese tiefe, tiefe Einsicht nicht geschenkt.“ Bezüglich ihrer Panikattacken merkt Simone an, „sie sind nach ebendieser Sitzung völlig verschwunden“ (worauf sie sich auf die hier besprochene Erfahrung bezieht). Zwei letzte Details an dieser Stelle beziehen sich auf Träume Trauminhalte. Zum einen erzählt mir Simone in Randbemerkungen mehrfach (und in mehreren Gesprächen) von „schrecklichen Albträumen“, die sie in Zusammenhang mit „mindestens einer nicht beendeten Schwangerschaft“ hatte. O-Ton: „Ich träume, dass da etwas ist in mir, das sich dort nicht wohlfühlt, (...) und im Traum werde ich aber plötzlich zu etwas Embryonalem.“ Zum anderen – und dieses Detail bekommt nun erst in den letzten Zügen dieser Studie einen Sinn für mich, vgl. unten – erzählt Simone (im 4. Gespräch) von den langen Schlafphasen ihrer Mutter in den letzten Wochen der Schwangerschaft mit Simone. Karoline habe ab dem „Schlußmachen“ des Kindesvaters „jeden Tag 10 Stunden oder mehr geschlafen (...), und zwar traumlos und wie sie sagt ohne der Wut ... [ich glaube], das hat sie noch irgendwie gerettet.“

Da die Möglichkeit eines Zusammenhangs mit der eigenen uterinen (Vor-)Geschichte für Simone während ihrer Liegungen nicht besteht, beziehe ich sie auch erst gegen Ende ihrer Ausführungen ein. Hierin liegt zudem ein deutlicher Kontrast zu den Erlebnissen von Heiner und Marie, die bereits im Vorfeld diesbezügliche Überlegungen beschreiben²²⁰.

²²⁰ Für weitere Vorgehensweisen impliziert dieser Umstand/dieser Unterschied keine Empfehlung, denn dies ist eine Dimension, die meiner Kontrolle nicht unterliegt. Seit 2006 ist Sluneckos Erststudie zu dieser Klangliege im Netz abrufbar, die Homepage des Künstlers [sha](#). gibt es noch länger. Dieser Hinweis soll auch keine Wertung enthalten, denn auch die Vorinformation kann ja (wie auch im Rahmen dieser Studie gezeigt) die Beschäftigung mit gewissen Themen manchmal erst ermöglichen. Für wissenschaftliche/forschungspraktische Überlegungen und Schlüsse erscheint mir wichtig, diese Ebene, inwiefern es Vorinformationen gegeben hat, mit zu dokumentieren.

Auf Grundlage dieser Informationen möchte ich jetzt abschließend nochmals den letzten Teil der 4. Passage von Simones Schilderung heranziehen, die (bislang noch unbekannte) 5. Passage hinzukommen lassen und diese beiden (etwas straffer als bisher) mit Sloterdijks Erkenntnissen über depressive Räume kurzschließen. Auf diese Weise versuche ich, dem, was ich als vorgeburtliche Dröhnung Simones bezeichnen möchte, auch in deren Wirkweisen der Gegenwart auf die Spur zu kommen. [Gegenwart meint hier den Zeitpunkt der hier besehenen Liegung Simones.]

Passage 4.4. [Wiederholung]

A Noch nie so viel Ambivalenz auf dies' Leben empfunden – ganz, ganz furchtbares Elend, blind hatred. Aber das is' nicht von jetzt, das war schon. Herz – zusammengschnürt rast es dahin. Hier [*Gestik bezieht auf Brustkorb*] Hör auf! Sitzt wer auf meiner Brust. Nur aufhören, einfach ein Ende – prügelt auf mich ein, der Wunsch, gegnan [:gegen den] Schädel.

B Ich sinke immer tiefer. Nichts dreht sich um mich. Mir tut alles weh, seelisch, ich kann nimma. Aber ist so schön nah' bei mir, fühl' mich angekommen. Der Haß, das ist das tiefe-(2)stes, unterstes – (4)vor mir schon da gewesen (4)[*Gestik*] Dieses Leben – ich – einfach ungewollt! So. (2) Also so(.)

C. Schläfen sind heiß und zugepresst, klebrig der Schlamm, krieg die Augen nicht auf, was auch besser sein wird, weil alles so elend, der Nacken schmerzt wie als wenn ich gewürgt werde, die Schläfen pochen [*Gestik*]. Durch meine Adernwege pumpt die ganze Zeit diese Droge – so ab- *ahm*-gründlich, es- dass es – ich – (2) einfach nur atmen – ich atme tiefer. Es geht nicht, zu bemüht, weiß nicht, wie es geht. Aaah! [*wild-verzweifelte Gestik, Stirnrunzeln*] Ich atme aus und das Zeug, ahm, sumpfenes Zeugs um mich herum, es wird giftig blau, dort wo ich hin atme [*Simone stößt heftig Luft aus*]. Diese tiefe Traurigkeit, was sich von innen nach außen stülpt, mit mir voran, drum wird es innen drinnen immer leerer und der Hall wird größer – Echo! Hallo! Hass! „Tu weiter!“– ich will da raus! (4) Da war ein Moment, da schrie alles: „Raus hier!“ und „Bitte, jetzt!“

Die Umgebung – zur Erinnerung – ist nach wie vor (wie in der gesamten 4. Passage) „Morast“: Das Umfeld ist von mächtiger, warmer, umhüllender Präsenz, die Bedrängnis, die bereits zuvor geschildert wurde (vgl. oben, die Fetzen und Trümmer), scheint nun verdichtet zu sein und Simone lückenlos zu umschließen, sogar die Augen und Ohren sind zu-ge-moort, wobei die Augen zu Räumen und die Ohren zu Wegen werden. Mit diesen Vokabeln wird Simone noch intensiver dem Umstand gerecht, dass es sich um ein Geschehen zwischen Innen und Außen handelt.

Die Engeempfindung am Kopf, im Schläfen- und schließlich auch dem gesamten Rumpfbereich, wie hier in 4.4. beschrieben, können als Korrelat der endokrinologischen Aufschaukelung des eingeleiteten Geburtsvorganges gesehen werden (vgl. im entsprechenden Kapitel bei Swaab, 2013). Das Tiefer-Treiben, Weiter-Nach-Unten-Rutschen kann demnach auch ganz konkret als Erinnerung an das fetale Hinunter-/Hinausgedrückt-Werden zu gedeutet werden. Es kommt zur Drift des

Bewusstseins in die (eigene) Tiefe hinzu. Die zunehmende gesamtkörperliche Enge passt zu den Befunden der Neurobiologie, so beschreibt Dick Swaab, wie das Zusammenspiel der hormonellen Reaktionen von Fötus und Mutter einen Regelkreis bilden, der schließlich zur Geburt des Kindes führt. Benötigt das ungeborene Kind etwa 15 % des mütterlichen Stoffwechsels, so sinkt in der Phase vor der Geburt sein Blutzuckerspiegel und seine Stressachse wird stimuliert. „Sowohl das Gehirn der Mutter als auch das Gehirn des Kindes beschleunigen den Geburtsverlauf, indem beide durch Ausschüttung des Hormons Oxytocin in den Blutkreislauf Kontraktionen der Gebärmutter auslösen“ (Swaab, 2013, S. 35).

In Abschnitt A ist nochmals davon in kondensierter Form die Rede, was Simone im eben hinzugenommenen Meta-Gespräch als „komprimierte depressive Tief-Phase“ bezeichnet. Das zweifache Qualgehäuse, von dem Sloterdijk spricht (vgl. oben), wird deutlich erkennbar: die Symptome im Inneren des eigenen Topos, die gleichzeitig von außen kommen. In diesem Absatz findet sich auch der Hinweis auf ein implizites Wissen, dass diese existenziell-depressiven Schmerzen von früher her dröhnen: „das is' nicht von jetzt“.

Im Absatz A erlebt Simone die eintretende Beengung (zuerst) personifiziert und schreit eben jene Gewalt in Menschengestalt an, von der sie ihre Brust als beengt und von der sie sich als geprügelt empfindet. Im zweiten Ansatz (A + B) wird es abstrakt, was sie prügelt, ist ein „Wunsch“. Wie um ihre Gestik – das Trommeln an Kopf und Rumpf – zu kontrastieren, weist Simone auf den seelischen Schmerz hin, der in der aktuellen Lage (der Erinnerung) noch schlimmer als der körperliche erscheint. Gleichzeitig fühlt der tiefe Schmerz sich vertraut an, eben nach ihrer Ausgangssituation. Wo es am tiefsten schmerzt, fühlt es sich am intensivsten nach dem Herkunftszustand an. In „Der Hass, das ist das tiefe-stes, unterstes – vor mir schon da gewesen- dieses Leben – ich - einfach ungewollt! So. Also so.“ findet sich das Wissen um die intendierte Verzweckung ihrer Existenz eingeschrieben. Die Wut und der Hass der Mutter kommen beim ungeborenen (aber bereits auf Geburtsniveau herangereiften) Wesen ungefiltert, ja sogar verdichtet an. „Blind hatred“ ist bei genauerer Betrachtung die perfekte Umschreibung für das Kind, das von der Mutter gehasst wird, ohne gesehen zu werden. Diese Unsichtbarkeit besteht in einem doppelten Sinne: Der Fötus ist im Mutterleib noch nicht anschaubar. Und Simone wird zudem ja auch nicht als Wesen ad personam, sondern als Mittel zu einem Zweck gesehen, der nun bereits als nicht erfüllbar erkannt wird. [Hier ist (mir) auch Karolines Lage empathisch nachvollziehbar:

Die Wut und der Schmerz über das Verlassen-Werden in dieser Lage müssen wohl tief erschüttern. Was Karoline gerade verloren hat, ist ihr bekannter als jede zukünftige Lebensform.]

Wann sich in diese pränatale Gestimmtheit der Tod der Großmutter (bzw. dessen Auswirkungen auf die Lage/Gestimmtheit der Mutter) einschreibt, bleibt vage, mir scheint dieses Motiv erst ab dem Abschnitt 4.C und dann in Passage 5 vorhanden zu sein (vgl. ab dem nächsten Absatz). Abschnitt C ist phänomenologisch sehr nahe an dem daran, was körperlich mit dem Einsetzen der Wehen im mütterlichen Körper einhergehen kann (vgl. oben). Kurz gesagt: in 4.C und 5 spitzt sich Simones Lage im Morast nochmals richtig zu, bevor ein Ende in Sicht ist. Dabei wird wieder das (vom Anfang der Schilderung) bekannte Motiv der Drogen-Wirkung herangeholt. Hormone – die körpereigenen Drogen – spielen sowohl bei depressiven Prozessen als auch bei jenen des Geburtsvorganges eine große Rolle. Dass neben den Adern (in denen die Drogen das Gesamtsystem versorgen) nun auch die Atemwege ins Spiel kommen, spricht für die androhende Umstellung des fötalen Systems – ein Abdocken von der Mutter und ein eigenständiges Übernehmen des Atmens stehen an. Dem Atmen kommt in allen Zuständen, bei denen Medialität (also das Eingetaucht-Sein des Menschen) eine Rolle spielt, eine große Bedeutung zu, vgl. dazu Sloterdijk auf der nächsten Seite. Während dieser wehenartigen Zustände ist Simone mit der mütterlichen Trauer konfrontiert. (Nur wenige Stunden nach dem Tod der Mutter ein Kind gebären zu müssen, erscheint mir eine unvorstellbare Tortur zu sein.) Die kräftigen selbst-bejahenden Züge in Simone vermitteln: „Es [wird] innen drinnen immer leerer (...) will da raus! Da war ein Moment, da schrie alles: ‚Raus hier!‘ und ‚Bitte, jetzt!‘“

Passage 5

Gleichzeitig will ich sie aber auch nicht to end. Don't want that to end – ever. Unendlich erschöpft von dem – allem – Trauerspiel – so müde(.) [*Sie seufzt tief und krümmt sich noch ein wenig stärker in sich selbst zusammen*] (10) Grausamkeit am ganzen Leib, dünne, lange Nadeln infiltrieren Lungenbahn [*Gestik, rudern*] (4) Körperlich die Panik vor dem Ende am Zenit. Meine Mutter heult. Keiner will, dass ich raus komme. Es soll einfach stillstehen. Wie ein Schwamm kann ich mich-- (2) [*Seufzen*] den Schmerz ganz durchdrücken und durch die Poren rinnt der Hass ab und Elend. Das

ganze Leid – a kleines Rinnsal. Dann der Bass intensiver und die Glocken mit Läuten und durch meine Haut – Die Körpersensationen wurden arg, zack, zack, in mir begann ein Voran- der Trieb nach voran. Wie auf dem LSD-Trip. Augen wurden frei [*macht eine Augenbewegung von ganz rechts über hinauf, nach ganz links und hinunter*] und am ganzen Körper kribbelte es erfrischend. Die Töne schwollen an wie ein – erigierter Schwellkörper – ich wurde feucht – um mich herum auch. Mir rannen plötzlich Tränen übers Gesicht – (2)

Zirkularität der Anti-Sphäre

Die ambivalente Stimmung bleibt auch hier am Werk: Noch steht der Freiheit die Vertrautheit des (bislang einzigen) bekannten Ortes entgegen. Sloterdijk spricht vom „Orkus der Depression, in dem die Verneinung eigentümliche Zirkel bildet, die Kreise der Enge und der Zerstörerischen Aussicht“ (Sloterdijk 1999, S. 608). Wer tief in der Depression ist, kann und will dem Morast nicht entkommen, denn nicht nur die guten Sphären (von denen ich in der Einleitung berichte) sind rund: „Es zeigt sich vielmehr, dass die Hölle eine eigene sphärische Potenz besitzt und einer spezifischen anti-sphärischen Zirkularität untersteht“ (ebda, S. 607). Das Abgleiten in die Depression steht auf einem Blatt – einmal darin geschieht allerdings „ein eigensinniger Wirbel der Negativität“ (vgl. ebda, S. 608), der das Herauskommen aus eigenem Antrieb erschwert. Denn der eigene Antrieb will sich ja nun um den kleinen Punkt drehen, auf den mensch selbst nun reduziert ist: „In sphärologischer Sicht drückt Depression die Vernichtung des Beziehungsraums aus. Der gute Raum verschwindet, wenn der Radius kollabiert, der Punkt und Gegenpunkt in einem gemeinsamen Umfang intensiv auseinandergehalten hatte. Eine Welt ohne Radiusenergie ist die Antisphäre – um einen partnerlosen Punkt ein beliebiges Ringsum (vgl. ebda, S. 614)“. Der partnerlose Punkt spricht dabei konkret auch Simones Lage in den letzten Wochen vor der Geburt an, in denen Simone ohne spürbare dyadische Partnerin auskommen musste, die geholfen hätte, einen sphärischen Raum aufzufalten. Was an Sphärenspannkraft²²¹ von der Mutter ausging, wenn ich Simones Beschreibung umzulegen versuche, wäre einerseits eher von anti-sphärischer Kraft, zudem gehen deren Prozesse an Simone

²²¹ Sphärenspannkraft soll hierbei nicht bedeuten, dass eine direkte Kommunikation mit einem ungeborenen Kind stattzufinden habe, ich zweifle auch an, inwiefern das idealtypische Bild, das Sloterdijk diesbezüglich entwirft, in der Praxis standhalten kann (vgl. Sloterdijk 1998, ein Grundgedanke des Buches). Ich will damit vielmehr eine gewisse Haltung beschreiben, die eine umfassend einbeziehende und auf gewisse Weise dem werdenden Wesen zugewandte ist.

vorbei – sie betreffen die Wut auf den Ex-Partner und hierbei wohl auch eine Traurigkeit, sowie den Schock und die Trauer um die verlorene Mutter. Simone beschreibt – zwischen panischen Gefühlen – eine tiefe Erschöpfung. Dabei verwendet sie auch das, zum doppelten Verlassen-Werden passende Wort „Trauerspiel“. Die gestische Zusammenkrümmung verdeutlicht dabei Simones Ausdehnungskrise. „Die Kraft, die der Sphäre ihre Wölbung verleihe, wirkt am erschlafften Selbst vorbei. Das Ganze, ein leerer Umstand um einen spannungslosen Punkt“ (Sloterdijk 1999, S. 615).

„Grausamkeit am ganzen Leib, dünne, lange Nadeln infiltrieren Lungenbahn“ – Auch in der klinisch-psychologischen Klassifikation gehören die beschriebenen Symptome zu jenen der „Panikstörung“, sie sind allerdings weniger präzise und poetisch beschrieben.²²² Ebenso ist „die Panik vor dem Ende“ in der klinischen Diagnostik im Zusammenhang mit einer Panikattacke ganz im Bild.²²³ Jenseits einer Klassifikationsbemühung deutet Simones Angst vor dem Ende auch an, dass sie das Sterben (der Großmutter) auf sich selbst bezieht und diese Übertragungsbewegung fortsetzt. Darauf findet sich auch ein Hinweis in ihrer Formulierung im oben zitierten 4. Gespräch: „Mamas Mutter ist völlig unvorbereitet am Tag meiner Geburt gestorben. 8 Stunden vor mir.“ Obwohl diese Verkürzung im gesprochenen Wort verständlich und unauffällig ist, lässt sie (mich) doch aufhorchen. Da ist auch eine dermaßen auffällige Gleichzeitigkeit von Tod und Geburt im Raum, dass Simone ihr Leben in starker Präsenz der (eigenen) Sterblichkeit beginnt. „Meine Mutter heult. Keiner will, dass ich raus komme. Es soll einfach stillstehen.“ – Die Situation vor Simones Geburt ist damit auf den Punkt gebracht. Der Wunsch nach Stillstand geht dabei ganz klar nicht als einer hervor, dass alles immer so (morastig, panisch, traurig) bleiben möge – es geht nicht um das Genießen einer guten Innigkeit. (Hier wird – zugespitzt formuliert – nicht idealisiert.) Es ist eher so, dass der lethargische Imperativ absolute Gleichförmigkeit und Ruhe (als Entschädigung für erlittene Strapazen) fordert.

²²² Nach klinischer Definition gehören „plötzlich auftretendes Herzklopfen, Brustschmerz, Erstickungsgefühle, Schwindel und Entfremdungsgefühle“ zu den Symptomen einer „F41.0 Panikstörung [episodisch paroxysmale Angst]“ (vgl. ICD-10, F41.0).

²²³ Im oben zitierten Klassifikationssystem heißt es weiter: „Oft entsteht sekundär auch die Furcht zu sterben, vor Kontrollverlust oder die Angst, wahnsinnig zu werden. Die Panikstörung soll nicht als Hauptdiagnose verwendet werden, wenn der Betroffene bei Beginn der Panikattacken an einer depressiven Störung leidet. Unter diesen Umständen sind die Panikattacken wahrscheinlich sekundäre Folge der Depression“ (vgl. ICD-10, F41.0).

Katalytische Fähigkeiten als Eigenantriebskraft aus dem Morast

An dieser Stelle wird auch die bereits oben ausführlich besprochene Raumnahme-Problematik nochmals auffällig – im Schwamm-Bild ist einerseits der Wunsch nach Stauchung (oder Drückung) enthalten (vgl. auch auf S. 237ff.). Neben der Komprimierbarkeit verfügt ein Schwamm allerdings auch noch über hohe Saugfähigkeit – er ist also in gewissem Sinne die Verbildlichung der pränatalen Dröhnung: Simone ist dazu gezwungen, alles, was sie umgibt – den ganzen Morast, die Wut und Trauer –, in sich aufzunehmen. Was sie gleich im nächsten Satz anspricht, ist, in diesem Bild bleibend, allerdings das Erwähnen von Ressourcen an unerwarteter Stelle: Was der Simone-Schwamm aufsaugen muss, kann er nämlich aus eigener Kraft wieder aus sich herauspressen. Simone kann also in gewissem Sinne autopoietisch oder automäeutisch tätig werden. Sie hält einerseits ihre Form und Funktion aufrecht und erneuerbar – immer wieder aufsaugen kann nur, was immer wieder abgeben kann, gleichzeitig deutet sich darin aber auch ein Prozess des Hervorbringens oder der Katalyse an. Auf diese Schilderung besehen: Zuerst ist der Zenit erreicht – sowohl von Simones Panik als auch im Schmerz der Mutter, dann durchlaufen der Hass und das Elend den Schwamm, der Simone ist, und heraus tropft (durch ihr eigenes Auswringen) ein überschaubares Rinnsal der Chose: „Durch die Poren rinnt der Hass ab und Elend. Das ganze Leid – a kleines Rinnsal.“ – Der menschliche Schwamm, der sich selbst auswringen kann, ist gewissermaßen der Münchhausen unter den Depressiven oder unter den Föten.

Der hier grau unterlegte Teil ist – endlich – die Passage des Übergangs. Eingeleitet durch Töne/Klänge beginnt diese liminoide Phase. An der Haut ist ein Hinweis auf die Veränderung, dass diese nun membranhaft durchlässig wird – es heißt nun „durch meine Haut“ – damit ist das kontrastierende Gegen oder Außerhalb beendet. Nachdem der Schwamm in seiner (selbst-)filternden Eigenschaft zum Einsatz gekommen ist, ist der letzte Satz vor dem Übergang, der auch mit einem Wechsel auf der Zeitebene einhergeht, erstaunlich unaufgeregt: „Dann der Bass intensiver und die Glocken mit Läuten und durch meine Haut.“ Der Phänomenologie der Übergangsphase entsprechend, ist diese in meinem Text an zwei Stellen notiert: im Kontext dieser Passage, die von großer Panik gekennzeichnet ist, sowie in der Abschlusspassage 6, wo ich sie dann auch etwas näher betrachte. Zuvor jedoch noch zu den letzten (mir noch) fehlenden Aspekten zur Depression im aktuellen infernologischen Zusammenhang.

Ein Parallelholen von Simones und Sloterdijks Erkundungen kann also über mehrere Aspekte von antisphärischer Erfahrung Aufschluss geben, namentlich über deren Zirkularität (vgl. oben), das Implodieren des Raumes sowie den Aspekt der Einsamkeit in der Depression (wie ebenfalls oben bereits teilweise ausgeführt), der sowohl die inneren Repräsentationen anderer Menschen sowie den Glauben an etwas Gott-Verwandtes exkludiert (dazu ausführlich im noch Folgenden). Zudem sind noch die Rhythmizität der Depression und damit in Zusammenhang die Fährten zu den Ursprüngen dieser Rhythmik in Simones Verstimmungen interessant; zuletzt folge ich den Hinweisen auf die masochistischen Elemente in der Ausdehnung und Wertschätzung depressiver Zustände.

Rhythmizität – Gezeiten von Depression

Ich beginne die weitereninnenraum-archäologischen Studien mit Sloterdijk, für den die „Rhythmen und Gewalten des Weltaufgangs und -untergangs, in denen Menschen vorkommen“ die Helden der Geschichte sind (vgl. auf S. 65 und bei Sloterdijk 1993, S. 13.). Dies gilt auch und in besonderem Ausmaß für die Heldin der hier vorliegenden Geschichte. Im (eingangs zitierten) frühen Werk Sloterdijks beschreibt er *die Menschen als die Wesen*, „die in Rhythmen des Weltaufgangs und –untergangs vorkommen – existierend, inexisterend, anwesend, abwesend“ (Sloterdijk 1993, S. 299). Ich nehme diesen Gedanken menschlichen „Nicht-immer-wach-in-der-Welt-Sein-Könnens“ (vgl. ebda) bereits (implizit) in meiner Einleitung (Kapitel 2.) auf und zwar dort, wo ich über Immersion handle, genauer in meiner Ausführung über die widerstrebenden Wünsche nach Existenzialität sowie Inexistenzialität. „Aus der Idee der Anthropologie als Onto-Rhythmik ergibt sich ein doppeltes Programm – auf der positiven Seite eine Metaphysik der Trivialität, auf der negativen eine Ontologie der diskreten oder grauen Nichtse“ (vgl. ebda). Sloterdijk spricht von der Begründung einer „philosophische[n] Anthropologie neuen Typs“ (vgl. ebda). Für meine Untersuchungen entlang von Simones Schilderung resultieren aus dem Einbezug von rhythmologischen Aspekten sowie in Linie oder Zusammenführung mit den von Bachelard beschriebenen Weisen der Dialektik neue Perspektiven für die Gezeiten von (Simones) depressiven Schüben. Von Bachelard sind es vor allem die im Menschen als 2-polig gedachten Ausprägungen Drinnen und Draußen, Offen und Geschlossen sowie Ich und Nicht-Ich, die ich in diese Überlegungen miteinbeziehe (vgl. weiter vorne in diesem Kapitel, S. 231 ff, sowie bei Bachelard 1960, S. 247 ff.).

Simone beschreibt hinsichtlich ihrer depressiven Verstimmungen und stärker noch hinsichtlich ihrer Panikattacken (die sie etwa zweieinhalb Jahre lang „heimsuchten“ und

vor deren Wiederbeginn sie sich fürchtet) einen eigentümlichen, schubhaften Charakter. Wie oben vage angekündigt, deutet sich eine Fährte in der circadianen Rhythmik ihrer Mutter in der Schwangerschaft an, genauer in jenen überlangen, traumlosen Schlaf-Phasen, die sich Simones Mutter in den anstrengenden letzten Schwangerschaftswochen ‚zulegte‘ wie ein fluchtähnliches Schutzsystem. Die Phasen, in denen Karoline (die Mutter) sich nicht mit Wut, Hass und Trauer quälte, haben – so meine Vermutung – auch für Simone Pausen dargestellt, in denen ihr Umgebungsmedium keine Stresshormone etc. entsandte. Diese Abfolge von Be-Dröhnung mit starkem Stress, auf die dann immer wieder alternierend eine Ruhepause folgt, scheint mir die Rhythmik von Simones Depression geprägt zu haben. Auf die hier beschriebene Weise wäre eine Fährte aufgenommen, wie jene „rhythmischen Heimsuchungen“ zustande kommen mögen; es scheint, als wären sie in Simone bereits aus der pränatalen Phase eingeschrieben (um wieder jenen Begriff zu verwenden, der im körpertherapeutischen Diskurs für die Festsetzung von Erinnerungsspuren in den Körper eines traumatisierten Menschen verwendet wird, vgl. Hirsch 2004, S. 51).

In Simones aktuellem Leben könne die Reaktivierung von Erinnerungen an die (fötalen Reaktionen auf die) stressreichen Phasen im Mutterleib mit Trigger-Reizen einhergehen, die mit Bachelards dialektischen Systemen in Zusammenhang stehen könnten. Verhältnismäßig kleine Reize in der Außenwelt könnten demnach Trigger dafür darstellen, dass in Simone ein Kampf hinsichtlich dieser dialektischen Konstrukte aufbricht. Im konkreten Fall hätte – so bedacht – die AlphaLiege, die (wie geschildert) ein regelrechtes Grenz-Objekt darstellt, ein Reaktivieren dieses Kampfes zwischen mehreren zweipoligen Systemen ausgelöst (zum Kampf an den Grenzen vgl. früher im Fließtext). Das gäbe eine Theorie, die auf den ersten Blick gewagt anmutet: Sobald Simone aus der Balance einer mittleren, seismologisch unauffälligen Zone käme, könne dies eine depressive Woge auslösen. Jedes Zu-Eng, Zu-Nah, Zu-Weit-Draußen oder Zu-Fremd (in zahllosen Ausprägungen) könne zu einem Re-Entry in den Zustand des frühen Hin-und-Hergeworfen-Seins in einem unruhigen Medium führen. Mit anderen Worten: Das sich zu sehr annähernde Medium oder Subjekt könne in Simone das Gefühl triggern, selbst nicht handlungsfähig zu sein, sondern der Macht eines übergeordneten Systems zu unterliegen. Auf diese Weise könne nahezu jedes umgebende Milieu in dieser gedachten Übertragung den Platz des ersten Mediums „Mutterleib“ einnehmen und einen depressiven oder panischen Schub auslösen, der in Simone das Gefühl der unberechenbaren aber rhythmisch wiederkehrenden

Geworfenheit (in die Depression) auslöse. Das Wetter (als umgebende Macht/umgebendes Medium) könne somit genauso zu einem Trigger werden (die unbeeinflussbare Nebelsuppe, in der sie festsitzt), wie Menschen in einer überfüllten U-Bahn (zu nah!) oder eben ein Albtraum (wie Simone es beschreibt: Albträume sind ein gutes Beispiel für eine Macht, die unbeeinflussbar scheint und dabei auf grausame Weise phänomenologisch zu nahe ist). Mittlere Zonen entsprächen – so gedacht – den Phasen des ur-mütterlichen Schlafes, in denen die Medien und Subjekte in angenehmer Nähe/Entfernung blieben. – Dies sind, wie gesagt, Fahrten einer intim-archäologischen Spurensuche.

Einsam – im antisphärischen Schrumpf-Raum unter Berücksichtigung der Ferne eines guten Gottes

Das Gefühl der Depressiven ist ein einsames: „Da ist einfach nichts und niemand mehr, außer ich und meine einsame Panik“ (Simone, Passage 2). Wie bereits oben (unter der Überschrift Zirkularität) beschrieben, geht mit Depression eine Vernichtung des Beziehungsraums einher. (Ich versuche an dieser Stelle den Gedanken der Einsamkeit auch auf eine umfassende Einsamkeit (ein ‚Von-allen-guten-Geistern-verlassen‘-Fühlen) auszuweiten. (Wobei dies der Figur nach eher ein Einengen als ein Ausdehnen ist.)

„Wen die Depression erfasst, ist zur Weltarmut verdammt, weil für ihn die Weiterfahrt stockt und der Horizont implodiert“ (Sloterdijk 1999, 2013).

„[D]enn die Mama hat gesagt, sie glaubt nicht, dass es einen Gott gibt, [denn] dass ihre Mutter am ausgerechnet gleichen Tag stirbt ... meiner Geburt ... spricht als Faktum dagegen.“

In eine Welt geboren werden, in der genau durch die eigene Ankunft die Existenz Gottes widerlegt scheint, ist schon ein hartes Stück! Der mütterliche Gedanke stellt einen Zusammenhang dieser Ereignisse her – der Geburtstermin der Tochter wird das Schlüsselglied im Indizienprozess über/gegen eine Existenz Gottes. (Wäre Simone zwei Tage früher geboren, wäre möglicherweise die folgeschwere Deutung eine völlig andere, denn offenbar war Karoline der Gedanke an Gott zuvor wichtig (mehrere Aussagen Simones weisen darauf hin), vielleicht wäre die Indizienkette dann eher dieserart gewesen: „Das ist der Kreislauf des Lebens, erst schenkt mir Gott ein Kind, damit ich dann den Tod meiner Mutter besser ertragen kann!“ – Oder auch nicht. Jedenfalls wird im aktuellen Schluss der Mutter das Kind mit der Last eines

imaginierten Zusammenhangs beschwert.) Dieser „Fluch“²²⁴ bewirkt auch eine gewisse Erhellung des Beginns von Simones Schilderung. Simones Gedanke an einen Gott, der dabei jedoch ein würgender oder ein abwesender wird, wäre als die Trauer der Mutter deutbar: um deren Mutter aber auch um (den bis kurz zuvor imaginierten) Gott. Für Simone bedeutet dies auch außerhalb des pränatalen Raumes ein Aufwachsen mit der Anwesenheit eines abwesenden Gottes (vgl. dazu oben²²⁵). Dass sie über ihre depressiven Zustände als solche spricht, in denen sie sich „darin so umfassend verlassen“ fühlt, worin ein Hinweis auf eine höhere Form der Einsamkeit liegt, kann mit dieser schwer fassbaren Figur des so überdeutlich verneinten Gottes zusammenhängen.²²⁶

Raues Klima als Kontrapunkt gegen Scheinbejahung und Scheinmilde/ Der mystisch-masochistische Wunsch nach überwältigendem Umschlossen-Sein

Dieser letzte Ausflug in höllische Sphären beschäftigt sich einerseits mit der Frage nach Simones doch auch vorhandener Faszination an ebenjenen. Denn, wie bereits beschrieben, liegt hier ein auffälliger Unterschied zu Sloterdijks Überlegungen:

„Während über eine geschehende oder zu Ende gebrachte Odyssee immer wieder viel mehr zu sagen bliebe, als bisher vorgetragen wurde, ist aus depressiven Zuständen nie etwas Nennenswertes zu berichten“ (Sloterdijk 1999, S. 614).

Ungerichtete Panik ist – reduziert gesagt – die Angst vor dem Tod.²²⁷ Das dokumentiert sich im Besonderen an/in der Stelle der Schilderung, in der Simones panische Ohnmacht vor beiden Zuständen – dem gegenwärtigen und dem fremden, der sich vermittelt durch Vorgänge von Veränderung ankündigt – hervortritt: Der aktuelle, kaum erträgliche Schmerz erscheint im Vergleich zu dem, was bevorsteht, wie ein wohliges

²²⁴ Vom psychoanalytischen Gestus angeregt wäre hier meine Überlegung: Simone ist für die Mutter die, die Gott getötet hat. Was überspitzt klingt, wäre bloß die direkte Ausformulierung des von der Mutter überlieferten Zirkelschlusses: Meine Mutter stirbt → mein Kind wird geboren = Gott ist tot.

²²⁵ Simone wächst damit ja nicht ohne einen von der Mutter nähergebrachten Gott auf (wie wohl eine Vielzahl an heute Heranwachsenden), sondern in der Erinnerung an den verneinten Gott, den Gott, der sich als nicht-existent „erwiesen“ hat.

²²⁶ Eine ausführliche Darlegung, warum es nicht das Nicht-Vorhandensein Gottes, das unbemerkt bleibt, ist, das schwer zu ertragen ist, sondern die Potenzialität eines omnipotenten Gottes, in dem mensch nicht (ausreichend) enthalten ist, findet vor allem auf den ersten Seiten der antisphärischen Untersuchungen bei Sloterdijk statt (vgl. Sloterdijk 1999, S. 593 ff.)

²²⁷ Zu diesem Schluss kann mensch mit Hilfe der klinischen Diagnostik (vgl. ICD 10, 2013) oder der Psychoanalyse gelangen.

Zuhause: „Hör auf! Sitzt wer auf meiner Brust. Nur aufhören, einfach ein Ende – prügelt auf mich ein, der Wunsch, gegnan [:gegen den] Schädel ... Mir tut alles weh, seelisch, ich kann nimma. Aber ist so schön nah' bei mir, fühl' mich angekommen. [4.4.]“ Was Simone aktuell beschreibt, ist eine Erfahrung des gleichzeitigen oder vielmehr gleichräumigen Ein- sowie Auftauchens. Die Schwelle selbst ist schwer zu benennen – einerseits geht es um Erinnerungen an den Übergang aus der pränatalen in die perinatale Lage. Dann geht es auch um jenen aus einer mittigen Lage in den Zustand einer impulsiven und intensiven Selbstverbeißung. Eine Erfahrungsebene geht zu Ende, doch über die (nächste), die es zu betreten, in die es ein-zu-tauchen gilt, ist (annähernd) nichts bekannt. (Wo sich vorderhand der Eintritt in das 'geborene' Leben als Wechsel in ein unbekanntes Medium anbietet, dort könnte auch ohne Streuverluste der Tod eingesetzt werden, vgl. im Kontext von Kapitel 6, v.a. in **Helmuths** Schilderung. Gilt für den lebend geborenen Menschen rückblickend, dass das Leben der unbekannte Raum gewesen ist, der sich nach dem Uterus aufgetan hat, so gestaltet sich die Auswahl der potenziellen nächsten Räume vom Leben aus betrachtet als facettenreicher. Letztlich wird es der Tod sein, doch ihm werden andere Raumwechsel voraus gehen.) Was nun von besonderem Interesse an Simones Schilderung ist, ist die Frage, was plötzlich die Unbekanntheit jenes nächsten Raumes in die Wahrnehmung rückt? [z. B. in Passage 5: „Gleichzeitig will ich sie aber auch nicht to end. (...) Körperlich die Panik vor dem Ende am Zenit.“] Der aktuelle Raum ist höllisch – aber eventuell kommt danach kein weiterer. Aus der Überlegung, was der nächste Raum, das nächste Medium nach der Schwelle sein kann, ergeben sich demnach drei Arten von Panik in Simones Schilderung, näher bestimmbar durch deren Quelle: Die Angst vor der eigenen Geburt, die Angst vor dem eigenen Tod und eine vage dritte Angst vor jenem nächsten Raum, in den der Übergang (ebenfalls) nicht friktionsfrei und unbemerkt geschieht, sondern der mit einem gewissen „Rumpeln“ einhergeht. Dieses Rumpeln gilt es im Folgenden näher zu erforschen. Einen Hinweis liefert Sloterdijks Ausführung zum *umzingelten, harten, deprimierten Selbst* (vgl. Sloterdijk 1993, S. 47 ff.). Sloterdijk beschreibt eine gewisse (Selbst-)Verhärtung des Menschen als Antwort auf die menschliche Ausweglosigkeit (vgl. ebda²²⁸). Die Verhärtung ist dabei weniger das Problem als die Lösung der Lage des Menschen (als Individuum sowie als Gattung).

„Wenn Individuen in kämpfenden und kargen Populationen sich mit einem hohen Faktor von Freiwilligkeit der Abhärtung verschreiben, bringen sie offenkundig eine

²²⁸ Sloterdijk beschreibt den Menschen als das Tier, das nicht weg kann. „Die Menschwerdung selbst ist nur als der Ausweg zu begreifen, den sich das ausweglose Tier auf seiner Flucht nach vorne gebahnt hat“ (ebda, S. 50). Der Mensch als das Tier also, das nicht nur in der Falle sitzt (wie alle anderen Tiere ebenso), sondern darum auch noch weiß.

Spur von Freiheit ins Spiel, da der Wille zur Härte dem Schicksal, hart werden zu müssen, dem Anschein nach um einen Schritt voraus ist. Gewollte und bejahte Härte fängt das Schwerwerden ab, das auf die Überlasteten wartet, und nur bei mißlungener Selbstverhärtung treten die Depressionen offen hervor; dies geschieht meistens dann, wenn die Subjekte insgeheim sich nach Leben in einem milderen Klima sehnen. Depressiv wird, wer Gewichte trägt, ohne zu wissen wozu. Dann wird das Leben für sich selbst zu schwer, weil es nicht länger auf seiner anonymen Grundhärte aufbauen kann“ (ebda, S. 57).

Diese Stelle erscheint mir als eine der Schlüsselszenen, um Depression, wie sie bei Simone aufbricht, tiefer zu erfassen. Warum Sloterdijk von dem Wunsch nach einem milderen Klima spricht, bei Simone jedoch nachgerade ein Wohlgefallen an dem rauen Klima auffällt, kann seinen Grund darin haben, dass dies zwei Seiten derselben Medaille sind, denn „[w]enn Menschen Stile des Überlebens im chronischen Elend ausbilden, so gehorchen sie dem Zwang, ihre Sicht von sich selbst dem Anblick einer aussichtslosen Welt anzugleichen. Es scheint dann in ihrem Interesse zu liegen, das Risiko, eine Seele zu haben, so gering wie möglich zu halten. Sie weichen in der Folge ihrer eigenen Intelligenz, ihrer eigenen Sensibilität und ihrer gemeinsamen Wachheit wie einer inneren Gefahrenquelle aus“ (ebda, S. 56). Was also als mittlere Lage der Unauffälligkeit daherkommt, ist nur eine Schein-Milde. Die Ahnung, dass die Ruhe bloß eine Tarnung ist, ist das, was das Rumpeln darstellt (dessen Phänomenologie hier im Fokus des Interesses steht). Es bleibt die Frage im Raum, warum allerdings die Depression Simone zu ihren Ausführungen anregt und nicht, wie in Sloterdijs diesbezüglichen Überlegungen, zu einem Verstummen führt. Mag sein, dass eine Erklärung hierfür in ihrem gemeinsamen Auftritt mit Gefühlen der Panik liegt. Die Panik fungiert als Indikator dafür, dass ein gewisser Leidensdruck mit und in dem eigenen „Schicksal“ begonnen hat.

„Der Depressive begegnet den Lasten nicht mit fröhlichem Positivismus, sondern mit einem Aufgebot an ruinöser Anstrengung. In dieser fügen sich Angestrengte die Härten des Lebens noch einmal selber zu und schaffen somit die Ausgangslage zu depressiven Schwächungen. Wo solche in Gang gekommen sind, will das Subjekt im Grunde nicht, was es muß, sondern widerspricht mit einem Teil seines Wesens dem Daseinspensum. [...] In der Depression [...] verbraucht sich das Subjekt in dem aussichtslosen Versuch, Nichtgewolltes doch zu wollen“ (vgl. ebda, S. 58).

Genau diese höchst anstrengende Bemühung (der Scheinbejahung des Nichtgewollten) ist es, die in Simones Schwellenerfahrung pausiert. Ihr Nicht-Wollen übersteigt die Wahrnehmungsschwelle und wird laut (sie hört Stimmen, die diese Ungewolltheit aussprechen). Dabei wird das (sie) Nicht-Wollen aber auch als ein (Nicht-)Wollen der anderen erkennbar, es wird vom Innen (an dem es fälschlicherweise festgemacht ist) in das Außen zurückprojiziert/-gegeben. Simones Depression wird auf

diese Weise als ihre Dröhnung erkennbar. (In dem vierten unserer Gespräche sagt sie, „das Depressive“ sei „immer schon Teil des Lebens gewesen (...) dann allerdings vor drei Jahren (...) hat es sich ausgestreckt.“ Jenes Depressive aber, von dem Simone spricht, wird in dem hier geschilderten Prozess als etwas einerseits Fremdes (von außen kommendes) und andererseits als etwas, das nicht von/m (ersten) Beginn an da war, erfahrbar.

Zum depressiven Element (dem Verzweifeln an der Last des Ist-Zustandes) kommt also ein panisches hinzu: Leidensdruck. Die hinzukommende Panik kennzeichnet das Scheitern des Versuchs, sich das Nicht-Wollen nicht anmerken zu lassen: das Nichtgewollte fällt nun auf. Vielleicht manifestiert sich in Simones Panik sogar ein Wollen, das stärker als das depressive Nicht-Wollen ist und das sich über das Aufbrausen und auch über das anschließende Artikulieren-Können einen Weg in die Machbarkeit bahnt.

Die Droge ist bei Simone mehrfach eine Metapher für ihren *innersten Zustand*. Kann der innerste Zustand nicht wahrgenommen werden, wenn der Alltag den Blick versperrt, so ist er doch da, und dass er sich auch plötzlich auftun kann, ist mit den Panikattacken eingefangen: Sie setzen wie eine Drehbewegung ein. Nahe an der Beschreibung eines Herzinfarkts ist da plötzlich ein Gewahr-Werden des umgebenden Morasts (vgl. dazu ausführlich die Interpretation zu Passage 4). Er tut sich spontan und plötzlich auf – normalerweise nicht eingebettet in ein Musikstück und einfangbar in dem sphärischen Raum eines Gesprächs. Zur Phänomenologie einer Panikattacke gehört, dass sie zunächst und zumeist nicht zuverlässig evozierbar ist. In gewissem Sinne ist ihr Hier-Auftreten also so etwas wie ein (phänomenologischer) Glücksfall – nicht nur, weil er mir forschend weiterhilft – das wäre eine Verzweckung der Immersantin –, sondern auch und vielmehr ist es ein Glücksfall für Simone, weil sie durch ihre Lage (durchaus auch im Wortsinne) zur phänomenologischen Selbstbeschreibung angeregt ist. Indem sie diesen Zustand an einem sicheren Ort (diese Formulierung spielt bewusst auf die gleichnamigen Übungen von Gedankenreisen in verschiedenen (semi-)therapeutischen Kontexten²²⁹ an) erlebt, gelingt ihr in dem Noch-Einmal der Schilderung ein Re-Entry in diese frühe Raum-Zeit-Wabe (hier bin ich wieder im Bild Bachelards, vgl. S. 65), in der ihr möglich wird, Perspektiven auf dieses Geschehen zu finden, die ihr ohne diese Möglichkeit zur temporären und abgesicherten Rückkehr in diese Wabe und der damit einher gehenden Explikation vermutlich entgingen. Für das Unaussprechbare zwischen

²²⁹ Vgl. dazu im Besonderen Luise Reddemanns Konzeption des „inneren sicheren Ortes“ (Reddemann 2004).

den Polen der Depression bedeute dies: Es bleibt dann unaussprechlich, wenn dieser Explikations-Raum (inklusive des Mit darin, das ihr zuhört) sich nicht auftut. Zudem bestehen wohl Unterschiede zwischen Simoness Panikattacken und ihren depressiven Schüben in vivo und jenem Zustand, den sie auf der Liege durchlebt, der wohl Vermischungen aus beiden „Dimensionen“ enthält. (Vgl. dazu die Beschreibung der „Panikattacken [...] [als] sekundäre Folge der Depression“ ICD-10 2013, ich führe diesen Gedanken in FN223 genauer aus.)

Eine Idee dazu wäre, dass eine gewisse Selbstinszenierung oder Übersteigerung ihres „Fallens“ auftritt. Die Fähigkeit dazu – und es ist ohne Zweifel eine Fähigkeit –, dieses sich ereignende Eingesaugt-Werden dieserart erleben (vielleicht sogar teilweise evozieren) zu können, könnte in einem gewissen masochistischen Anteil liegen, der der Depression einwohnen kann. Sloterdijk schreibt in seinem Essay über „das tauchende, das atmende, das pneumatische Selbst (Sloterdijk 1993, S. 65ff.)“, dass der Masochismus des Tauchenden darin erkennbar ist, dass er sich auf das Tauchen wie auf ein Mysterium einlässt. Sloterdijk entwickelt Besonderheiten dieses masochistischen Motivs anhand des Romans „Monsieur Teste“ von Paul Valéry. Die Gattin des Romandhelden, Madame Teste, unterwirft sich dem Umgeben-Sein durch ihren Mann, weil sie in dieser Form von Selbstentgrenzung an die Grenzen ihrer selbst gerät. Sie will in einen Zustand des Überwältigt-Seins mit dem Mittel durch den Anderen kommen. Was sie anstrebt, ist ein Zustand, der tiefer Depression gleicht: Sie ist umzäunt von ihrem Mann, ihrer Eigenständigkeit beraubt. Sloterdijks Ausführungen weisen mich auf eine Ähnlichkeit zwischen seiner Lesart der Mystikerin oder des Mystikers und Simoness Phänomenologie von Panik und Depression hin: In beiden „Fällen“ ist eine gewisse Übersteigerung beinhaltet. Simoness Schilderung sowie die von Madame Teste beinhalten eine unübersehbare masochistische Lustkomponente:

„Madame Teste äußert sich in ihrem Brief nur zur Hälfte mystisch, darum psychologisch informativ, über ihr seltsames Verhältnis zu ihrem intellektuellen Gatten: *„Sein Geist schließt den meinen in sich, wie der Menschengeist den des Kindes oder des Hundes [...] ich will nicht sagen gefangen, [...] ich bin frei, aber ich bin eingeordnet [...] ich bin durchsichtig für jemanden, ich werde gesehen und vorausgesehen [...] bin ohne Geheimnis, ohne Schatten, ohne Möglichkeit der Zuflucht zu einem Unbekannten in mir – zu meinem eigenen Unwissen über mich selbst [...]“* [Anmerkung: Kürzung von mir]

Valéry verdeutlicht, daß Geschlagenwerden und ständiges Durchschautwerden auf denselben Tatbestand hinauslaufen; beide Male antwortet das Subjekt unterwerfungslustig auf einen sadistischen Durchdringungswunsch“ (Sloterdijk 1993, S. 74 f.).

Später schreibt Sloterdijk konkret:

„Der Masochismus ist die fiebrige Mitarbeit an der Überwältigung des Selbst durch den Anderen. Im Bild gesprochen wären Masochisten Taucher, die sich vom Wasser schlagen lassen, damit sie sich in ihm lösen. Ein in Freiheit eingetauchtes Bewußtsein wüßte gar nicht, was es heißt, etwas gegen sich selbst zu unternehmen“ (ebda, S. 75).

Simones depressive oder panische Schübe gingen, diese Überlegungen aufnehmend, als mystisch-masochistische Wünsche nach überwältigendem Umschlossen-Sein hervor. Im Gedanken der menschlichen Neigung zur Übertragung von früheren Topoi auf spätere, ginge dies als Hinweis auf die ehemals überwältigende Form des ersten Mediums hervor.

In Simones Übersteigerungsfähigkeit²³⁰, aber vor allem auch ihrem Über-das-Erlebte-sprechen-Können, manifestieren sich ihr Wunsch nach Heilung sowie auch ihr Wissen um die früh erlernte Fähigkeit zu einem selbstbergenden Prozess.

Denn – und hier springe ich wieder zurück in Simones Austritts-Passage – die Wendung in jenem schwierigen Entwindungsprozess ist eine, die Simone sich instinktiv selbst zuschreibt: Sie ist der Schwamm, der sich selbst durchdrücken und damit großes Elend in ein kleines Rinnsal verwandeln kann.

Passage 6

Die Körpersensationen wurden arg, zack, zack, in mir begann ein Voran - der Trieb nach voran. Wie auf dem LSD-Trip. Augen wurden frei [*macht eine Augenbewegung von ganz rechts über hinauf, nach ganz links und hinunter*] und am ganzen Körper kribbelte es erfrischend. Die Töne schwollen an wie ein – erigierter Schwellkörper – ich wurde feucht – um mich herum auch. Mir rannen plötzlich Tränen übers Gesicht – (2) Und indem's mich raus trägt, wach ich hier auf, plötzlich sitz ich da und bin voll – heraußen aus allem – der Beschlag von den Ohren ist weg – es ist, als wär' der Stöpsel gezogen – es ist klar – ich atme tief ein (5) Schade, dass es die anderen hier nicht raus g'schafft haben. So: Plopp! Aufgedreht. Ausgedreht! Die Luft ist jetzt reicher an Sauerstoff. Ich bin die Hölle los. Nochmal erzählen, also dir, das tat – wow – ja erstaunlich gut [*Lachen*]– aber jetzt reicht es dann auch. [*Herzhaftes, langes Lachen, bei dem Wort „reicht“ haut sie einmal fest auf mein Knie.*]

²³⁰ Bereits Freud will in seinen Studien über Hysterikerinnen einen Hilferuf des Unbewussten in deren dargelegten Affekten erkannt haben (vgl. Freuds Studien über Hysterie, Freud 1971).

Jene grau unterlegte Passage ist – wie bereits im Kontext von Passage 5 angekündigt – die lange vorbereitete Phase des erlösenden Übergangs in die Freiheit. Markiert ist diese Passage auch (wie zuvor in der Interpretation), weil sich hier ein Wechsel in Simones Erzählzeit einstellt. Mit vollziehendem/vollzogenen Übergang vollzieht sie auch den Wechsel in die Mitvergangenheit. Was gerade *geschah* liegt nun hinter ihr. Tonfall und Gestus sind verändert und entsprechen der Beschreibung: „zack, zack“. Nun geht es schnell. Auch im Bild der Drogenerfahrung ist die Wirkung nun am Abklingen/sie ist vorbei. Auch in körperlichen Symptomen äußert sich das Ende der morastigen Phase, aufgestaute Emotionen werden frei, das Gefühl des Gehalten-Seins (mehr in einem zurückgehaltenen oder aufgehaltenen Sinne, denn in einem enthaltenen) ist vorbei: Sie spricht von Tränen, zudem verwendet sie zahlreiche Worte und Metaphern in dieser knappen Passage, die darauf hinweisen, dass Simones libidinöse (bisher verhaltene) Energie wieder zurück ist. Auch dies ist ganz in Einklang mit dem Ende einer depressiven Phase.

Plopp!

Mit vollzogenem Wechsel ist Simone auch wieder in der Gegenwart(-sform) angekommen. Wie angekündigt, gibt es zum vollzogenen Geburtsakt/Auftauchen aus der Depression/dem Hinaus-Getragen-Werden aus dem Klangprogramm vergleichsweise wenig zu sagen. Erneut vollzieht sich auch der Schlussakt auf allen jenen (hier ausführlich beschriebenen) Ebenen. „Heraus aus allem“ und „indem’s mich raus trägt“ kann als Bewegung gelesen werden, die der Geburt nahe ist. Erstere Formulierung, zusammen mit dem umfassenden Auf-Klaren – der Stöpsel weg, die Luft sauerstoffreich – spricht zudem auch für eine gelungene Stimmungsaufhellung. Die Lungenflügel haben das Atmen nun eigenständig übernommen. Erneut – wie schon zuvor im Morast die Drehbewegung wichtig war – ist auch am Ende die Bewegtheit eine drehende: „Aufgedreht. Ausgedreht.“ Diese Begriffe sind erneut facettenreich – das Erlebnis ist zu Ende und das ist gut so. Die Wichtigkeit des Erzählens für Simone ist bereits im vorangegangenen Kapitel ausführlich besehen.

Es ist vor allem ein Satz, der in diesem Abschluss auffällt: „Schade, dass es die anderen hier nicht raus g’schafft haben.“ Neben einem möglichen Bezug dieser Wendung auf andere depressive Menschen, ist für mich – nach allem hier gesagten – naheliegend, dass Simone hier ihre möglichen Kinder meinen kann, die es nicht aus diesem Morast hervor geschafft haben (vgl. oben). Morast wäre in dieser Variante des Umspring-Bildes erneut uterus Milieu, allerdings scheint hier die Gestalt der

doppelten Topologie der Frau erfüllt, wie ich sie auf S. 221 in der Weiterentwicklung von Irigarays Philosophie über den Raum der Frau zu entwickeln versuche. Dieser Gedanke korrespondiert mit Simones Alptraumgeschehen: „Ich träume, dass da etwas ist in mir, das sich dort nicht wohlfühlt (...) und im Traum werde ich aber plötzlich zu etwas Embryonalem.“ In diesem Bild schließt sich die Gestalt: Das Raum-Haben und das Im-Raum-(Gewesen)-Sein werden zu einem zu vereinbarenden Konstrukt. Indem Simone es jetzt aus dem Morast „raus g’schafft“ hat, hat ein Akt der Freisetzung einmal in einer der Honigwaben²³¹ begonnen. Simones Immersion endet mit herzhaftem Lachen.

²³¹ Um auch an diesem Endpunkt nochmals auf den Beginn zu verweisen: „In seinen tausend Honigwaben speichert der Raum verdichtete Zeit. Dazu ist der Raum da“ (Gaston Bachelard).

5. Überleben – immersiver Klangraum als Überlebensbegleiter

*„Look up here, I'm in heaven
I've got scars that can't be seen
I've got drama, can't be stolen“
David Bowie, Lazarus*

Dieses abschließende Kapitel beinhaltet mehrere „Fall“-Schilderungen, die ich aus dem ein oder anderen (in weiterer Folge für jede einzelne näher beschriebenen) Grund in dieser Studie zumindest noch erwähnen möchte, denn Zeit und Raum für die Abrundung meines hier betriebenen Vorhabens sind mittlerweile knapp bemessen²³². Mein Duktus wird dabei ein anderer als bisher sein, die Modifikation bezieht sich vor allem darauf, dass im Folgenden vorgelegten Schilderungen oder Passagen bloß noch an-interpretiert werden. Die Fragmente, die dieses Kapitel ausmachen, stellen lediglich Markierungen einer Fährte dar, der entlang ich weiter forschen würde, wäre mein Zeithorizont für den Abschluss der vorliegenden Forschungsarbeit offener. An die Stelle der bisher viel ausführlicheren Textarbeit tritt ein die Leserin oder den Leser durch Fragmente oder Indizien hindurchgeleitendes Vorgehen.

Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Erlebnissen ist eher lose, es gibt vor allem zwei Motive, die sie verbindet. Teilweise enthalten viele dieser Schilderungen eine Auseinandersetzung mit der (menschlichen) Vergänglichkeit unter Bedingungen, die diese *conditio humana* deutlicher als sonst hervortreten lassen (etwa durch eine Krankheit, den Tod eines geliebten Menschen, aber auch beispielsweise angetrieben durch ein – möglicherweise auch atmosphärisches²³³– Psychotrauma und dessen intensive Betrachtung oder Reaktivierung). In diesem Kontext nähere ich mich Prozessen/ Aspekten/ Ausprägungen von „ursprünglicher Trauer“ (ein wichtiger Begriff bei Jacques Derrida, vgl. im folgenden Absatz), von „Vor-Trauer“ (Sloterdijk beschreibt mit diesem Begriff die „vorgreifende Orientierung“ an dem Umstand, dass der oder die geliebte Andere zuerst sterben könnte; vgl. Sloterdijk 1999, S. 165f.) und „Nach-Trauer“ an sowie an jene des „Überlebens“ in einem derridaschen Sinne (vgl. unten). Zudem werde ich auch – dies ist das andere Motiv in diesem Abschluss – einige der im

²³² Dies liegt einerseits an der bereits vorhandenen Wortfülle und andererseits am Auslaufen meines Studienplanes.

²³³ Von „sphärischer Traumatisierung“ ist in der Psychotraumatologie dann die Rede, wenn die Erschütterung des betreffenden Menschen nicht durch ein hervorgehobenes Ereignis erklärbar ist, sondern wenn eine Vielzahl von schwierigen Erlebnissen über einen längeren Zeitraum stattgefunden haben, oder auch wenn über längere Zeit eine Atmosphäre bestand, die auf umfassende Weise eine schwer belastende Situation darstellte (vgl. dazu in Streeck-Fischer, Sachsse, Özkan (2001), darin vor allem S. 21 ff.).

bisherigen Schreibverlauf bereits thematisierten Fährten wieder aufnehmen und ein Stück weiter verfolgen.

„Überleben“ ist ein Begriff, den Derrida als strukturelle Dimension einführt, die mit keinem gängigen Begriff zu Lebensführung oder -weise vergleichbar ist; was er damit präzise meint, führte er wenige Monate, bevor er verstarb, in einem Gespräch aus, das nahezu zeitgleich mit seinem Tod²³⁴ in gedruckter Form erschien. Aufgrund der auffälligen Passung mit Schilderungen von (vor allem älteren, vgl. unten) Immersantinnen und Immersanten möchte ich ausführlich aus diesem Gespräch zitieren:

„Seit Platon lautet der philosophische Imperativ: Philosophieren heißt sterben lernen. Ich glaube an diese Wahrheit, ohne mich ihr zu ergeben. Und zwar immer weniger. Ich habe nicht gelernt, den Tod zu akzeptieren. Wir alle sind Überlebende mit einer Aufschubfrist. ...

Ich habe mich stets für dieses Thema des Überlebens interessiert, dessen Sinn nicht zusätzlich zum Leben oder zum Sterben hinzutritt. Es ist etwas Ursprüngliches: Leben ist Überleben. Überleben im landläufigen Sinne bedeutet fortfahren zu leben, aber auch nach dem Tod leben. In bezug auf die Übersetzung betont Walter Benjamin die Unterscheidung zwischen dem Überleben, den Tod überleben, wie ein Buch den Tod seines Autors oder ein Kind den Tod seiner Eltern überleben kann, einerseits, und dem Fortleben, *living on*, fortfahren zu leben, andererseits. Sämtliche Begriffe, die mir bei meiner Arbeit geholfen haben, namentlich der der Spur oder der des Gespenstischen, waren mit dem „Überleben“ als struktureller Dimension verbunden. Es ist weder vom Leben noch vom Sterben abgeleitet. Auch nicht von dem, was ich als „ursprüngliche Trauer“ bezeichne. Diese wartet nicht auf den sogenannten tatsächlichen Tod. ...

Wie ich bereits in Erinnerung rief, habe ich von Anfang an und lange vor den Erfahrungen des Überlebens (*survivance*), die ich gerade vergegenwärtige, betont, daß das Überleben (*survie*) ein ursprünglicher Begriff ist, der die Struktur selbst dessen darstellt, was wir Existenz oder *Dasein* nennen, wenn Sie so wollen. Wir sind strukturell gesehen Überlebende, die durch die Struktur der Spur, des Testaments geprägt sind. ...

Überleben, das heißt Leben über das Leben hinaus, mehr Leben als das Leben, und meine Rede ist keine todbringende Rede, sondern im Gegenteil die Affirmation eines Lebenden, der das Leben (*le vivre*) und also das Überleben (*le survivre*) dem Tod vorzieht, denn Überleben, das ist nicht einfach das, was übrigbleibt, es ist das Leben in seiner größtmöglichen Intensität. Nie werde ich derart von der Notwendigkeit zu sterben heimgesucht als in Augenblicken des Glücks und des Genießens. Genießen und den ungeduldig lauernden Tod beklagen, das ist für mich ein und dasselbe“ (Lettre International 066, Herbst 2004, darin S. 10 ff.).

Ebenso mit Derrida und dessen Tod, jedoch von der 'anderen' Seite, jener des Überlebenden aus, beschäftigt sich Markus Mittermannsgruber in seiner Dissertation, deren Lektüre ich mehrere, in diesem Kapitel verarbeitete Anregungen verdanke (vgl. Mittermannsgruber 2009, mittlerweile veröffentlicht). Mittermannsgruber beschäftigt

²³⁴ Derrida stirbt am 4. Oktober 2004, das Gespräch, das er mit Jean Birnbaum führt und aus dem ich unten zitiere, erscheint in der Herbstausgabe 2004 des *Lettre International*.

sich mit einem sehr speziellen Phänomen, das in Zusammenhang mit dem Tod (Derridas) steht: nämlich zuvorderst mit dem Format der „Nachrufe“ – mit der Rezension von Derrida und seinem Werk nach dessen Tod (Mittermannsgruber 2009). Etwas ausführlicher gesagt, setzt Mittermannsgruber sich mit der Bedeutung des Satzes: „Jaques Derrida ist tot.“ und allen, mit dieser Botschaft in Verbindung stehenden Implikationen auseinander, die dieser Satz für Derridas Erbe, seine Erben und Erben bedeutet, genauer gesagt: für die Überlebenden Derridas, die sich mit dessen Werk und dessen Tod auseinander setzen. Wer dies tut, die oder der bekommt Besuch von einem „Gespenst“, sie oder er muss sich damit auf eine „Heim-suchung“ einstellen (vgl. ebendort, ausführlich in der Einleitung, S. 10ff.).“ Diese Phänomenologie von „Nachrufen“ auf „Derridas Körper“ (vgl. in Mittermannsgruber ebda., zu dieser Körperlichkeit im nächsten Absatz) weist erstaunliche Parallelen zu einer der Kernfragen dieses Teilgebiets des vorliegenden Abschlusskapitels auf, der Frage nämlich – wie sich in diesen Formulierungen bereits andeutet –, wie die Heim-suchung der Überlebenden durch die Geister ihrer nahen Anderen aussieht. In diesem Sinne möchte ich Fragen, die Mittermannsgruber in seinem Prolog skizziert, mit den Mitteln meiner empirischen Forschung aufnehmen: „Was ist eine „Heim-suchung“? Und wie äußern sich die gespenstischen Kräfte, wie berühren, wie begegnen sie uns? Wie verhält es sich mit den Gesetzen der Gastfreundschaft, und wie verhält sich das „Gespenst“ dazu? (Mittermannsgruber, S. 10)“.

Die Verwendung des Begriffes „Derridas Körper“, die sich bereits im Titel von Mittermannsgrubers Arbeit findet, ist dabei nahe am Körper-Begriff von Derridas Schüler oder Gefährten Nancy (vgl. auf S. 137 und S. 222ff. der vorliegenden Studie) zu verstehen: die Heim-Suchung durch die Toten ist ein Vorgang, der mit dem ganzen eigenen Körper (des oder der Überlebenden) geschieht. Die Spuren dieses Vorgangs der Heim-suchung sehe ich mir vor allem an den Prozessen von zwei Immersantinnen – Ute (vgl. auf den S. 109, 113) und Tanja (S. 124) – an, deren Schilderungen bereits ansatzweise in die Exkurse zum Tod bzw. zum Mausoleum einfließen. Hinzu tritt ergänzend die Schilderung von Daniel. Auch Maries immersive Erfahrung, der das Kapitel 3.3. (ab S. 96) gewidmet ist, kommt an dieser Stelle nochmals amplifizierend hinzu – vgl. in diesem Kapitel auf S. 273ff.

Der hier angedachte Vorgang der Übernahme des Erbes (mit Derrida gesagt) baut also auf Prozessen auf, die bereits vor dem Tod eines wichtigen Anderen beginnen. Bereits in dem Begriffe-Paar der (oben genannten) Vortrauer und ihrer dialektisch vis-à-vis verortbaren, deutlich bekannteren Partnerin, der (Nach-)Trauer, zeichnet sich zudem

ab, dass ich mich mit und in diesem Kapitel in gewissem Sinne zwei Dimensionen, die zwar eng miteinander verwoben, aber dennoch der Tendenz nach unterscheidbar sind, annähern möchte. Es sind dies einerseits Schilderungen, die auf bestimmte Ereignisse oder mit solchen in Zusammenhang stehenden Überlegungen referenzieren – also vor allem solche, die vom Tod eines geliebten Menschen und von den daran anschließenden Prozessen handeln. Die Tode und Trauerprozesse, um die es dabei geht, liegen unterschiedlich lange zurück, bei einer (16-jährigen) Immersantin – Chiara – wird auch ein konkreter Abschied Thema, allerdings ist dabei ein Gewähr-Werden der Sterblichkeit ihres Vaters, bei dem ein Krebsleiden diagnostiziert wurde, das möglicherweise nicht heilbar ist (wie es zum Zeitpunkt des Gespräches heißt), ausschlaggebend. Diese Schilderung, die also Einblick in einen, auf einen bestimmten Menschen bezogenen Vor-Trauerfall gibt, der sich *in actu* vollzieht, und der auch hohe Wogen der Trauer um „alles“ mit sich bringt (vgl. unten), stellt die Verbindung zu jenem zweiten Feld dieses Kapitels her. Andererseits nämlich habe ich während meiner Forschung mit dieser Klangliege zahlreiche Schilderungen oder Gespräche zusammengesammelt, mit deren Hilfe sich ein Feld aufspannen oder nachskizzieren lässt, das sich mit der Formulierung des (39-jährigen) Immersanten Toni dieserart umreißen lässt:

„[E]s entsteht hier eine Space-Kapsel, in der auf der absoluten Gewissheit der vermaledeiten Vergänglichkeit von eh allem, mich inklusive drinnen, plötzlich geil andere Perspektiven im Gespür aufgehen, denn der Denkprozess geht eben nicht langwierig dorthin ... zum Vergehen ... kauert sich ängstlich zusammen und verflacht, sondern ... er beginnt eben erst genau dort, und das gibt einen irren Spielraum, der daraus resultiert, dass ich bereits dort zu fühlen beginne, wo ich sonst aufhöre ... dort nicht zuerst lang hingelangen muss ... Sterblichkeit wissen – ja und? - und das Leben von dort aus weg denken, angstfrei.“

Wenn ich also den Begriff der Vor-Trauer von Sloterdijk entlehne, so beziehe ich diesen (in der hier anklingenden zweiten Denkweise) weniger als es in dessen ursprünglicher Konzeption der Fall ist (vgl. Sloterdijk 1999, S. 143 ff.), auf die Trauer, die vor dem Tod der geliebten anderen stattfindet, also deren Sterblichkeit realisiert, und ich beziehe sie auch nur peripher auf die Voraustrauer angesichts der eigene Sterblichkeit. Es sind vielmehr die Reflexionen zu einer gewissen objektlosen Vergänglichkeit allen Seins, die mich in ihren zahlreichen Erscheinungsformen interessieren. Anders gesagt: Die Objektlosigkeit der Trauer denke ich hier im Sinne eines Realisationsprozesses der transienten oder ephemeren Beschaffenheit der Welt

– eine Erkenntnis, die auf übergegensätzliche Weise zwischen einem bewussten und einem unbewussten Niveau changiert. Dieser Dimension möchte ich mich jenseits von bloßem Meinungsschwitzen und Aphorismen über den „Sinn des Lebens“ annähern. Im Versuch, die Mitteilungen, die mich in diesen Räumen erreichten, zu überblicken und zusammenzufassen, habe ich vor allem die Idee aufgegeben, dass es einen gemeinsamen Nenner dieser Schilderungen geben könne. Zudem werden nicht alle Erfahrungen „rund“, i. e. Vieles bleibt unabgeschlossen/ mir unabschließbar und unklar. Es sind gerade hinsichtlich des zuletzt formulierten Zusammenhangs die ergriffensten, enthusiastischsten einerseits und andererseits die nüchternsten (oder ernüchterndsten) und gelangweiltesten Lageberichte, die mich besonders interessieren.

Diesen hier kurz skizzierten Themen rund um die nomadische Verfasstheit allen Seins ist also das vorliegende Abschlusskapitel gewidmet. Nomadentum möchte ich auch in diesem Kontext, wie bereits auf S. 76 ausgeführt, auf die menschliche Verfasstheit beziehen, sowohl geburtliche als auch sterbliche Wesen des Überganges zu sein:

„[W]ir sind tatsächlich von Grund auf *metoikoi*, Zugezogene, Transitexistenzen – *gueules de métèques*, fremde Gesichter. Übergänge von einem *oikos* zu einem anderen markieren die Bewegungsform ‚Menschenleben‘ vom Anfang bis zum Ende“ (Sloterdijk 1993, S. 82, Hervorhebungen im Original).

Lise

oder : Vom Vulkanismus zum Rinnsal

Lise (62) hat in den vergangenen Jahren mehrere einschneidenden Erfahrungen durchlitten, unter anderem den Tod eines ihrer Söhne sowie eine hartnäckige Krebserkrankung (die mittlerweile medizinisch als überwunden betrachtet werden kann). Ihre Pensionierung liegt wenige Jahre zurück und hat große Veränderungen für Lise mit sich gebracht (die in ihrem Berufsleben ständig von Menschen umgeben war). Ihre Liegend findet in dem beschriebenen weißen Raum statt.

„Dieses Grollen, das war wirklich das Entstehen der Erde, sind dann gleich so die Farben braun, so ein rotbraun und orange und rot und das Grollen war das Erdbeben, ich hab’s auch g’spürt, die Vibrationen auf der Liege, das war das Erdbeben, aber gleichzeitig auch das Grollen des Erdinneren [*Pause*] und der Magmafluss [*Pause*], aber ich hab mich nie bedroht gefühlt, ich hatte das Gefühl, ich war zwar sehr dabei, aber es war nie gefährlich für mich, ich war so ein bissl Zuschauer und erlebend drinnen,

parallel, und dann waren, sind so ein bisschen höhere, aber angenehm höhere, Töne, das waren so die Sphären-Klänge, da hab ich so das Gefühl g'habt, das All, also was immer im All da ist, hat so seine schützenden Hände über [mir] (...) schützt so die Entstehung der Erde und ist so ein schützend, schützend-liebevolles Begleiten. Und das war so in einem kalten, aber nicht unangenehm kalten Blau, das waren so vor mir diese Entstehung-der-Erde-Farben, und dann war so darüber mehr – und lustigerweise für mich immer rechts, immer seitlich rechts – war diese (...) eher eisblaue Farbe mit diesen Sphären-Klängen, wo ich das Gefühl gehabt hab, ,na, da gibt's eine bewachende, beschützende [Pause] -einen Geist' oder was immer es ist, vielleicht auch kein Geist, also es war irgendwie beschützend. Und dann war die Pause, kurze Pause im Programm [Anmerkung: nach etwa 14 Minuten des Klangprogramms ist es für wenige Momente beinahe still, nur sehr leise, sehr entfernt sind Töne hörbar] und dann ist wieder so ein – aber das war dann kein Erdrumpeln mehr, sondern ein bissl sanfter, da war plötzlich so das Bild da, es entfaltet sich, also ich hab jetzt nicht Bäume oder Blätter oder so sich entfalten – sondern das Gefühl, die Erde wächst weiter und entfaltet sich, im Sinne von, kommt weiter, es passiert eine neue Stufe, und dann war in diesem, in diesem gleichmäßig gemurmeln- und weiten Weise, kommt auch Wasser und weitet sich, und es wird grün – obwohl ich nicht wirklich grün gesehn hab, aber ich hab so das Gefühl gehabt, ja, das passiert jetzt, das ist so die nächste Stufe des Schaffens. Also ich hab nicht das Gefühl gehabt, es schafft jemand, sondern es passiert! Und da hab ich mich dann ganz zufrieden also innerlich zurückgelehnt und das war so: [Luft ausstoßend] ,jaaahhh!' Also das ist gut so, wie es ist, so wie es passiert jetzt und ich fühl mich dabei sehr wohl und [Pause] drinnen und [Pause] dazugehörig [Pause] und hab dann fast so kurzfristig ein bissl dieses dunklere Grollen vermisst, weil ich das Gefühl gehabt hab, das war so erdig, so urtümlich, das [tiefes Seufzen] war es eigentlich so und habe mir gedacht, das war eben [Pause] und das ist jetzt eine andere Stufe dieser Entwicklung und habe mich dann so ein bisschen mehr zurücklehnen können, bei der ersten Entstehung, mit, sag ich einmal so: Vulkanismus, da war ich mehr drinnen, da war ich mehr gebannt, was so passiert, und da hab ich dann so das Gefühl gehabt, das ist jetzt eine sanfte weitere Entwicklung, da kann ich mich jetzt sozusagen mehr zurücklehnen, zurücknehmen. Und der Schluss war dann: Es ist [Pause] es ist fertig und dann sind so mehr fließende Klänge- und das war dann für mich so ein ganz ein kleines Rinnsal, das da irgendwo jetzt so zufrieden runter kommt. Ja. Und das passt jetzt. Ja, das war toll. [Pause] Jaah, so dieses zuerst so intensiv dabei sein, ohne mich fürchten zu müssen, nämlich obwohl ich war ja so ganz bei dem Feuer dabei und bei diesem Erdbeben, das ja von der Vibration der Liege sehr stark zu spüren war. [Pause] Eine tolle Erfahrung.“

Nach einer diesmal noch etwas längeren Pause und ein paar tiefen Luftzügen resümiert die Dame:

„Ja, ich bin zufrieden, ich spür das so richtig, ich hab so das Gefühl, was immer es ist, es ist gut so. Und es ist getan. Also nicht, ich hab's getan, sondern es wurde getan. Fein. Und ich bin dabei – also – ich gehöre dazu, das ist es. [Pause] Also das war schön. [Mit Tränen in den Augen] Also sehr, sehr schön.“

Lises Schilderung deutet das gesamte Klangprogramm als „Entstehen der Erde“, die Parallele zu dem einzelnen – ihrem – Menschenleben scheint (mir) dabei sehr nahe zu liegen. Eine ursprüngliche Kraft und Fülle des Anfangs geht in etwas Zurückgenommenes, Sanftes über. Mit diesem Prozess gehen zufriedene, aber auch wehmütige Empfindungen einher. Dies ist für mich eine sehr reichhaltige und abstrakt-vielschichtige, aber dennoch gut nachfühlbare und auf gewisse Weise sehr einsehbare Beschreibung, in gewissem Sinne eine Coming-of-age-Geschichte für die Erde und

Lises Leben. Wer die vorliegende Arbeit bis hierher durchgestanden hat, der oder die ist mittlerweile vermutlich zudem bereits selbst sensibel hinsichtlich der Wahrnehmung von Hinweisen auf Prägungen aus den frühesten Phasen des Heranwachsens. Lise ist 1944 in Wien geboren und in den Jahren zwischen ihrem Erlebnis und dem Verfassen dieses Textes habe ich mich zunehmend gefragt, ob diese Schilderung, in der so unterschiedliche Strömungen (scheinbar) friedvoll ineinandergreifen, nicht auch irgendwie damit zu tun haben können, dass sie – eben – im umbombten Wien heranwuchs. Erst in den letzten Zügen dieser Arbeit ergab sich nochmals ein Gespräch mit Lise, bei dem ich sie (etwas naiv) darauf ansprach, ob sie denn eigentlich wisse, ob in der Zeit der Schwangerschaft ihrer Mutter in jenem Teil Wiens etwas von Kriegshandlungen zu bemerken gewesen sei. Auf diese Nachfrage erzählte sie mir, dass gerade ihre Wohngegend nahe an einer (umkämpften) Transportstrecke gewesen sei und ihre Mutter große Teile jener Schwangerschaft, aus der Lise hervorgegangen ist, bei Freunden mit einem Luftschutzkeller verbracht habe, immer „halb am Absatz“, um vom Tisch aufspringen und bei Fliegeralarm in den Keller laufen zu können (dies nahe an Lises Formulierungen).

Meine Folgerung daraus wäre, dass die starken seismologischen und vulkanischen Assoziationen auch damit zu tun haben könnten, dass Lise in so unruhige Zeiten hineingeboren wurde, eine klare Zuordnung zur pränatalen Zeit kann dabei schon alleine wegen des über ihre Geburt hinaus noch andauernden Krieges nicht getroffen werden – auch in Lises frühe Kindheit(erinnerungen) ist (sind) wohl starke prägende Erschütterung(en) geschehen²³⁵. Die großteils so wohligh anmutende Atmosphäre dieser „Erdenstehung“ stellt dabei einen starken Kontrast zu der Vorstellung dar, dass sich hier Hinweise auf Spuren des Krieges eingeschrieben haben. Eine Erklärung hierfür kann sich in dieser Passage andeuten: „[D]a gibt's eine bewachende, beschützende [Pause] -einen Geist' oder was immer es ist, vielleicht auch kein Geist, also es war irgendwie beschützend.“ (Eine Erhellung dazu, woher dieser Geist kommt, wer er ist oder von wem oder was er herbeigerufen wurde, übersteigt, was sich mittels dieser Schilderung erschließt/ erschließen lässt.

Die letztgenannte Vermutung – das Enthalten-Sein von Hinweisen auf (den) Krieg(e) in immersiven Erlebnissen, ist ein Motiv, das mich in anderen Schilderungen, vor allem älterer Studienteilnehmer und Studienteilnehmerinnen und vor allem im Kirchenraum, bereits früher/ ungebrochener erreicht hat als bei Lise, so auch bei bei Magdalena.

²³⁵ Eine Vermutung, die aufgrund des aktuellen Stands der Wissenschaft nicht ausführlich verteidigt werden muss, denn dass Erlebnisse der ersten Lebensjahre dem Bewusstsein zwar nicht zugänglich sind, den Menschen aber dennoch beeinflussen, kann bereits als erwiesen gelten.

Das erste Liegeerlebnis der im Juli 1945 in Wien geborenen Magdalena bringt „unglaublich viele schlimme Gefühle und Erinnerungen“ zutage, mit denen sie „größtenteils nichts anfangen kann“. Sie entschließt sich dazu, öfter bei der Liege (und mir) vorbeizukommen, und aus ihren Liegungen entwickeln sich Gespräche zwischen uns, die zuerst starke Nähe zu „autobiografischen Interviews“ aufweisen (in unstrukturierter Form). Über mehrere Monate hinweg entwickelt sich eine Freundschaft zwischen uns, und sie erteilt mir die Erlaubnis, ihre Geschichte auch mit/ in jenen Zusammenhängen zu erzählen, die nicht direkt das Resultat eines konkreten Liegeerlebnisses sind.

Diese Zusammenhänge erhellen sich vielleicht am besten anhand des neuesten Buches von Luise Reddemann, „Kriegskinder und Kriegsenkel in der Psychotherapie“ (Redemann 2015). Reddemann schildert darin, was zu Beginn des Jahres 1943, in ihrem eigenen Geburtsjahr, in Deutschland passiert und fordert ihre Leserinnen und Leser zu einem gemeinsamen Erzählen dieser Periode auf: „In den letzten Jahren haben sich einige Fachleute der Psychotherapie zu Wort gemeldet ..., die selbst ‚Kriegskinder‘ waren. Die Reflexionen dieser KollegInnen und der Anstoß, den sie gegeben haben, sich überhaupt mit den Facetten dieser Kindheit auseinanderzusetzen, sind sehr wertvoll (Reddemann 2015 S. 24.)“. Eingangs schreibt Reddemann über ihr Vorhaben, dass es essenziell auch darum gehe, „nicht nur zu wissen, sondern auch sich erschüttern zu lassen, um trauern und die Vergangenheit zu akzeptieren, wie sie war, um schließlich gegenwärtig sein zu können“ (ebda, S. 9).²³⁶

Magdalena ist etwa zwei Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geboren. Als *Danach*-Geborene hat sie also *in utero* den Krieg erlebt, wurde aber in so etwas wie Frieden hineingeboren.

Während der ersten Liegungen zuckt Magdalena immer wieder zusammen und berichtet mir später, dass sie in den darauf folgenden Nächten „in einem durchgeschwitzten und tränennassen Bett“ aufgewacht sei. Immer wieder musste sie vor allem an Dinge denken, die „nicht wirklich mit Kriegshandlungen, aber den Auswirkungen“ zu tun gehabt hätten, „auch wenn ich das alles nur vom Hörensagen kenne.“ So hat sich der ältere Bruder ihrer Mutter kurze Zeit nach seiner Heimkehr aus

²³⁶ Die ausführliche Lektüre von Reddemann ist hier sehr zu empfehlen, im Besonderen ihre Hinweise für die „therapeutische Arbeit mit Kriegskindern“ (vgl. ebendort auf S. 35 ff.). „PatientInnen aus der ‚Kriegskindergeneration‘ sollten aus meiner Sicht in Therapien gefragt werden, ob sie sich von NS-Zeit und dem Krieg belastet fühlen, ob sie einige ihrer Beschwerden womöglich damit in Zusammenhang sehen. Ich habe erlebt, dass manche erstaunt und dann auch erleichtert sind, wenn Zusammenhänge hergestellt werden können“ (ebda. 2015, S. 46).

dem Krieg (der noch im Gange war), schwer verwundet und depressiv, suizidiert. „Und beim Liegen habe ich dann stattdessen immer meinen Herrn Vater entleibt gesehen“, sagt Magdalena und bezeichnet dies in weiterer Folge als passend, denn ihr Vater wäre „lieblos und leiblos“ gewesen, wie sie so trefflich formuliert, er „hat mich nie gekuschelt, er war ... ein gebrochener Mann.“ Von ihrem Vater erzählt sie auch, dass er im gemeinsamen Familienschlafzimmer (in dem auch Magdalena schlief) nachts oft „herzerweichend geschrien hat, ohne jedoch aufzuwachen – und erinnert, hat er [sich] auch nicht.“ Magdalena, die selbst keine Kinder hat, ist „im Alter traurig darüber, dass ich auf Kinder verzichtet habe, auch weil ich diesen Kriegsschaden wohl in mir so stark gespürt habe ... irgendwie, ohne das so zu wissen.“ Die Frage nach eigenen Kindern habe sie sich zudem „solange meine Eltern am Leben waren nicht stellen können, denn „das ihnen zuliebe Funktionieren“ hat sehr viel Kraft gekostet. – „Selbst habe ich immer geschaut, dass ich gut funktioniere, damit die Eltern es nicht noch schwerer haben“, so Magdalena. Die Erlebnisse in den Klangräumen (es waren mehrere Orte und Settings dabei) und, in ihren Worten, „aber mehr dass du mir zuhörst“ haben Magdalena „nicht versöhnt, das wäre falsch gesagt... ich habe mich innerlich kennengelernt und ich versteh’ jetzt, dass das auch für mich schlimm war.“ Dazu Reddemann:

„Ehemalige Kriegskinder werden häufig als unauffällig und funktionierend beschrieben. Diese Generation sei angepasst und habe nach dem Motto funktioniert, ‚andere haben es doch viel schlimmer gehabt‘“ (Reddemann 2015, S. 69, vgl. ausführlich auf den dort folgenden Seiten).

Im letzten unserer Gespräche (in diesem Kontext) sagt Magdalena (und hierin kann ein Kontrast zu Lises „Geist“ liegen): „Ich werde erst im Alter glücklich... verrückter Weise hilft mir, dass meine Eltern [die erst in hohem Alter starben, Anm. R. S.] mich nun nicht mehr an all das erinnern. Ich kann meinen Teil ... von dem Leid erst verstehen, seit ihres nicht mehr ... ständig ... schweigend im Raum steht. Ich werde glücklich, weil ich nicht funktionieren und nicht gelungen sein muss. Das Leben hätte ja auch gar nicht sein müssen, es ist also auch so, wie es ist, ein Gewinn. ... Jetzt bekomme ich erst allmählich ein warmes Lebensgefühl.“ Soweit eine sehr verkürzte Wiedergabe.²³⁷ Bleibt an dieser Stelle noch zu sagen, dass auch ich eine Geschichte als Kriegsenkel habe und viele ihrer Aussagen auch bei mir einen Verständnisprozess (meiner Großeltern und meiner Eltern, die Kriegskinder sind/waren, aber auch hinsichtlich manch eigener Spuren oder Spätfolgen oder Tertiärfolgen des Krieges) angestoßen haben.

²³⁷ Ich teile auch hier Reddemanns Einschätzung: „PatientInnen aus der >>Kriegskindergeneration<< sollten aus meiner Sicht in Therapien gefragt werden, ob sie sich von NS-Zeit und dem Krieg belastet fühlen, ob sie einige ihrer Beschwerden womöglich damit in Zusammenhang sehen. Ich habe erlebt, dass manche erstaunt und dann auch erleichtert sind, wenn Zusammenhänge hergestellt werden können (Reddemann 2015 S.46)“.

Angela Moré fasst in einem Artikel über „Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen“ Fehler zusammen, die dazu führen, dass die Traumata der Generationen auf inadäquate Weise „verschleifen“. Sie betont die Wichtigkeit der Abgrenzung und einer psychologischen Forschung, die die Kriegskinder und Kriegsenkel in ihren eigenen, individuellen Entwicklungen und Prägungen ernst nimmt. Ihr Hinweis auf Khans Begriff des „kumulativen Traumas der zweiten Generation“²³⁸ scheint Magdalenas (und vergleichbare) Lage(n) gut zu erfassen.

Magdalenas Geschichte zeigt mir auch, wie weit über den Uterus hinaus eine Verbindung dieser Schwangerschaft(en) mit diesem Krieg besteht, wie unpräzise der Begriff der pränatalen Dröhnung (hier) also erscheint. Denn nicht nur während der Schwangerschaft war es atmosphärisch unwirtlich. Gerade seine Unabgrenzbarkeit und das durch das Leben Hindurch-Dröhnen des Krieges bewirken wohl mit, dass Magdalena sich ihrer Endlichkeit (und der ihrer geliebten anderen) tiefer bewusst ist, als andere Menschen (ohne dieser Prägung). Magdalena verabschiedete sich nach jedem unserer ausführlichen Gespräche mit den Worten „so wir einander wiedersehen“ und einer herzlichen Umarmung.

²³⁸ „Seit Mitte der sechziger Jahre wurden neben den Erkenntnissen über die schweren und lebenslangen Auswirkungen, die die systematische Verfolgung und Vernichtung für die wenigen Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager hatten, auch die Spuren dieser Erfahrungen in deren Nachkommen thematisiert (s. z. B. Levine 1982; Bergman/Jukovy/Kestenberg 1995; Rosenthal 1997; Opher-Cohn et al. 2000; Konrad 2007). Aufgrund der im analytischen Prozess aufgedeckten Beziehungen zwischen den Generationen wurden Begriffe wie ‚Zeittunnel‘ (Kestenberg 1995), ‚Telescoping‘ (Faimberg 1985) oder ‚vermitteltes Trauma‘ (Kogan 1990) geprägt (vgl. Koch-Wagner 2001, S. 24 ff.). Zum Teil wurden diese Benennungen als kausal umfassende Erklärungen missverstanden, wodurch ihnen die metaphorische Qualität verloren ging, jeweils ein zentrales Element des Erlebens in dem komplexen Übertragungsgeschehen zu veranschaulichen. Zudem drohen durch eine Überinterpretation dieser Begriffe die spezifischen Unterschiede zwischen den Folgen der Extremtraumatisierung in der ersten Generation und ihren Auswirkungen auf die zweite Generation verloren zu gehen. Diese Differenzen berücksichtigend spricht Grubrich-Simitis (1979) von einer Transformation der Extremtraumatisierung der ersten Generation in ein ‚kumulatives Trauma‘ (Khan 1963) der zweiten Generation“ (zitiert nach Moré in „Journal für Psychologie“ 2013, Jahrgang 21, abgerufen im Februar 2016: <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268/310>).

Körper der Toten.

Daniel/

Ute (an ihre Schilderung von S. 109f. anschließend)

Bei Daniel geht es in zwei Liegungen um seine Gattin, die etwa ein Jahr zuvor unter Umständen starb, die „ein Unfall auch hätten sein können“, so der 39-jährige Daniel kryptisch. An einer anderen Stelle sagt er: „Alle [Familienmitglieder: Anmerkung A.-R.S.] glauben, dass es Suizid war, keiner kann aber darüber sprechen.“ Es folgt ein Ausschnitt aus seiner ersten Liegung. Einige Wochen nach diesem Erlebnis besuchte Daniel die Liege (und mich) nochmals, allerdings in der Kirche. Jenes zweite Erlebnis ist „zu heftig“ für ihn, er bricht nach etwa 10 Minuten ab.

Daniel spricht (bei jener ersten Liegung) bereits während des Klangprogramms (dies kommt sehr selten vor²³⁹). Absätze entsprechen den Stellen, an denen Daniel längere Pausen macht oder Fülllaute von sich gibt wie etwa „äähm“. (Nur bei sehr langen Pausen vermerke ich die Dauer.)

Daniel

oder: „und kann nur zusehen.

Wo ist sie hin?“

„Sie lässt meine Hand los.
Sie lässt mich los und sie gleitet mir weg.
Sie stürzt, sie stürzt (18)
- kopfüber stürzt sie
in den Tod. (1'24")

Ich sehe ihr ins Gesicht (29)

aber mir ist,
als würd' ich
nur noch irgendwo
ihre Fußsolen
verschwinden (58)

sehen
und

dann

²³⁹I.e. Daniel spricht bereits zu den Klängen der Liege. Dies ist (im Rahmen dieser Studie) eher unüblich – ich habe dies allerdings mehrere Male im Selbstversuch – wie eine Art diary-tape erprobt. Auch in meinen eigenen Tapes liegen zwischen einzelnen Wörtern (die zusammen einen Satz) bilden manchmal einige Sekunden.

ist alles leer. (16)

Ganz lange sehe ich sie, wie sie wegstürzt, fliegt

und kann nur zusehen.

Wo ist sie hin?“

Dass ich von allen Schilderungen über/ Geschichten von Trauer, die von Daniel als eine aussuche, die diese Arbeit abrunden soll, liegt in dem widersprüchlichen Grund, dass dies eine der wenigen Erfahrungen darstellt, die nicht im Zusammenhang mit dem Raum um die AlphaLiege „rund“ wurden. (Ich vermittelte Daniel im Anschluss an zwei Liegungen und kurze Gespräche an einen Therapeuten meines Vertrauens weiter und weiß von einem längeren, aufwühlenden Prozess, der mehrere Monate andauerte, bis sich eine erste Beruhigung einstellte.) Dennoch ist es gerade auch deshalb eine „Fall“Geschichte, die insofern sinnvoll ist, als die Liegeerfahrung, so schwierig sie zuerst auch war, in weiterer Folge dazu beitragen konnte, dass die Trauer (und wohl auch ein Trauma) sich nicht einkapselt(e).

Besonders eindrücklich geschieht in Daniels Schilderung die Heim-suchung durch die Tote, wobei sie ein ambivalenter Gast bleibt. Die verstorbene Gattin kehrt wieder, um an ihr Entgleiten zu erinnern, dem Daniel sich hilflos ausgesetzt fühlt. Ähnlich körperlich und ebenso von Kontrollverlust geprägt, geht es in Utes Schilderung zu, ich ziehe sie hier nochmals heran:

„[I]mmer wieder habe ich diesen Traum, ... eine Vorstellung, die auch jetzt kam: dass ich ganz plötzlich alleine bin. Ich gehe Hand in Hand mit ihr und ich habe nicht gespürt, dass sie mir entglitten ist ... und ich drehe mich um, als ich merke, sie ist weg... und alles, was ich finde, ist, als ich ein Stück zurück gehe, ein Loch im Boden, durch das ... sie gefallen sein muss. ... Und ich denke: ,verdammt, ich hab's nicht verhindern können, weil ich ... unaufmerksam war, jetzt ist sie weg, weil ... ich nicht immer aufgepasst habe!“ (Vgl. auf S. 109).

Daniels und Utes Schilderungen verbindet das sehnsuchtsvolle Wünschen nach den verlorenen Anderen. Charakteristisch für diese beiden immersiven Erlebnisse ist, dass sich anders als bei anderen Liegungen, bei denen Begegnungen mit Verstorbenen stattfanden, kein Gefühl von Ruhe einstellte. (Die Toten hielten nicht ruhig, um vielleicht jetzt die Möglichkeit des Abschiedes zu gewähren.)

Was Derrida sowie Sloterdijk unter den Begriffen der „ursprünglichen Trauer“ (Derrida) oder „Vortrauer“ (Sloterdijk) verhandeln, dass nämlich eine gewisse seelische Eingestimmtheit in oder auf das Verlassen-Werden oder Zurückbleiben der Überlebenden stattfindet, ist weder bei Ute noch bei Daniel geschehen. „Ihr Tod kam zu früh, es gab keinen Abschied“, sagt Daniel in unserem zweiten Gespräch. (Zu Marias Situation und jenen Differenzen, die sich für den präsubjekthaften/pränatalen Raum ergeben, vgl. ausführlich in 3.3.)

Entscheidender Unterschied zwischen Daniels und Utes Erlebnissen ist, dass Ute mehrfach wiederkommt, um sich im Klangliegen-Raum den Erinnerungen an ihre Freundin „hinzugeben“, wie sie sagt. Während zweier anschließender Liegungen weint sie heftig, es schüttelt sie mitsamt der Liege durch. Bei mir entsteht dabei die Assoziation, dass hier eine Nähe zu jenen Prozessen bestehen kann, die Levine als Abschütteln des Schocks (in Zusammenhang mit seiner Traumaforschung, vgl. in Levine 2007²⁴⁰) erfasst. Ich leite daraus die Überlegung ab, dass für nicht vollzogene (Vor)Trauer etwas Ähnliches gelten kann, wie Levine es für das 'Abschütteln' des traumatischen Schocks beschreibt, das auch längere Zeit nach einem schwierigen Erlebnis zu einer Heilung führen kann. Dazu, dass das Gefühl der verlorenen Kontrolle in diesem Zusammenhang (des unerwarteten Verlusts) eine bedeutende Rolle bei der Entstehung einer 'sekundären Todesstarre' – einer Starre, die vom Tod der anderen ausgelöst wird – spielen kann, nehme ich bereits auf S. 113f. Bezug. (Eine Erklärung dafür, dass Daniel nicht in ein heilsam-erschütterndes Ausagieren eintauchen kann, könnte daran liegen, dass die Situation als Überlebender einer Angehörigen, die (möglicherweise) Suizid verübt hat, zusätzliche Tücken aufweisen kann, über die ich hier nicht spekulieren möchte.)

Nach ihrer dritten – der tränenreichsten – Liegung sagt Ute: „Ichnehme N. jetzt in meine Zukunft mit. Ich habe sie heute bei mir wieder gespürt und .. kann jetzt wieder ihr Gesicht sehen ... und habe sie losgelassen ... lebe jetzt mein Leben weiter.“ Was Ute hier beschreibt ist dem Geiste Derridas verwandt, so finde ich (in Mittermannsgrubers Dissertation) den Hinweis auf einen Nachruf, in dem die Autorin diesen zukunftsgerichteten Teil der Übernahme des Erbes betont:

²⁴⁰ Levine erklärt anhand des instinktiven 'Abschüttelns' von Tieren nach einem lebensbedrohlichen Ereignis, was beim Menschen, der diese selbstheilende Methode nicht beherrscht, geschehen kann: wird kein Ventil gefunden, sich der empfundenen Angst zu entledigen, so kann es zu einer Art Schockstarre kommen. Die von Levine entwickelte Methode des „somatic experiencing“ stellt eine Möglichkeit dar, dieses 'verabsäumte Abschütteln' nachträglich durchzuführen und auf diese Weise aus dem Schock zu ent-frieren (vgl. ausführlich auf: <http://www.somaticexperiencing.at/> , nachgesehen am 26.12.2015)

„Eine Erbschaft anzutreten, heißt nach Derrida, ihr in einer unbedingten, nicht-gewählten Empfänglichkeit gegenüberzustehen, die aller Arbeit der aus- und zuschneidenden Selektion vorhergeht. Weil aber das derart Empfangene sich einem identifizierenden Zugriff entzieht, besteht die Aufgabe für denjenigen, der sich in der Situation des Erbenden vorfindet, in der Verwandlung des Hinterlassenen in ein noch Ausstehendes. Diese Transformation von etwas Gewesenem in etwas Zukünftiges bedeutet, bei aller Treue, immer auch die Hinterlassenschaft als andere, veränderte wiederkehren zu lassen (Busch in Journal Phänomenologie, 23/2005, S. 5, zitiert nach Mittermannsgruber 2009, S. 10/FN 8)“.

Dieses „[I]mmer auch die Hinterlassenschaft als andere, veränderte wiederkehren zu lassen“ ist die Bewegung, die bei Ute nach einer Phase des (nachgeholten) Abschiedes am Ende ihres Liege-Zyklus zu beginnen scheint. Sie beschreibt dabei die Heim-suchung durch ihre verstorbene Freundin als das erlösende Moment. Der Körper der anderen (mit Derrida gedacht, aber nicht nur – auch in einer viel simpleren, greifbareren Weise) wird zur Schlüsselstelle bei Ute: indem sie sich wieder erinnert – an das Gesicht der Toten – und daran, wie ihre körperliche Anwesenheit sich anfühlt(e), kann ein Prozess des Abschiedes beginnen: indem sie ihr Gesicht wieder sehen und den Körper wieder erinnern kann, kann sie die geliebte andere loslassen. Ein Loslassen, das die verlorene Freundin dennoch in die Zukunft mit nimmt. Ute tritt das Erbe (vgl. bei Busch) nun an.

Um nochmals die Frage aufzunehmen, die mir bei Mittermannsgruber besonders gut gefällt: „Wie verhält es sich mit den Gesetzen der Gastfreundschaft, und wie verhält sich das „Gespenst“ dazu? (vgl. zu Beginn des Kapitels)“. Ein 'gutes Gespenst' ist – dies wäre das Resultat aus dem Vergleich von Daniels Erlebnis mit Utes Prozess – eines, das sich in/ mit seinem Körper (vgl. eingangs) zur Gänze zeigt (anwesend wird) und für eine Weile in unserem Raum verweilt und dass sich dann auch wieder (im Guten) zurück zieht und uns selbst überlässt, wie wir seiner nun weiter gedenken, was wir mit seinem Erbe machen. Gute Gastfreundschaft (dem Gespenst gegenüber) bedeutet (in diesem Sinne), es herein zu bitten, mit ihm für die Weile eines Besuches beisammen zu sein und es dann auch wieder (als Gespenst) zur Gänze frei zu geben.

Utes Schilderung ist in Einklang mit den bisher getätigten Überlegungen, dass sich der Raum, den ich hier studiere, für solch liminoide Prozesse eignet – in diesem „Fall“ für einen Übergang aus der Starre hin zu einem Abschied in ein lebendiges Vorne. Wie in

den vorangegangenen Kapiteln beschrieben, ist es Teil der Wirkweise der AlphaLiege, dass sie und die Sphäre, die sich um sie entfaltet kann, Automatismen des alltäglichen Realitätskontinuums (den 'Stream of Consciousness') unterbrechen können. Die (eigene und fremde) Sterblichkeit stellt eines der Themen (und dabei wohl das größte) dar, die das Leben begleiten, die sich allerdings verstärkt in jenen Situationen der Weltpause (den Zwischenräumen der Inexistenz, vgl. in 2.2.) ins Zentrum der Aufmerksamkeit drängen. Auf gewisse Weise ist jene Selbstauffälligkeit, die Sloterdijk als spontanes Einbrechen der Erkenntnis sieht, *wirklich zu existieren* (vgl. Sloterdijk 1993, S. 16f., sowie in der vorliegenden Studie auf S. 78 Und S. 131f.) innig mit der Einsicht in die Vergänglichkeit dieses Existierens verwoben; dies deutet Sloterdijk am Ende seiner ausführlichen Rede von den Selbstfindlingen auch noch an: „Zum Glück ist das >>Ich existiere<< kein Gedanke, der alle meine Vorstellungen muss begleiten können. Wann ist es vorüber? “ (Sloterdijk 1993, S. 18). Eignet sich die Liege (oder dieser Raum) also gelegentlich, um das eigene Existieren zu bemerken, so *muss* sie sich auch eigen, das eigene und das fremde >>Wann-ist-es-vorüber?<< zu denken.

Pathetisch gesagt: da es sich mit der Trauer so verhält, dass nach der Trauer vor der Trauer ist (denn bis man selbst stirbt, werden immer geliebte Andere vor einer/einem gehen, das liegt in der Natur des Lebens, so man sich darauf einlässt/ einlassen muss/ eingelassen ist, geliebte Andere zu haben) ist es essentiell, eine (in)dividuell mögliche Form zu finden, angesichts der menschlichen Sterblichkeit dennoch liebesfähig zu bleiben, zu lieben, auch wenn dies bedeuten kann, auf die schmerzvollste Weise verlassen zu werden. Oder – wieder mir Derrida:

„Zu leben lernen, das müßte bedeuten, zu sterben lernen, zu lernen, der absoluten Sterblichkeit (ohne Heil, weder Auferstehung noch Erlösung – weder für sich selbst noch für den anderen) Rechnung zu tragen, um sie zu akzeptieren. (Derrida 2004)“

Ich möchte, diesen aktuellen Versuch über Trauer (entlang der Schilderungen von Daniel und Ute) mit einer Textstelle von Macho, die ich in eine ähnlich atemrhythmische Form (wie die von Daniels Schilderungsfragment) bringe, abrunden und beenden:

„Das Sterben der anderen Menschen
setzt seine Zeugen ein:
als Zeugen eines Ereignisses,
das die Gegenwart anderer Menschen
aufhebt,
ohne zu offenbaren, was mit ihnen geschieht.
Denn auch der Tod des anderen Menschen
ist unvorstellbar.

Er zeigt nur den Rücken des Abschieds.
Im Augenblick der Trennung wird keine Verheißung irgendeines Himmels (oder
irgendeiner Hölle)
offenbar,
sondern lediglich ein ausdrucksloser Blick.

Was sich im Sterben
der anderen Menschen zeigt,
ist eine Maske, in der sich die eigene Trauer spiegelt“
(Macho 2007, S. 2).

Der zuletzt skizzierte Gedanke Derridas – es gehe darum, „zu lernen, der absoluten Sterblichkeit (ohne Heil, weder Auferstehung noch Erlösung – weder für sich selbst noch für den Anderen) Rechnung zu tragen, um sie zu akzeptieren – bringt mich zur Schilderung von Helmuth, dem ältesten 'meiner' Immersanten.

Helmuth
oder: Die Sonne und der Tod.

Helmuth (91-jährig) wird von seiner (nicht mit ihm verwandten) Betreuungshilfe im Rollstuhl in die Kirche gefahren. Ob deren Erscheinen in der Kirche während der Laufzeit dieses Projektes absichtlich/ planvoll geschah, wird mir nicht einsichtig. Helmuth wirkt bei der Begrüßung misstrauisch und wird von seiner Pflegerin auf die Liege gesetzt. Ich komme erst in jenem Moment hinzu und stelle mich vor. Danach betont sie noch mehrfach (in seiner Hörweite), er wäre „nicht mehr so wirklich da, schwer dement“ und würde „nur viel schimpfen, aber alles unzusammenhängend“. Im folgenden Zitat geben die Zeilenabstände und -umbrüche Hinweise auf Helmuths Sprechgeschwindigkeit (schnelle Passage: einzeilig) und sein Atemholen (Zeilenumbruch). Er streckt während des Sprechens mehrfach beide Arme in die Höhe (gen Kirchenkuppel).

„Sie schaut uns an, jawohl, das wird schön werden,

Ha! Na wo bist du denn? Ach die Sonne wird schon kommen – wie das Sterben

nix, da spür ich nix mehr. Rundherum find ma lauter nur Blau, um die Sonne herum, und das Gesicht wird so warm – bravo, bravo, bravo – schau die Blumen an, da, ja, jawohl!

Das ist schön wenn ich da dabei sein kann – schau, die Sonne hilft uns, schau, wie die Sonne uns hilft.

so blau, aber wie – blau blau – ach Sonne, 'ob's stürmt oder schneit [singt] Erde voll Streit' – die bleibt immer da, gibt's überhaupt nix – Sonne du kannst fleißig weiterleuchten, wir sind da – wenn i da aufi schau, seh ich – nichts – alles [*lacht und winkt*] hallo! Keine Wolke, gar nichts. Und das g'hört so. Nur blau. Und wenn i weg bin, is imma noch – lalala halla la – du Lurder! Wie sich's g'hört! Schau, a Strahl in die Höh! Und a Strahl hinunter *zu uns*.“

Sloterdijk nennt eines seiner autobiografisch-dialogischen Bücher „Die Sonne und der Tod“, weil ihm der Gedanke gefällt, dass die Gemeinsamkeit von Sonne und Tod darin bestünde, dass man in beide nicht direkt hineinschauen kann (vgl. Sloterdijk 2001, Einleitung). Bei Helmuth hat sich aber offenbar ein Blick eingestellt hat, der sehr direkt in die Sonne und in den Tod hineinschauen kann und der gerade in der zunächst und zumeist als die große Lebensspenderin gedeutete Sonne den Schatten des Todes wahrnimmt. Sie ist ein ‚Lurder‘, insofern sie die Frechheit besitzt, auch nach meinem/seinem Tod weiter zu scheinen. Kaum ein anderes Erlebnis in diesen (hier beschriebenen) Räumen hat mich mit so großer Heiterkeit zurückgelassen. Zahlreiche Assoziationen können für die Leserin oder den Leser auch ohne eine ausführliche Interpretation entstehen. Das Parallelholen von jenen weiter oben wiedergegebenen Sätzen, die zu Derridas letztveröffentlichten gehören, tut sein Übriges zu (m)einem Verständnis von Helmuths Weisheit. (Die Beschreibungen seiner Betreuerin im Vorfeld wollen sich so gar nicht mit meiner Empfindung decken, es kommt mir vor, als wäre – im Gegenteil – ein tieferer Sinnzusammenhang in seinen Worten enthalten als in den meisten Ausführungen, die um Kohärenz bemüht sind.) Die Sonne und der Tod: beide sind „Lurder“ und dennoch tun sie „wie sich's g'hört!“. Dies erscheint mir ein Protokoll über ein höchst sensibles und gelungenes Lernen, „der absoluten Sterblichkeit Rechnung zu tragen (Derrida, vgl. oben)“.

An dieser – das 5. Kapitel abschließenden – Stelle möchte ich an den „Exkurs zum Tod“ (Seite Bla) erinnern. In ihrer Schilderung beschreibt die Immersantin **Tanja** sich „wie in am eigenen Mausoleum gefühlt [zu haben], wie in 'ner Familiengruft.“ Es ist ihr dabei „nicht klar, ob ich lebe oder doch nicht ... so eine Ahnung: ‚Das Leben ist ewig!‘ Ich liebe diesen Ort, ich fühle mich da selbst heilig ... in einer guten Art g'meint(.) Alles gemeinsam ist, sind wir in was wie ‚Gott‘(.)“ **Tanjas** Bild ist hier ein christlich oder generell religiös mystisches, doch auch über diese Dimension hinaus spricht sie ein großes Rätsel an:

„Das Geheimnis besteht darin, daß wir in der Regel außerstande sind, zu begreifen, wie man das enthält, wovon man enthalten wird. Goethes Ganymed

hat es angedeutet: ‚umfangend umfassen‘“ (Sloterdijk in Haslinger 2016, S. 41).

Mit dieser Gestalt des umfangenden Umfassen-Seins (oder enthaltenen Enthalten-Seins) bin ich nun bei einem mir wichtigen (End-)Punkt angekommen. Es kann sein, dass die klanglich-topologische Art dieses hier besprochenen Raumes dazu beiträgt, dass eben jenes Denken von ‚umfangend umfassen‘ für Momente etwas einfacher wird. Unter Zuhilfenahme der AlphaLiege können (auch) Räume entstehen, in denen sich die Gastfreundschaft für Gespenster (um es mit Derrida zu sagen) kultivieren lässt.

6. Resümee

Es ist eine ausgesprochen schwierige Angelegenheit, nach einer derart ausführlichen Zeit des Forschens eine knappe Conclusio zu ziehen. Bereits zu Beginn dieser Studie formuliere ich den Beschluss, mich darin „Fallgeschichten“ zu widmen (oder präziser: mich von Fallgeschichten leiten zu lassen) und rechtfertige dieses Vorgehen mit großen Namen wie Freud oder Piaget und stelle dieses Postulat Sloterdijks voran, dessen Kernanliegen ich bemüht – vielleicht ein wenig überambitioniert, vgl. dazu im nächsten Absatz – ernsthaft betrieben habe:

„Wer sich über das Zur-Welt-Kommen eines einzigen Individuums hinreichend radikal Rechenschaft ablegt, erreicht den Punkt, an dem die Fallgeschichte als Seinsgeschichte zu referieren ist“ (Sloterdijk 1993, S. 242).

So ergibt es sich also, dass ich auf ein Geschehen aufmerksam werde, das ich vor allem an den „Fallgeschichten“ eines Immersanten und zweier Immersantinnen – Heiner, Marie und Simone (um nochmals an die Chronologie zu erinnern) – auf eine Weise studiere, die vielleicht näher an gegenwarts-archäologischen Ausgrabungen (oder auch innenraum- oder intim-archäologischen Ausgrabungen) ist, als an irgend einer (anderen) Form der psychologischen Forschung mit qualitativen Methoden. Um hinsichtlich meines Forschungsprozesses aufrichtig reflexiv zu bleiben (ein Selbstanspruch, den ich in der Einleitung formuliere): mir erscheint das zutage Beförderte an mehreren Stellen etwas redundant und ich würde, hätte ich noch mehr Zeit zur Verfügung, in einem nächsten Schritt Straffungen der Einzelschilderungen, sowie in einem übernächsten Verdichtungen mit weiteren (teilweise erwähnten) Berichten von Immersantinnen und Immersanten vornehmen. Danach würde ich wohl erneut zu weiteren Geschichten des Zur-Welt-Kommens greifen und vermutlich mit einer völlig anderen Triade/ einem anderen Dreier-Gespann (oder einem Immersanten-

Quartett oder einem Immersantinnen-Choral) wieder ebenso vorgehen wie auf den voran gegangenen Seiten (und dann wohl neue Verdichtungen und Straffungen ersehen). [Die Verfasserin der vorliegenden Studie seufzt an dieser Stelle vernehmlich.] Kurzum: trotz der radikalen Rechenschaft, die ich mir versucht habe, über die Geschichten des In-die-Welt und Zur-Welt-Kommens von Heiner, Marie und Simone abzulegen, habe ich noch nicht annähernd das Gefühl, an die Wurzeln einer Seinsgeschichte vorgedrungen zu sein; und, doch kommt mir vor, ich habe zusammen mit meinem Dreigestirn (und einem Grabenorchester) durchaus das „Sagbare aus dem Reich des Todes und der Schöße“ erweitert, was ich an mittlerweile weit zurückliegender Stelle als ein implizites Ziel der vorliegenden Studie angebe (vgl. auch bei Sloterdijk 2006 S. 144). Ich möchte an dieser Stelle nun keine Vergleiche zwischen Marie, Simone und Heiner anstellen, weder wäre dafür noch Raum, noch erscheint mir dies sehr sinnvoll (es käme meines Erachtens dem willkürlichen Konstruieren von Verbindungen gleich), sondern lieber noch ein paar Worte zu jenem Grundbegriff sagen, der mich von Beginn dieser Untersuchung an zentral beschäftigt: dem der Dröhnung.

Vorweg sei eines zugegeben: der Begriff ist ein Protologismus, d.h. ein frisch geprägtes Wort, von dem nun auch nach dem Durchgang durch diese Arbeit nicht gesagt werden kann, ob er eine Chance hat, in das wissenschaftliche psychologische Sprechen Eingang zu finden. Für mich selbst ist das Konzept der pränatalen Dröhnung in den vergangenen Jahren jedenfalls zu einer (weiteren) sehr facetten- und auch hilfreichen Deutungsfolie im Blick auf die Welt(en) geworden. Nach allem hier Gesagten scheint mir – überspitzt formuliert – zu gelten: sobald wir ekstatisch werden, aus welchen Gründen auch immer, gehen wir zu unserer Grundfrage/Grunddröhnung. Dieses Gehen ist keine *willentliche* Bewegung, wie Tomatis sagt, taucht uns jeder Schock unseres Lebens wieder in das erste, archaische Bad ein (Tomatis 1990, S 5). Ich führe diesen Gedanken fort, indem ich behaupte: nicht nur im Schock, sondern *immer*, wenn es ekstatisch wird – d.h. unser in-der-Welt-Sein-und-gleichzeitig-aus-ihr-Herausstehen uns offenbar wird – dann bekommen wir es (auch) mit Weisen der Empfindung jenes umgebend-umgebenen-Seins zu tun, die auf sehr ursprüngliche Weise in uns eingeschrieben sind. Pränatal gedröhnt zu sein bedeutet dabei, eine (in)dividuelle Art des Begonnen-Seins eingeschrieben zu haben. Dies ist keine statische Konstruktion sondern eine dynamische Konstitution: es dröhnt durch unser Leben hindurch, jede 'tiefgehende' (Inter)Aktion greift in dieses Dröhnungsgeschehen ein und modifiziert es durch das gesamte Leben hindurch. Trotzdem – so der Grundgedanke – ist es basaler Bestandteil unseres je aktuellen ekstatisch-Seins.

7. Literaturverzeichnis

Bachelard, G. (1960). *Poetik des Raumes*. München: Carl Hanser Verlag.

Badiou, B., Höller, H., Stoll, A. & Wiedemann, B. (2008). *Herzzeit. Ingeborg Bachmann – Paul Celan. Der Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie zwischen Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange*. Frankfurt: Suhrkamp.

Baschka, M., (2011). *Rollenfallen und Geiselmentalität. Eine Streitschrift wider den Selbstbetrug*. München: Bertelsmann.

Bourdieu, P. (1997): *Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld*. In: ders., *Der Tote packt den Lebenden*, Hamburg.

Bowlby, (1982) *Attachment and loss*. New York: Basic Books.

Böhme, G., (2002). *Synästhesie: Interferenz, Transfer, Synthese der Sinne*. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann.

Böhme, G. (2007). *Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik*. In T. Friedrich & J.H. Gleiter (Hrsg): *Einführung und phänomenologische Reduktion: Grundlagentexte zu Architektur* (S. 287 – 319). Münster: LIT Verlag.

Böhme, G. (2013). *Atmosphäre, Essays zur neuen Ästhetik*. Frankfurt: Suhrkamp.

Böhme, H., (1994). *Das Licht als Medium der Kunst. Über Erfahrungsarmut und ästhetisches Gegenlicht in der technischen Zivilisation*. Antrittsvorlesung an der Humboldt-Universität Berlin, 2. November 1994, [online] Url: <http://edoc.hu-berlin.de/humboldt-vl/boehme-hartmut/PDF/Boehme.pdf> [12.12.2015]

Böhringer, H. (1993). *Orgel und Container*. Berlin: Merve Verlag.

Braun, C.v. (2001). *Versuch über den Schwindel.Religion. Schrift. Bild. Geschlecht*. Zürich – München: Pendo Verlag.

- Freud, S. (1971 [1905]). *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*. In Studienausgabe, Bd. VI. (S. 83-186). Frankfurt: Fischer.
- Freud A., (1984). *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Freud, S. (1986): *Briefe an Wilhelm Fließ. 1887-1904*, Hg. von J.M. Masson. Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud A., (1984). *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Grof, S. (1988), *Topographie des Unbewussten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Habermas, J. *Notwendige Diskussion über Heidegger*. Leserzuschriften zu dem Artikel 'Mit Heidegger gegen Heidegger denken'. FAZ vom 25. 7. 1953
- Heidegger, M. (1927). *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger M. (2004) *Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit (Wintersemester 1929/30)*. Frankfurt: Klostermann.
- Hirsch, M. (2004). *Psychoanalytische Traumatologie – Das Trauma in der Familie. Psychoanalytische Theorie und Therapie schwerer Persönlichkeitsstörungen*. Stuttgart: Schattauer.
- Imdahl, M. (1996): *Reflexion, Theorie, Methode*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Irigaray, Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Irigaray, Luce (1980): *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Irigaray, L. (1986). *Zur Geschlechterdifferenz*. Wien: Milena Verlag.
- Klein, M., Riviere, J. (1989). *Seelische Urkonflikte. Liebe, Hass und Schuldgefühl*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Knörr, K., Knörr-Gärtner, H., Beller, F.K., Lauritzen, C., (1982). *Lehrbuch der Geburtshilfe und Gynäkologie*. Springer.

Lux, V. & Richter, J.T. (2014) *Kulturen der Epigenetik. Vererbt, codiert, übertragen*. Berlin: DeGruyter.

Lettre international LI 66, Herbst 2004 (S. 10ff). Berlin.

Levine, P. & Frederick, A. (2007). *Waking the Tiger – Healing Trauma: The Innate Capacity to Transform Overwhelming Experience*. Berkeley, CA: North Atlantic Books.

Moore, K.L., Persaud, T.V.N., Viebahn, C. (2007) *Embryologie: Entwicklungsstadien - Frühentwicklung - Organogenese – Klinik*. Urban & Fischer Verlag/Elsevier.

Moré, A. *Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen. Journal für Psychologie (2013 Jahrgang 21)*.
[online] URL: <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268/310> [04.02.2016]

Mach, I. (2012). Vom Teehaus zum Themenpark – Rauminszenierung in der japanischen Architektur. in OAG-Notizen. [online] URL: http://www.oag.jp/images/publications/oag_notizen/Feature_2_Mach_Februar.pdf [14.02.2014].

Macho, T. (1993). Zeichen aus der Dunkelheit. Notizen zu einer Theorie der Psychose. In R. Heinz, D. Kamper & U. Sonnemann (Hg): *Wahnwelten im Zusammenstoß. Die Psychose als Spiegel der Zeit*, (S. 223- 240). Berlin: Akademie Verlag.

Macho, T. (2002) *Neue Askese? Zur Frage nach der Aktualität des Verzichts*. In: Gabriele Sörgo (Hrsg.): *Askese und Konsum*, (S. 139–153), Wien: Turia + Kant.

Macho, T. (2000). *Mit sich allein. Einsamkeit als Kulturtechnik*. In: Aleida & Jan Assmann (Hrsg): *Einsamkeit. Archäologie der literarischen Kommunikation VI* (S. 27 -44). München: Wilhelm Fink.

- Macho, T. (2007), *Jedermanns Tod, Kunst als Trauerarbeit*. [online] URL: http://www.w-k.sbg.ac.at/fileadmin/Media/arts_and_festival_culture/macho_jedermann_070708.pdf [06.06.2009].
- Macklon, N.S., Geraedts, J-P.M., & Fauser, B.C.J.M., (2002). *Conception to ongoing pregnancy: the 'black box' of early pregnancy loss*. [online] URL: <https://humupd.oxfordjournals.org/content/8/4/333.full.pdf> [14.06.2013]
- Mauser, S. (2004). *Etymologie und Tiefenmusikologie*, Tutzing: Verlag Hans Schneider.
- Massumi, B. (2002). *Parables for the virtual: Movement, affect, sensation*. Durham, N.C.: Duke University Press.
- Michaux, H. (1998). *Erkenntnis durch Abgründe*, Verlag Droschel.
- Michaux, H. (2007). *Momente: Durchquerungen der Zeit*. München – Wien: Edition Akzente Hanser.
- Mittermannsgruber, M. (2009). *Hantologie und Nekrographie – Das „Gespenst“ und seine Apokalypse oder Von Jacques Derridas Körper*. Dissertation an der Universität Wien.
- Nancy, J.-L. (2003). *Corpus*. Berlin: Diaphanes.
- Nancy, J.-L. (2010). *Ausdehnung der Seele, Texte zu Körper, Kunst und Tanz*. Berlin: Diaphanes.
- Przyborski, A. & Slunecko, T. (2010). Dokumentarische Methode. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 627-642). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pesata, V. (2002). *Fragmente einer phänomenologisch-qualitativen Annäherung an die psychedelische Erfahrung und deren Auswirkungen*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.

- Plessner, H. (2003): *Conditio Humana. Gesammelte Schriften VIII*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Quindeau, I. (2005). *Spur und Umschrift. Die konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse*. München: Wilhelm Fink..
- Qindeau, I. (2013). *Depressionen und Geschlecht*. Vortrag im Rahmen des Symposiums: *Un-Wohl-Gefühle*. Psychoanalytische Akademie, Wien.
- Rank, O. (1924). *Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse*. Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.Reddemann, L. (2004). *Imagination als heilsame Kraft – Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Reddemann, L. (2015). *Kriegskinder und Kriegsenkel in der Psychotherapie. Folgen der NS-Zeit und des Zweiten Weltkriegs erkennen und bearbeiten - Eine Annäherung*. Stuttgart: Klett- Cotta.
- Sadler, W. (2008). *Medizinische Embryologie: Die normale menschliche Entwicklung und ihre Fehlbildungen*. Stuttgart: Georg Thieme Verlag.
- Samsonow, E. v. „Studio Elektra“, Ausgabe „Hypnos/ Dream/ Traum“, 04. 06. 2012, [online] URL: <http://okto.tv/studioelektra> [14.02. 2013]
- Schmitz, H. (2007). *Leib und Gefühl: Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Bielefeld: Edition Sirius.
- Sloterdijk, P. (1983). *Kritik der zynischen Vernunft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Sloterdijk, P. (1988). *Zur Welt kommen – Zur Sprache kommen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Sloterdijk, P. (1989), *Eurotaoismus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Sloterdijk, P. (1991). *Weltsucht - Anmerkungen zum Drogenproblem*. In: P Buchheim, M. Cierpka & Th. Seifert (Hrsg) *Lindauer Texte* 1991 (S. 145- 163). Berlin:

Springer. [online] URL: <http://www.lptw.de/archiv/lintext/LindText1991.pdf>
[30.08.2010]

Sloterdijk, P. (1993). *Weltfremdheit*. Frankfurt: Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (1996). *Selbstversuch*. Carl Hanser Verlag, München.

Sloterdijk, P. (1998). *Sphären I. Blasen*. Frankfurt: Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (1999). *Sphären II. Globen*. Frankfurt: Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (2003), *Für eine politische Ethik des Raumes, Philosophische Stichworte zu einer freien Baukultur*. In: *Architektur und Politik – Europa gestalten! Internationaler Architektenkongress der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen 18. bis 22. Juni, St. Helier, Jersey*, (darin S 18 – 29) , [online] URL: http://www.aknw.de/fileadmin/user_upload/Publikationen-Broschueren/kongress_jersey_2003.pdf [12.03.2013]

Sloterdijk, P. (2004). *Sphären III. Schäume*. Frankfurt: Suhrkamp.

Sloterdijk, P. & Heinrichs, H.J. (2006). *Die Sonne und der Tod. Dialogische Untersuchungen*. Frankfurt: Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (2009). *Du mußt dein Leben ändern*, Frankfurt: Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (2016). *Raum und Psyche*. In: B. Haslinger (Hg.) *Raum und Psyche*. Ein transdisziplinärer Dialog zu Freiräumen in der Psychiatrie (S.27 - 42). Gießen: Psychosozial- Verlag.

Slunecko, T. (2006). Immersive Kunst als therapeutische Option. *Psychologie in Österreich*, 26(4-5), 281-288.

Slunecko, T. (2008). *Von der Konstruktion zu der dynamischen Konstitution: Beobachtungen auf der eigenen Spur* (2. Ausgabe). Wien: WUV.

- Slunecko, T. (2009), *Balancieren - eine Einladung zur Übergegensätzlichkeit*. In: R. Schönhammer (Hg.) *Körper, Dinge und Bewegung. Der Gleichgewichtssinn in materieller Kultur und Ästhetik*. (S. 143 - 154). Wien: Facultas, WUV.
- Slunecko, T. & Przyborski, A. (2009). *Kulturdialog als Mediendialog*. Zeitschrift für Psychologie – Dialogizität, 17/2.
- Slunecko, T. (2012). *Zur Kritik der Zuschauerontologie der Psychoanalyse – vorbereitende Arbeiten*. In Günther Gödde & Michael Buchholz (Hrsg.) (S. 563 -582) *Der Besen, mit dem die Hexe fliegt: Wissenschaft und Therapeutik des Unbewussten*. Gießen: Psychosozial.
- Solomon, A. (2011). TED-Talk: Depression: The Secret we share. [online]. URL: https://www.ted.com/talks/andrew_solomon_depression_the_secret_we_share/transcript?language=en [21. 12. 2015]
- Stenner, P. (in press). Liminalität, Un-Wohl-Gefühle und die affektive Wende. In E. Mixa, S.M. Pritz, M. Tumeltshammer, and M. Greco (eds). *Un-Wohl-Gefühle: Eine Kulturanalyse gegenwärtiger Befindlichkeiten*. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Stenner, P. (2004). Is autopoietic systems theory alexithymic? Luhmann and the socio-psychology of emotions. *Soziale Systeme*, 10 (1), 159-185.
- Stenner, P. and Moreno, Eduardo (2013). Liminality and affectivity: the case of deceased organ donation. *Subjectivity*, 6(3) 229–253.
- Swaab, D. (2013). *Wir sind unser Gehirn. Wie wir denken, leiden und lieben*. München: Knaur.
- Szokolczai, Á. & Horvath, A. (2013). The gravity of Eros in the contemporary: An introduction. *History of the Human Sciences*, 26(5), 69-78.
- Szokolczai, Á. (2009). Liminality and experience: Structuring transitory situations and transformative events. *International Political Anthropology*, 2(1), 141-172.
- Streeck-Fischer Annette, Sachsse Ulrich, Özkan Ibrahim (Hg) (2001) *Körper, Seele, Trauma. Biologie, Klinik und Praxis*. Vandenhoeck & Göttingen: Ruprecht.

- Tomatis, A. (1990) *Der Klang des Lebens. Vorgeburtliche Kommunikation*. Reinbek: rororo.
- Tomatis, A. (1999) *Klangwelt Mutterleib*. München: dtv.
- Tomatis, A. (2000) *Das Ohr und das Leben. Erforschungen der seelischen Klangwelt*. Düsseldorf – Zürich: Walter Verlag.
- Turner, V. (2005). *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt: Campus.
- Turner, V. (1989). Das Liminale und das Liminoide in Spiel, 'Fluß' und Ritual. Ein Essay zur vergleichenden Symbologie. In V. Turner (Hg.) *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Turner, V.W. (1974). *Dramas, fields, and metaphors: symbolic action in human society*, London: Cornell University Press.
- van Gennep, A. (1909), *Les rites de passage*. Paris: Nourry.
- Wiltschko, J, (2008): *Focusing und Philosophie: Eugene T. Gendlin über die Praxis körperbezogenen Philosophierens*, Wien: Facultas.
- Zehetner, B. (2011). Unveröffentlichte Dissertation, *Performative Konstruktion von Krankheit und Geschlecht und feministische psychosoziale Beratungspraxis*, Universität Wien.
- Žižek, S. (2014) [online] Url: *Events and Encounters Explain Our Fear of Falling in Love* URL: <https://www.youtube.com/watch?v=LXqPIYWJSII> [1.1. 2015.]

8. Abbildungen

Abbildung 1. (Aufnahme von Caspar Huckfeldt).



Abbildung 2. (Aufnahme von Caspar Huckfeldt).



Lebenslauf

In Wien am 27.11. 1980 geboren, Volksschulbesuch ab September 1986 im Josefinum in Wien (im 14. Bezirk). Ab 1990: Besuch der AHS in Wien, erst in der Albertgasse 18-22 im 8. Bezirk, ab 1998 am Henriettenplatz im 15. Bezirk, dort 2000 Matura. Inskription an der Universität Wien als außerordentliche Hörerin im Jahr 1998. Beginn des Psychologiestudiums 2001 an der Fakultät für Psychologie (ebendort). 2004 Beginn einer Hinwendung zur Qualitativen Forschung. Ab 2008 drei Semester Tätigkeit als Studienassistentin an der Fakultät für Psychologie in Wien. Im WS 2013/14 und im WS 2014/15: Co-Leitung der LV 'Selbsterfahrung' (für Studienbeginnerinnen und Studienbeginner der Psychologie) an der SFU Berlin.

Abstract

Holotropes Hören

Pränatale Erinnerungsspuren in einem immersiven Klangraum

Ergebnisse und Anregungen einer Erststudie (Slunecko, 2007) über die Wirkung und das therapeutische Potenzial einer Klangliege aufgreifend, wurde in eigens entworfenen Settings mit dieser Liege umfangreiches empirisches Material zur Erfahrung des Klangliegens erhoben. Bei dessen qualitativer Auswertung wird auf die vorgeburtliche Erfahrungsdimension und auf jene der Sterblichkeit fokussiert. Das dritte interessierende Gebiet ist jenes des liminoiden Erfahrungsraumes. Unterschiedliche Prozesse des Übergangs – wie solche von Trauma und Trauer – werden an wenigen, aber ausführlichen Fallgeschichten betrachtet. Metatheoretisch orientiert sich diese Arbeit u. a. an Peter Sloterdijks Sphärenbegriff und dem Denken von „Atmosphäre“ bei Gernot Böhme. Mit dem Forschungsprozesses geht die Schöpfung des Begriffes der „pränatalen Dröhnung“ einher - ein Protologismus, der die frühesten menschlichen Prägungen bezeichnet. Die vorgeburtliche Dröhnung ist dabei keine statische Konstruktion, sondern eine dynamische Konstitution: sie dröhnt durch unser Leben hindurch, jede tiefgehende (Inter)Aktion greift allerdings in dieses Dröhnungsgeschehen ein und modifiziert es ein ganzes Leben lang. Die vorliegende Studie begibt sich auf die Suche nach Spuren dieser Ur-Prägung.

Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.